This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 3435.104

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAURER
OF MUNICH

THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

Die Naturgeſchichte des Volkes

als Grundlage

einer deutſchen Social-Politik.

Von

W. H. Riehl.

Erſter Band.

Land und Leute.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1854.

Land und Leute.

1854.

Von

W. H. Riehl.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1854.

Die Naturgeſchichte des Volkes

als Grundlage

einer deutſchen Social-Politik.

Von

W. H. Riehl.

Erſter Band.

Land und Leute.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1854.

Land und Leute.

1854.

Von

W. H. Riehl.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1854.

Loc 31435.106

July 15,

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

1486

Seiner Erlaucht

dem Herrn

Reichsrath Grafen Karl von Giech

in Thurnau.

Wir lesen in den Geschichtsbüchern, daß die Fürsten und ihre Räthe in alter Zeit ihre Residenzen und Kanzeleien wechselnd bald in diesem, bald in jenem Theile des Landes aufgeschlagen haben. Sie absolvirten bei diesem Wanderleben ihre politischen Studien; denn sie lernten Land und Leute kennen. Auch auf ihren Jagdzügen fanden sie manchmal die Staatskunst und Weidmannskunst nebeneinander.

Heutzutage ziehen die Fürsten nicht mehr von Burg zu Burg, und die Minister reiten auch nicht mehr regierungshalber durch das Land. Da nun die Staatsmänner nicht mehr auf die Wanderschaft gehen können, so sollten es wenigstens die politischen Schriftsteller für sie thun.

Diese Erwägung trieb mich seit Jahren hinaus, die schönen deutschen Gaue zu durchstreifen, um im unmittelbaren Verkehr mit dem Volke diejenige Ergänzung meiner historischen, staatswissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Studien zu suchen, die ich in den Büchern nicht finden konnte.

Ich ging bei dieser gleichsam naturgeschichtlich analytischen Untersuchung unserer öffentlichen Zustände nicht von einem vorgefaßten politischen Parteistandpunkte aus. Erst aus der Summe der eigenen Anschauungen entwickelte sich mir ein social-politischer Conservatismus, der mir nun aber auch um so sicherer bestimmend wurde für meine ganze Lebenspraxis. Zuerst ward ich Fußwanderer und nachher politischer Schriftsteller. Wenn ja etwas Eigenes und Neues in meiner Art der Behandlung von Gesellschafts- und Staatswissenschaft steckt, dann habe ich es diesem Umstande zu danken.

Als ich mein Buch über die „bürgerliche Gesellschaft" schrieb, ging ich nicht entfernt von der Absicht aus, eine

neue Schutzrede für die ständische Gliederung im Volke zu liefern. Ich wollte lediglich aus einem künstlerischen Trieb das deutsche Volksleben nach seinen allgemeinsten Gruppirungen zeichnen und fand die natürliche ständische Gliederung am Wege, ohne daß ich sie suchte. Ja zuerst galt es mir nur, eine einzelne Volksgruppe zu skizziren, die Bauern, und der Plan, eine Schilderung der ganzen Gesellschaft zu entwerfen, rührte ursprünglich gar nicht von mir her. Er ward in mir erst angeregt durch den Freiherrn von Cotta, als ich demselben meine Arbeit über „die Bauern" für die Deutsche Vierteljahrsschrift vorlegte. Die Idee des ganzen Buches wurde zwischen uns in mündlichem und brieflichem Verkehr mannichfach erörtert, und viele Winke des mit unsern gesellschaftlichen Zuständen gründlich vertrauten Mannes, dessen Förderung meines ganzen literarischen Strebens ich mit Freuden öffentlich anerkenne, sind bei der Ausarbeitung jener Schrift nicht unbenutzt geblieben.

Wie ich nun aber bei der Skizze des einzelnen Standes der Bauern nicht hatte stehen bleiben können, sondern allmählich zu einem Gesammtbilde der bürgerlichen Gesellschaft gekommen war, so konnte ich auch bei diesem wiederum nicht stehen bleiben. Das eben ist die wunderbare Wirkung eines in's Einzelne sich versenkenden Studiums, daß uns die Erforschung der Einzelerscheinungen immer weiter treibt zur Nachweisung ihres Zusammenhanges mit einem immer größeren, reicheren Ganzen.

In der bürgerlichen Gesellschaft ist das Volk in seinen allgemeinsten Beziehungen zu sich selbst, in seiner von den örtlichen Besonderungen losgelösten Gliederung, in

seinen Ständen geschildert. Will man die naturgeschichtliche Methode der Wissenschaft vom Volke in ihrer ganzen Breite und Tiefe nachweisen, dann muß man auch in das Wesen dieser örtlichen Besonderungen des Volksthumes eindringen. In der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist das Verhältniß der großen natürlichen Volksgruppen zu einander nachgewiesen: hier sollen diese Gruppen nach den örtlichen Bedingungen des Landes, in welchem das Volksleben wurzelt, dargestellt werden. Erst aus den individuellen Beziehungen von Land und Leuten entwickelt sich die culturgeschichtliche Abstraction der bürgerlichen Gesellschaft. So stehet das vorliegende Buch meinem Buche von der bürgerlichen Gesellschaft, welches sich als zweiter Band in zweiter neu überarbeiteter Auflage anschließen wird, gegenüber als der Entwurf zu einer socialen Ethnographie von Deutschland einer allgemeinen Systematik der Gesellschaft dieses Landes. Das Ganze aber wird zusammengehalten und getragen von dem Gedanken, daß die naturgeschichtliche Untersuchung des Volkslebens zur Gesellschaftswissenschaft, zur socialen Politik führe, und daß es noch früher oder später möglich werden müsse, auf der Grundlage solcher naturgeschichtlichen Untersuchungen ebensowohl einen Kosmos des Volkslebens, einen Kosmos der Politik zu schreiben, wie die naturgeschichtliche Untersuchung des Erd- und Weltorganismus einen ihrer höchsten Triumphe in dem Werke eines deutschen Gelehrten feiert, welches wir jetzt mit einem stolzen Worte den „Kosmos" schlechthin nennen.

Bei meinem Buche über die bürgerliche Gesellschaft erlebte ich die Freude, daß es mir zwar nicht die lärmschlagende Gunst der politischen und literarischen Parteien gewann, wohl

aber eine große Zahl persönlicher Freunde und eifriger Anhänger in den verschiedensten Gauen Deutschlands. Ich schloß aus dieser Erfahrung, daß man wohl aus dem Buche herausgefühlt haben müsse, es sey kein gemachtes, es sey ein erwandertes und erlebtes Buch, welches nicht bloß zufällige Ansichten, sondern die Persönlichkeit, den Charakter seines Verfassers spiegele.

Der hochverehrte Mann, dessen Namen ich an die Spitze dieser Widmung gestellt, ist ein solcher Freund, dessen befruchtender persönlicher Umgang, dessen unermüdliche Förderung meines bescheidenen Strebens mir lediglich durch jenen ersten größeren literarischen Versuch gewonnen worden ist.

Ich hielt es darum für meine Pflicht, Ihnen, hochverehrter Herr Graf, ein kleines Wahrzeichen meines Dankes auch öffentlich aufzustellen. Und wenn je eine Gelegenheit mir passend hierzu erschien, dann däuchte sie mir bei diesem Buche gegeben zu seyn, zu dessen Ausarbeitung Sie mir in den vergangenen Frühlingstagen einen so köstlichen Mußesitz eingeräumt hatten, in Ihrem Thurnau, dessen freundliche Natur einst Wilhelm von Humboldt fesselte und dessen unvergleichliche Lindenallee Jean Paul für würdig erklärte, daß Fichte in ihr als dem stolzesten Laubdome seine Reden an die deutsche Nation gehalten hätte.

Augsburg, am 18. September 1853.

W. H. Riehl.

Inhalt.

Seite

Zur Einleitung. Das Volk als Kunstobjekt 1

I. Feld und Wald 23

II. Wege und Stege 41

III. Stadt und Land 61

Erstes Kapitel. Oertliche Gruppen der Gemeindebildung in Deutschland. Natürliche und künstliche Städte. Die großen Städte 63

Zweites Kapitel. Die politische und die sociale Gemeinde 83

IV. Die Dreitheilung in der socialen Ethnographie Deutschlands 103

V. Individualisirtes Land 127

VI. Centralisirtes Land 153

VII. Das Land der armen Leute 189

VIII. Die Volksgruppen und die Staatengebilde . . . 233

Erstes Kapitel. Zufallsstaaten 235

Zweites Kapitel. Der Particularismus und die Großstaaten 245

Drittes Kapitel. Die Kleinstaaterei und die natürlichen Besonderungen des Volksthumes 253

Viertes Kapitel. Die staatlichen Uebergangsgebilde und die politische Moral 270

Seite

IX. Die kirchlichen Gegensätze 279

Erstes Kapitel. Volksthümliche Mystik der Revolution . 281

Zweites Kapitel. Die neue Macht der Kirche 289

Drittes Kapitel. Das katholische und das protestantische Deutschland 304

Zur Einleitung.

Das Volk als Kunstobjekt.

In Poesie und bildender Kunst zeigt sich ein merkwürdiger Drang nach Erweiterung des Kreises der darzustellenden Stoffe. Es will uns nicht mehr genügen an der Darstellung von Einzelfiguren und Gruppen. War früher das Volk als Gesammtpersönlichkeit höchstens nur leicht angedeutete Staffage, nur eine Decoration des Hintergrundes, dann wird es jetzt mehr und mehr eine selbständige, ja eine Hauptfigur, die sich in breiter Individualisirung in den Vordergrund von Bildern und Dichtwerken stellt. Die Gegenwart sucht in ganz anderer Weise wie irgend eine frühere Periode das Volk als Kunstobject zu fassen.

Mit dem Ausgange des Mittelalters, in der Zeit, in welcher die großen socialen Neugestaltungen begannen, mit denen wir noch nicht zu Ende gekommen sind, gewinnt das Volk bereits eine umfassendere Geltung für die Künstler und Literatoren. Die weitschichtigen, gleichsam episch in's Breite gehenden historischen Bildwerke der deutschen Malerschulen aus dem 15. und 16. Jahrhundert wurden damals äußerst figurenreich. Man begann die Massen zu malen. Das deutsche Volk wird in seiner derbsten Realität mitten in die Scenen aus der biblischen Geschichte, aus dem Leben der Heiligen und Märtyrer gestellt. Dürer, Holbein, Kranach waren nicht bloß insofern volksthümliche Maler als sie in ihrem Styl den deutschen Volksgeist in einer bis dahin nicht gekannten Freiheit und Natürlichkeit versinnbildeten; sie waren auch mit ihren unmittelbaren Vorgängern, Genossen und Nachfolgern die ersten, welche das deutsche Volk als Volk malten. Allein sie machten trotzdem das Volk noch nicht zum Mittelpunkte ihrer historischen Bilder, sie

ſtellten es nur in die Peripherie derſelben zur Staffage, zum reichen Schmuck. Das Volk tritt bei dieſen Meiſtern auf wie der Chor in der griechiſchen Tragödie. So getreu auch die Einzelfiguren und Köpfe in den Volksgruppen der altdeutſchen Maler aus dem Leben gegriffen, ja oft in ihrer naturwüchſigen Gemeinheit geradezu von der Straße aufgeleſen ſind, ſo hat doch die Geſammtfigur des Volkes vorwiegend nur eine typiſche Bedeutung. Im Einzelnen wechſelt die reichſte Charakteriſtik der Köpfe, im Ganzen ſind es immer dieſelben niederrheiniſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen Bürger und Bauern, die auf den Bildern der niederrheiniſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen Schule gegenſatzlos, in ſtehenden, überlieferten Formen wiederkehren.

Aehnliches zeigt die damalige Literatur. In der Volksdichtung, die ſich am Ende des Mittelalters und zur Reformationszeit ausbildet, greifen die Dichter ihre Stoffe unmittelbar aus dem Volksleben heraus. Die einzelnen Stände erwachen zum ſocialen Selbſtbewußtſeyn: das iſt in den Volksbüchern und den ſatyriſchen Lehrgedichten des 15. und 16. Jahrhunderts mit wahrhaft epochemachender Neuheit, Kraft und Tiefe ausgeſprochen. Hier an den Pforten der neuen Zeit ahnten die Leute mit einemmale, welch ein wunderbares Kunſtobject das Volk ſey. Die Reformationszeit iſt auch in dieſem Stücke ein Spiegel und ein Seitenbild der Gegenwart. Sebaſtian Brandt geißelt in ſeinem Narrenſchiff die Schwächen und Gebrechen der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft. Er macht bereits die moraliſche Geſammtperſönlichkeit des Volkes zum Object ſeines Lehrgedichtes. Die Satyriker jener Zeit beginnen überhaupt bereits das Volk naturgeſchichtlich zu analyſiren; freilich nicht aus politiſcher Tendenz, ſondern um eine Moralpredigt zu geben; aber die Thatſache dieſer Unterſuchungen bleibt darum nicht minder bedeutungsvoll. Es iſt nur erſt der Theologe Gailer von Kaiſersberg, der ſich den Text zu ſeinen Predigten aus Brandt's ſatyriſcher Naturgeſchichte des Volks nimmt; im 19. Jahrhundert werden die Staatsmänner ihre Texte in den naturgeſchichtlichen Analyſen des Volkes ſuchen müſſen.

Sowie die ſociale Romantik des Mittelalters verblaßt, wird der Gegenſatz des gemeinen Mannes zum vornehmen mit einemmale lebendig in der Literatur. Volkslieder und Volksbücher verdrängen die Königslieder und Heldenbücher. Narren predigen die neue Weisheit; in dem Humor ſeiner Schwänke und Spottlieder erkennt das Volk als Geſammtperſönlichkeit ſich ſelbſt in ſeiner Originalität und Naturkraft, und Eulenſpiegel wird ein Prophet der ſocialen Revolution. Die „grobianiſche Literatur," in welcher das geringe, das arme, gedrückte Volk als das „eigentliche" Volk gedacht iſt, fordert die ausgeſungene höfiſche und ritterliche Poeſie zum Knüttelkampfe heraus und fährt ſiegreich mit ihrem Prügel darein. Ein Stück des Volkes wenigſtens wird ſolchergeſtalt Kunſtobject, ein wunderliches Stück; die göttliche Grobheit der Sprache und Sitte des gemeinen Mannes ſoll ihre poetiſche Naturkraft bekunden; in der Verhöhnung und Parodirung des conventionellen Anſtandes und des eigenſinnigen Herkommens der höheren Stände fühlen ſich die Volksſchriftſteller kanibaliſch wohl. Dieſelben von der Straße aufgeleſenen Geſtalten mit den gemeinen Geſichtern, welche theilweiſe auf den Hiſtorien- und Kirchenbildern den typiſchen Chor des Volkes bilden, pflanzen ſich in dem Vordergrund der Spott- und Lehrgedichte auf. Sie drohen hier als eine Schaar der Rache, welche den Muth und die Fauſt hat, das Unrecht der Zurückſetzung hinter Fürſten, Ritter und Pfaffen — nicht bloß in der Kunſt ſondern auch in der Politik — wieder wett zu machen.

Wie in der Dichtkunſt die Sehnſucht nach der Natur erſt dann bei allen Sängern widerklingt, wenn die Menſchen ſich der Natur entfremdet haben, ſo kann auch die künſtleriſche Selbſtſchau des Volkes, der poetiſche Genuß an dem rohen Volksleben erſt da eintreten, wo die Naivetät der ſocialen Zuſtände bereits gebrochen iſt, wo die Entfremdung einer verfeinerten Welt von volksthümlicher Sitte nnd Art bereits ſociale Nervenkrankheiten, Vapeurs und Indigeſtionen erzeugt hat, gegen die man in dem Schlammbad einer naturwüchſigen Rohheit und Flegelei Hülfe ſucht.

Die „grobianiſche Literatur" vom Ausgange des Mittelalters

ist in unserer Zeit in den Dorfgeschichten, mehr noch in den Mysterien des großstädtischen Proletariats wieder aufgelebt. Solche Erscheinungen, die das Volk in seiner ungebrochenen, unverhüllten Natürlichkeit als Kunstobject nehmen, sind entscheidend für die Entwickelung der Naturgeschichte des Volkes. Was der Poet ahnt und schildert, das soll der Social-Politiker analysiren und anwenden.

Wie im einzelnen Menschen, so zeigt auch im Volke dieses ruckweise Vorschreiten der Selbsterkenntniß jedesmal eine bevorstehende Krisis im Organismus an. Der Bauernkrieg machte der Lust an den Dorfgeschichten des 16. Jahrhunderts ein Ende. Da waren mit einemmale die „Grobiane" aus dem literarischen Rahmen herausgetreten und hatten wirkliche Arme und Fäuste bekommen. Die ächten „Grobiane" des 19. Jahrhunderts sind nicht mehr wie ehedem die Bauern; es sind die Arbeiter, die städtischen Proletarier. Auch sie werden aus dem bloß literarischen Rahmen noch viel entschiedener als es bisher geschehen, heraustreten. Wer aber die Gefahr am schärfsten in's Auge faßt, der braucht sich am wenigsten zu fürchten; er wird auch allezeit der Tapferste seyn.

In der Kunstthätigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts tritt das Volk als Kunstobject wieder in den Hintergrund. Die Zopfzeit hatte keine sociale Politik. Ihr ganzes höheres Culturleben war darum ein Zwischenakt krankhafter Reaktion. Während selbst der typische Chor der Volksgruppen von den Historienbildern verschwindet, sind es nur noch die republikanischen Holländer, welche Art und Sitte des gemeinen Volkes behaglich zur Darstellung bringen. Sie führen die erloschene grobianische Literatur der früheren Zeit mit dem Pinsel fort; Teniers, Ostade, Jan Steen boten dem conventionellen Wesen der Zeit Trumpf, indem sie in unvergleichlicher Naivetät Studien zur Naturgeschichte des Volkes malten.

Allein so groß auch die Rückschritte waren, die man mit dem dreißigjährigen Krieg in der Erkenntniß und Würdigung des Volkslebens machte, so ist doch die Brücke zwischen den socialen Untersuchungen des 16. Jahrhunderts und der Gegenwart niemals ganz abgebrochen gewesen. Im Simplicissimus und den Gesichten des

Philander von Sittewald iſt noch einmal, wenn auch mit roher Hand, der Verſuch gewagt, ein unverhülltes Naturbild des Volkes poetiſch zu geſtalten. In dieſe traurige Zeit, wo die Politik vorzugsweiſe zu ſcholaſtiſchen ſtaatsrechtlichen Formeln zuſammenſchrumpfte, wo von wirklichen Originalzöpfen die Grundſteine zu dem modernen, alle Realitäten des Volkslebens überſehenden politiſchen Doctrinarismus gelegt wurde, fallen nichtsdeſtoweniger höchſt wichtige Anfänge einer periodiſchen ſocial-politiſchen Literatur. Als man auf Bildern, in Lehrgedichten, Satyren, Romanen und Abhandlungen keinen Raum mehr hatte für die Zeichnung des Volkes, warf man wenigſtens noch auf fliegende Blätter Skizzen zur Naturgeſchichte des Volkslebens hin. Die Gelehrten hatten ſich einſeitig des Staatsrechtes bemächtigt; populär aber blieben die wenn auch noch ſo dürftigen Fragmente zur Geſellſchaftswiſſenſchaft. In der Wiſſenſchaft des Staates und des Rechtes ging Griechenland und Rom voran; aber die Wiſſenſchaft vom Volke in ihrer ausgeprägteſten, naturgeſchichtlich analyſirenden Form, iſt eine neue und ureigene Errungenſchaft germaniſcher Völkerſtämme. Es lag unſerm Volksgeiſte ſeit Urwalds Zeiten näher, die Sitte auszubilden als das Geſetz, das individuelle Leben der Geſellſchaft aufrecht zu halten neben und über der ausgleichenden Gewalt des Staates. Die Deutſchen ſind geborene Social-Politiker und von dieſem Standpunkte aus ſind ſie ſtets ein politiſch wunderbar ſtrebſames und rühriges Volk geweſen. So beleuchten jene fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts, die Vorläufer des modernen Journalismus, die geſellſchaftlichen Zuſtände ihrer Zeit von allen Seiten; von den politiſchen im engeren Sinne ſprechen ſie nur da, wo die religiöſe Spaltung mittelbar auch ſo etwas wie politiſche Parteigruppen bei dem Volk eingeſchwärzt hatte.

Es fallen ganz neue Schlaglichter auf die Geſchichte unſers öffentlichen Lebens, wenn wir die Entwickelung der deutſchen Journaliſtik rückwärts bis zu ihren Urſprüngen verfolgen, und dabei unterſuchen, inwiefern dieſelbe vorzugsweiſe die Intereſſen der Geſellſchaft oder des Staates durchgeſprochen hat. Wir kommen

dann zu dem culturgeschichtlich bedeutsamen Ergebniß, daß unsere sociale und culturpolitische Journalistik reich war seit alten Tagen, unsere rein politische fast immer bettelarm. Für die Geschichte und Politik der Gewerbe, des Handels und Ackerbaues, für die Zustände der Aristokratie und des Bürgerthums, ja des Proletariats bieten jene fliegenden Blätter immer noch eine reichlich strömende Quelle; für die Kunde des staatlichen Lebens eine ganz dürftige. In einer Flugschrift des 16. Jahrhunderts, dem liber vagatorum (1510), ist bereits eine Classificirung und Schilderung von Proletariergruppen aus jener Zeit gegeben, welche sich ganz wie ein erster kindischer Versuch zu einer Naturgeschichte der Gesellschaft ausnimmt. Man besaß damals bereits ein Lexikon der Gaunersprache, aber noch lange kein Staatslexikon. Als sittengeschichtliche Merkwürdigkeit finde ich, daß in jenem Wörterbuch kaum je Synonyma des wortkargen Jargons vorkommen. Nur bei einem Wort überrascht der Ueberfluß von vier Synonymen; es ist das Wort Bordell. Man sieht, die Zeit begünstigte in allen Stücken die corporative Organisation.

In der ungeheueren Masse des Stoffes zur Gesellschaftskunde, welcher in der Literatur der beiden größten germanischen Culturvölker, der Deutschen und Engländer aufgehäuft ist, liegen reiche nationale Schätze geborgen, welche nur der hebenden und ordnenden Hand bedürfen. Eine Geschichte dieser Vorstudien zur Gesellschaftskunde zu schreiben, wäre eine geistige That, die ganz neue Schlaglichter auf die Geschichte unserer politischen Entwicklung werfen würde. Welche reiche und stätige Fortbildung in der detaillirtesten Untersuchung des Volkes von jenem mageren liber vagatorum bis zu dem Riesenwerke »London labour and the London poor,« in dessen drittem Theil eben Henry Mayhew die nämliche Gesellschaftsgruppe der vagatores für die einzelne Stadt London systematisch und mit schwindelerregender Ausführlichkeit zu behandeln begonnen hat; von jenem Gaunerlexikon auf wenigen Duodezblättern bis zu Dr. Pott's neuesten grammatischen und lexikalischen Untersuchungen über die Gauner- und Zigeunersprachen! Wie arm ist

die Literatur der Franzoſen, Italiener und Spanier an ſolchen ſocialen Vorſtudien gegenüber der deutſchen und engliſchen!

In Frankreich tritt der epochemachende Meiſter einer Conſtruction der Geſellſchaft auf: Rouſſeau. Nicht die Unterſuchung des Volksorganismus als einer hiſtoriſchen Thatſache, ſondern das Phantaſiebild eines „Geſellſchaftsvertrags“ ſtellt er an die Spitze ſeiner neuen Geſellſchaftswiſſenſchaft. Die ſociale Politik wird zur ſocialiſtiſchen. So iſt es bis auf unſere Tage in Frankreich überwiegend geblieben; die Franzoſen haben bis jetzt ſtets nur eine verneinende, nivellirende, nicht aber eine poſitive, conſervative ſociale Politik gewinnen können. Man hält nach einer landläufigen Auffaſſung die Deutſchen für beſonders idealiſtiſche Politiker, für geborene Doctrinäre vom reinſten Waſſer. Allein gerade in der ſocialen Politik, wo ſich die Franzoſen fortwährend in ihren Conſtructionen aus der Luft gegriffener neuer Geſellſchaftsbildungen verrennen, ſind ſie ohne Vergleich unpraktiſcher und idealiſtiſcher als der Deutſche, dem es wenigſtens noch möglich iſt, die thatſächlichen Volkszuſtände zu erkennen und anzuerkennen.

Als franzöſiſche Sitte, franzöſiſche Sprache und Kunſt Deutſchland beherrſchte, da war es, wo der geniale Meiſter der politiſchen Doctrin, Montesquieu und der Ahnherr der ſocialen Doctrinäre, Rouſſeau die deutſchen Anſchauungen vom Volke gleichfalls in das Joch franzöſiſcher Abſtractionen ſchlugen. In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts iſt die Erkenntniß und Erforſchung des Volkslebens in Deutſchland am armſeligſten und verachtetſten geweſen. Es war aber auch dieſe Zeit politiſch weit troſtloſer als ſelbſt die des dreißigjährigen Krieges.

Voltaire ſagt: „Es gibt Hunde, die man kämmt, die man liebkoſt, die man mit Biscuit füttert, denen man ſchöne Hündinnen zum Privatvergnügen hält; es gibt andere Hunde, die man aushungern läßt, die man tritt und ſchlägt, die zuletzt ein Anatom an den Pfoten auf den Tiſch nagelt, um ſie bei lebendigem Leibe langſam zu ſeciren. War es das Verdienſt oder die Schuld dieſer Hunde, daß ſie glücklich oder unglücklich geweſen ſind?“ Solche

wohlfeile Epigramme über das Naturrecht der Gesellschaft schlugen ihrer Zeit tiefer ein als die gründlichsten Untersuchungen über die Naturgeschichte derselben. Die gewaltige Frage von der natürlichen Ungleichheit der Gesellschaftsgruppen, die nicht trotz der ewigen Menschenrechte, sondern mit und in denselben besteht, läßt sich nicht mit allgemeinen moralischen Sentenzen abfertigen. Ja es liegt sogar eine schneidende Frivolität in jenem scheinbar von der gerechtesten sittlichen Entrüstung eingegebenen Voltaire'schen Spruch; in den mit Rohheiten und Gemeinheiten gespickten Werken dagegen, in welchen die deutschen Satyriker des 15. und 16. Jahrhunderts das Naturrecht des niedergehaltenen Volkes naturgeschichtlich feststellen wollten, liegt ein tiefer sittlicher Ernst.

Die ersten deutschen Wochen- und Monatsschriften im achtzehnten Jahrhundert waren den englischen nachgebildet. Ihr politischer Inhalt war verzweifelt gering, und dieses kleine Procent politischen Stoffes, welches sie brachten, ging wiederum vollständig auf in den Berichten über Land und Leute, nicht über den Staatsorganismus. Je selbständiger sich diese deutschen Zeitschriften entwickelten, desto einseitiger wandten sie sich dem reinen Literaturleben der Nation zu. Die historisch merkwürdigste deutsche Zeitschrift, die Horen, war ein Literaturblatt, aber nicht ohne mittelbare politische Tendenz. Man wollte den Staatsbürger ästhetisch wieder zum politischen Menschen erziehen und kam auf dem Umweg der Literaturgeschichte wieder zur Naturgeschichte des Volkes. In Goethe's Götz und Egmont war das Volk wieder Kunstobject geworden; durch die Begeisterung für Shakespeare ward man wider Wissen und Willen zu socialen Studien geführt. Den Franzosen erschien Corneille als der Poet der Staatsmänner, den Deutschen Shakespeare. Corneille hat aber, gegen Shakespeare gehalten, das Volk gar dürftig als Kunstobject ausgebeutet, und die Franzosen haben keine sociale Politik.

Der größte deutsche social-politische Journalist des 18. Jahrhunderts war Justus Möser. Es ist ganz unmöglich, sich einen französischen Justus Möser zu denken. Er steht im Gegentheil häufig den englischen Schriftstellern näher als den deutschen Schrift-

ſtellern ſeiner Zeit. Die franzöſiſchen Encyklopädiſten wollten nichts für wahr nehmen, als was ſie mit ihren fünf Sinnen angeſchaut; Möſer's größte Vorzüge wurzeln gleichfalls darin, daß er ſtets ſeine fünf Sinne offen hielt; der Unterſchied iſt nur, daß die Encyklopädiſten mit ihren fünf Sinnen das vorgefaßte naturrechtliche Syſtem in die Volkszuſtände hineinſchauten, während Möſer die naturgeſchichtliche Eigenart des Volkes klar und rein herauszuſchauen wußte. Darum iſt er auch unſer einziger politiſcher Zeitungsſchreiber, deſſen Artikel theilweiſe wirklich volksthümlich geworden ſind, ein Eigenthum der ganzen Nation, aufgeſtellt nicht nur in dem literariſchen Pantheon unſeres klaſſiſchen Volksſchriftenthumes, ſondern auch in dem buchhändleriſchen der „Groſchenbibliotheken der deutſchen Claſſiker." Möſer iſt der ärgſte Widerſacher einer abſtract naturrechtlichen Politik, durchweg Hiſtoriker und ſtaatsmänniſcher Praktiker, ein Mann der, wie ſeine Tochter ſagt, nichts gründlicher haßte als die Spieler und Schreiber, obgleich er ſelbſt nichts leidenſchaftlicher that als — ſpielen und ſchreiben. Er ſchrieb zu einer Zeit, wo die Politik im engern Sinne für unſere Tagespreſſe noch gar nicht exiſtirte, er ſchrieb ſeine „Patriotiſchen Phantaſien" für das Localblatt eines abgelegenen Winkels von Deutſchland, und als er dieſe kleinen, meiſt an ganz beſchränkt locale Fragen anknüpfenden Artikel zu einem Buche ſammelte, befürchtete er, ſie möchten dem großen deutſchen Publikum wenig munden wegen des „erbigen Beigeſchmacks" den ſie aus dem Stift Osnabrück mitbrächten, und ließ ſich's gewiß nicht träumen, daß ſie nach hundert Jahren noch in den „Groſchenbibliotheken der deutſchen Claſſiker" umgehen würden. Worin liegt nun der Zauber dieſer Möſer'ſchen Phantaſien? Vor allen Dingen darin, daß Möſer der große Ahnherr unſerer ſocial-politiſchen Literatur iſt. Er hat nur Fragmente hingeworfen, aber in allen dieſen Fragmenten iſt der Gedanke von dem Recht der Geſellſchaft neben dem Recht des Staates, von der ungeheuren Bedeutung der geſchichtlich überlieferten Sitte neben der Bedeutung des allgemeinen Vernunftrechts der leitende. Als eine naturgeſchichtliche Schilderung von Land und Leuten ſchrieb er ſeine „osnabrückiſche Landesgeſchichte" und wies dadurch der Local-

geſchichtſchreibung und Topographie, die jetzt ſchon für die Begründung einer deutſchen Social-Politik ſo unermeßlich wichtig geworden iſt, einen neuen Weg. Die „Patriotiſchen Phantaſien“ ſind die vom politiſchen Standpunkt genialſten naturgeſchichtlichen Studien aus dem deutſchen Volksleben, welche wir beſitzen; ſie ſind die Weiſſagung des 18. Jahrhunderts auf die ſociale Wiſſenſchaft des neunzehnten. Möſer war nichts weniger denn ein Künſtler, aber das Volk behandelt ſeine plaſtiſche Hand recht als ein Kunſtobjekt. Der moderne conſervative Social-Politiker wird immer wieder auf Möſer zurückgreifen müſſen, wie der Aeſthetiker auf Shakeſpeare, wie der Theolog auf die Bibel. Und es ſprüht in der That ein Shakeſpeare'ſcher Geiſt aus der Gedankenſchärfe, dem geſunden Mutterwitz dieſes Mannes, aus dem wunderbaren Blick für die Beobachtung und Erfaſſung jeder lebendigen Realität; für die Enthüllung der natürlichen und freiwüchſigen Grundſtoffe im Volksleben, wie aus dem vernichtenden Spott, mit welchem er die Verkehrtheiten alter und neuer Geſellſchaftszuſtände geißelt.

Möſer konnte von ſeiner eigenen Literatur-Epoche nur halb verſtanden werden, denn ſie war die Epoche der poetiſchen und künſtleriſchen Befreiungskämpfe; dieſem derben, urrealiſtiſchen Niederſachſen aber fehlte der Sinn für die ideale Entfaltung des Kunſtlebens. Noch ferner lag Möſer der nächſtfolgenden Periode, denn ſie war eine weſentlich philoſophiſche. Hätte Deutſchland jemals Beruf zur reinen Politik gehabt, ſo müßte es in dieſer Periode geweſen ſeyn, die einen Möſer nothwendig vergeſſen mußte. Die geiſtige Grundrichtung unſerer Tage iſt aber eine hiſtoriſche. Für uns iſt der prophetiſche Patriot von Osnabrück wieder von den Todten erſtanden. Er ſteht mitten in den ſocial-politiſchen Kämpfen der Gegenwart. Striche man das äußere, rein ſeiner Zeit angehörende Beiwerk in ſeinen patriotiſchen Phantaſien weg, man könnte ſie heute wieder als ſchlaghaft wirkende Tendenzartikel neueſten Datums in unſere Zeitungen einführen.

Die Blüthezeit unſerer modernen philoſophiſchen Literatur, die Zeit von Kant bis Hegel, war im Allgemeinen keine günſtige für

die Pflege der Wiſſenſchaft vom Volke. Die welterſchütternden Ereigniſſe der Revolutionszeit und der der napoleoniſchen lenkten den Blick von der inneren Entwickelung der einzelnen Völker auf die große Politik Europa's. Wenn die Soldaten Politik machen, verſtummt der Social-Politiker. Deutſchland war damals eben erſt heraus getreten aus dem gräulichen Wirrſal lebensunfähiger politiſcher und ſocialer Beſonderungen, die das deutſche Reich in ſeiner letzten Periode zu einem ſo monſtröſen Körper gemacht hatten. Die Herſtellung neuer und allgemeiner Grundſätze des Staatsweſens war viel wichtiger geworden als die Vertiefung in das Kleinleben des Volksthums. Es geht durch dieſe Zeit ein mächtiger Zug zum Aufbau des Allgemeinen, Einheitlichen, zur Centraliſirung und Uniformirung in der Politik, zur theoretiſchen Conſtruction in der Wiſſenſchaft. Es war weit mehr eine Zeit der Syſteme als der empiriſchen Analyſe. Selbſt in der Kunſt, namentlich der bildenden, war die Läuterung der äußeren Formen und die Feſtſtellung der allgemeinen äſthetiſchen Grundſätze weit dringender geboten als die Vertiefung in die unendliche Fülle neuer Stoffe.

Aber trotzdem machen ſich in dieſer Zeit der Vorarbeit zum Aufbau neuer Verfaſſungs- und Verwaltungsformen bei vielen bedeutenden Männern die Zeichen bemerklich, daß dieſelben die Wichtigkeit einer naturgeſchichtlichen Analyſe des Volksthums wohl begriffen oder geahnt haben. Als eine merkwürdige Erſcheinung in dieſer Richtung will ich nur Einen Mann hervorheben, den Philoſophen Johann Jakob Wagner. Er wird uns vielfach in einem ganz anderen Lichte erſcheinen als ſeinen Zeitgenoſſen, denn wie mir bedünkt, beruht das Auszeichnende dieſes Mannes weniger in dem geſchloſſenen Organismus ſeines Syſtems, als in den allſeitigen Anregungen, mit welchen er die wiſſenſchaftlichen Strebungen einer Zukunft, die uns nunmehr zur Gegenwart geworden iſt, vorgedeutet hat. Er iſt ein Prophet unter den Philoſophen ſeiner Zeit geweſen, wie Möſer unter den Publiciſten. So hat er die wiſſenſchaftlichen Grundzüge der Nationalökonomie bereits zu einer Zeit ſyſtematiſch conſtruirt, wo für das Stoffliche dieſer Disciplin,

wenigſtens in Deutſchland, noch wenig oder nichts gethan war, wo man ſich namentlich den ſelbſtändigen Aufſchwung der Volkswirthſchaftlehre, wie ſie jetzt unſere ganze politiſche Theorie und Praxis beherrſcht, noch nicht entfernt träumen ließ. Er ging ſogar noch weiter als wir gegenwärtig gehen, indem er den originellen Gedanken durchführte, als Seitenſtück zur Nationalökonomie ein Syſtem der Privatökonomie zu ſchreiben, in welchem die Wirthſchaft der Familie in ähnlicher Weiſe auf ihre allgemeinen wiſſenſchaftlichen Grundſätze zurückgeführt iſt, wie in der Nationalökonomie die Wirthſchaft des Volkes. Der Verſuch mag auf den erſten Anblick ſeltſam erſcheinen, allein für die Lehre von der bürgerlichen Geſellſchaft hätte namentlich eine auf die naturgeſchichtliche Analyſe des Volkes gebaute hiſtoriſche Erforſchung und Begründung der Privatökonomie einen unberechenbaren Werth. Hunderte der praktiſchen Verſuche, die jetzt zur Löſung der ſocialen Wirren gemacht werden, ſchlagen in das Gebiet der Privatökonomie ein, ohne daß wir uns immer wiſſenſchaftlich deſſen bewußt ſind. Es wird dieſe Disciplin nicht allezeit ſo brach liegen bleiben wie gegenwärtig; ſie hat ihre Zukunft.

Noch überraſchender aber tritt uns die prophetiſche Stellung J. J. Wagner's entgegen, wenn wir ſein Buch vom Staate zur Hand nehmen. Hier ſind namentlich über den materiellen Inhalt des Staatslebens, über die Unterſcheidungen der Familie, der Geſellſchaft und des Staates, über die Gruppirungen und Gliederungen des Volkes, über das Verhältniß der Volkswirthſchaft zur Staatsverwaltung und vieles Aehnliche ſo neue Anregungen gegeben, daß wir oft keineswegs glauben, es mit dem Buch eines Philoſophen zu thun zu haben, deſſen Blüthezeit bereits um mehr als ein Menſchenalter hinter uns liegt, ſondern mit den Unterſuchungen eines Praktikers aus der Gegenwart, deſſen Geiſt von den modernen Gedanken und Thatſachen der ſocialen Politik erfüllt iſt.

In den Urſtaaten des Orients fiel die Staatswiſſenſchaft mit allen übrigen Wiſſenſchaften zuſammen in der Theologie „Theologie war die Eine Wiſſenſchaft, Cultus die Eine Kunſt.“ Hiervon

emancipirten ſich die Griechen, indem ſie die politiſche Philoſophie ſchufen. Aehnlich erſcheint in der auf das Mittelalter unmittelbar folgenden Periode die Staatswiſſenſchaft als aufgegangen in der Rechtswiſſenſchaft. Sie aus dieſer verwandten Disciplin zur Selbſtändigkeit herauszuarbeiten, iſt die noch keineswegs vollendete That der neueſten Zeit. In einzelnen Zweigen wird freilich die Staatswiſſenſchaft immer mit der Jurisprudenz verwachſen bleiben, wie nicht minder mit der Theologie und Philoſophie. Es kommt nur darauf an, denjenigen Theil, der ihr ächteſtes Eigenthum iſt, ſelbſtändig feſtzuhalten und durchzubilden und dieſer iſt, im Gegenſatze zu dem formellen Theile, dem Staatsrecht, der materielle, die Wiſſenſchaft vom Volke. Die Erkenntniß dieſer Thatſache blickt aus allen Ausführungen des Wagner'ſchen Buches vom Staate hervor.

Gegenüber jener Periode der wiſſenſchaftlichen Syſteme, der ſtaatsrechtlichen Conſtructionen, der äſthetiſchen Theorien, der theologiſchen Streitfragen, iſt nachgerade ein ungeheurer Realismus in unſer literariſches Leben eingezogen, ein Vorherrſchen der empiriſchen Unterſuchung, welches man zu Kant's und Fichte's Zeit für Barbarei gehalten haben würde. Der philoſophiſchen Epoche iſt eine weſentlich hiſtoriſche gefolgt. Die unerhörten Triumphe, welche die Naturwiſſenſchaft auf dem Wege der Analyſe gewann, haben alle anderen Disciplinen auf denſelben Weg fortgeriſſen. Da mußte die Zeit auch wieder günſtig werden für die naturgeſchichtliche Unterſuchung des Volkes, für eine auf dieſelbe gegründete ſociale Politik. Ein unüberſehbares Material iſt in dieſer Richtung ſeit Jahrzehnten von tauſend Händen mit wahrem Ameiſenfleiße aufgehäuft worden. Leichtfertige Touriſten und ernſte Forſcher wetteiferten des deutſchen Volkes Art bis in's Kleinſte zu erkunden und zu ſchildern. Es erſtand eine Wiſſenſchaft der deutſchen Sage, der deutſchen Sitte, eine neue Wiſſenſchaft der Statiſtik.

Aber dieſe unendlichen Maſſen des rohen Stoffes liegen großentheils noch formlos und ungeordnet durcheinander. Es gilt die geſammelten Einzelkenntniſſe aus der Naturgeſchichte des Volkes

nutzbar zu machen für die Weiterbildung unſers Verfaſſungs- und Verwaltungsweſens, für den Wiederaufbau der zerrütteten bürgerlichen Geſellſchaft, es gilt dieſe naturgeſchichtlichen Wahrnehmungen zu benutzen als Schild und Schwert wider einſeitige politiſche Parteidoktrinen, die unſer politiſches Leben nach einmal vorgezeichneter Schablone zurechtſchneiden wollen. Dieß nenne ich ſociale Politik. Es gilt, auf den Grund dieſer naturgeſchichtlichen Thatſachen hin, die Staatswiſſenſchaft zu erweitern und einen ſelbſtändigen Theil derſelben als Geſellſchaftswiſſenſchaft neben das Staatsrecht und die Verwaltungskunde zu ſtellen. Denn es iſt ſtaatsrechtlich ganz gleichgültig, und theilweiſe auch gleichgültig für die Verwaltungspolitik, ob der Bauer einen Kittel trägt oder einen ſtädtiſchen Rock, ob er ſeinen Volksdialekt ſpricht oder nicht, ob er in ſeinem Familienleben die alten Sitten bewahrt oder mit neuen vertauſcht hat, ob der Verkehr eines Landes ſich auf Eiſenbahnen bewegt oder auf Kunſtſtraßen oder auf Knüppeldämmen und Feldwegen, ob die ethnographiſchen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung ſich nach großen Maſſen ſondern oder nach kleinen Gruppen, ob das Land, in deſſen Gränzen die Staatseinrichtungen zur Geltung gebracht werden ſollen, Bergland oder Flachland, Feldland oder Waldland, Küſten- oder Binnenland iſt. Das öffentliche Recht ſucht die allgemeinen Grundſätze auf, welche über dieſen natürlichen Beſonderungen von Land und Leuten ſtehen. Es wird aber doch eine todte, unpraktiſche Abſtraction bleiben, wenn es nicht zugleich auf das berechtigte Weſen dieſer Beſonderungen ſelbſt gegründet iſt.

Die ſociale Politik, indem ſie von dem geſammten Culturbild einer Volksperſönlichkeit ausgeht, ruht darum auch auf weit breiterer Baſis als die bloße Volkswirthſchafts-Politik. Die Nationalökonomie iſt nur eine Hülfsdisciplin zur Wiſſenſchaft der Geſellſchaft, denn ſie unterſucht wohl die materiellen Zuſtände des Volkes, allein das ideale Moment der volksthümlichen Sitte, welches die Geſellſchaftskunde voran ſtellt, liegt außerhalb des Kreiſes ihrer Berechnung. Die unwägbare, unmeßbare, trotzdem aber doch als eine gewaltige politiſche Macht vorhandene Sitte des Volkes bildet den eigenſten

Stoff der Unterſuchung für die Naturgeſchichte des Volkes als Grundlage einer ſocialen Politik. Im Gegenſatz zu einer früheren Zeit, welche die feſte Baſis des Zählens, Meſſens und Wägens im Staatshaushalt über Gebühr vernachläſſigte, ſcheint aber der an ſich ſo löbliche Eifer, mit welchem man jetzt dieſe Dinge betreibt, bald wieder in's Extrem überſchlagen zu wollen, indem die ganze Kunſt der Staatsverwaltung in die einſeitige Function einer kaufmänniſchen Buchführung verkehrt zu werden droht. Und vor den ungeheuern Zahlenreihen, welche gegenwärtig unſere Zeitungen wie unſere publiciſtiſchen Schriften erfüllen, darf man wohl zu Zeiten erſchrecken: denn hinter ihnen lauert oft der trügeriſche Gedanke, daß mit dieſen Ziffern zugleich die Kenntniß der öffentlichen Zuſtände gegeben ſey; hinter ihnen verbürgt ſich bereits nicht ſelten die politiſche und ſittliche Ketzerei, welche die Mehrung des materiellen Nationalwohlſtandes als einziges Ziel des Volks- und Staatslebens ſetzt. Man verwechſelt eben hier die national-ökonomiſche Politik mit der ſocialen Politik. Dem entſpricht auch die einſeitige Richtung, welche die Statiſtik genommen hat. Denn der große und ruhmwürdige Eifer, mit welchem in den letzten Jahren dieſe Wiſſenſchaft in Deutſchland ſelbſtändiger herausgearbeitet worden iſt, hat zumeiſt entweder der Ergründung der Staatshaushalte, oder der Aufklärung über Handels- und Gewerbeverkehr, der Volkswirthſchaft im allgemeinen Sinne gegolten. Dagegen iſt für die in beglaubigten Zahlen und zeitgeſchichtlichen Schilderungen feſtgeſtellte Kunde des Volkslebens nach ſeinen örtlichen Gruppirungen, des Gemeindeweſens, der Geſtaltungen der Stände und Berufe im Kleinen und Einzelnen noch weit weniger geſchehen. Das heißt: wir beſitzen wohl gute Anfänge zur Statiſtik des Staates, aber noch keineswegs zur Statiſtik der bürgerlichen Geſellſchaft, zur Statiſtik der Volkswirthſchaft, aber nicht der Naturgeſchichte des Volkes. Denn die allgemeine Finanzſtatiſtik iſt für die Wiſſenſchaft vom Volke zwar eine ſehr ſchätzbare, abgeleitete, aber keineswegs die vollauf ausgiebige urſprüngliche Quelle. Soll dieſe noch in ihrer erſten Entwickelung begriffene Wiſſenſchaft einen urkundlich beglaubigten Boden der Thatſachen

erhalten, dann muß namentlich mit der ſpecielleren Landeskunde, mit der Gau- und Ortsgeſchichte eine durchgreifende Statiſtik des ſo vielgeſtaltigen deutſchen Gemeindelebens in Verbindung treten.

Wie ſich der allgemeinen Geſchichtſchreibung die Specialgeſchichte gegenüberſtellt, ſo gewinnen wir hier neben der allgemeinen Statiſtik einen neuen Begriff der Specialſtatiſtik. Wo jene bei den Staaten und Provinzen ſtehen bleibt, da hat dieſe bis auf jedes einzelne Dorf und Gehöfte herabzugehen. Wir verlangen von ihr beiſpielsweiſe: Tabellen über Ab- und Zunahme der Bevölkerung der einzelnen Dörfer und Gauen, etwa in den letzten drei oder vier Jahrhunderten; Aufzeichnung über Stand, Beruf, Charakter, Sitten und Bräuche der Bewohner der Gemeinden oder Gemeindegruppen; kurze Notizen über Gemeindevermögen, Güterreichthum und Güter-eintheilung, Nutzungen, Gerechtſame und Laſten; eine kurze Skizze der Flurmarkungen; die prägnanteſten Proben merkwürdiger Flurnamen; Angaben über die kirchlichen Zuſtände ꝛc. Unſere geſchichtlichen Topographien gehen ſelten bis auf die neueſte Zeit, geben meiſt nur die politiſche, nicht die Culturgeſchichte der einzelnen Städte und Dörfer, und wenn ſie auch alles dieß vereinigten, ſo iſt doch bis jetzt in den meiſten deutſchen Ländern die Statiſtik des Beſitzſtandes der einzelnen Gemeinden und ſeiner Formen, der Gerechtſame, Laſten u. dgl. nur in den Akten, nicht in Büchern zu finden geweſen. Und endlich von einer bis auf einzelne Gemeinden heruntergehenden geſellſchaftlichen Charakteriſtik iſt überall noch kaum eine Spur vorhanden. Auf ſolcher Lokalſtatiſtik aber beruht hauptſächlich die „Landeskunde“ in der vollwichtigſten Bedeutung des Wortes und eine ſolche urkundliche und in's Einzelnſte gehende Landeskunde iſt wiederum die reichſte und reinſte Quelle für die Wiſſenſchaft der Geſellſchaft.

Im Allgemeinen muß man aber dennoch ſagen, daß in den letzten Jahrzehnten die Vorarbeiten zur Naturgeſchichte des Volkes und zur Geſellſchaftskunde wie ein mächtiger Strom über uns hereingebrochen ſind. Faſt jeder Literaturzweig hat in den mannichfachſten Formen ſein Theil dazu beigetragen. Als die belletriſtiſche

Presse des jungen Deutschlands die ästhetischen Principienfragen sattsam durchgearbeitet hatte, stahl sich mit der socialen Frage die Politik in die Schöngeisterei hinein. Als die junghegel'schen Philosophen mit ihren religionsphilosophischen Consequenzen zum äußersten Rande gekommen waren, wandten sie sich zu den socialen und culturpolitischen. Die Armuth und das Elend des Volkes hat die Männer der Kirche zu reichen naturgeschichtlichen Studien des Volkslebens geführt, und die „innere Mission" ist nicht bloß eine Mission der Kirche, sondern auch der conservativen Social-Politik. Deutschland war der theoretischen Constructionen müde; da fing man an, sich wieder für die großen materiellen Interessen zu begeistern, für Zoll- und Handelsfragen, Industrie, Nationalökonomie, Regelung der Auswanderung, Abhülfe der Armennoth. Aber überall lauerte die sociale Frage im Hintergrunde; man förderte die naturgeschichtliche Analyse des Volksthumes oft ohne daß man es merkte. Die sociale Frage war das eigentliche Salz auf diesem trockenen Brode der materiellen Interessen. Darin bekundete sich recht der mächtige Zug der Zeit, daß selbst ganz fernstehende wissenschaftliche und literarische Strebungen doch wieder zuletzt der Gesellschaftskunde dienstbar werden mußten. Mit dem Studium der deutschen Grammatik mußte für die Erforschung unserer Sitten, Sagen und Rechtsalterthümer eine neue Epoche anbrechen. Die Finanzwissenschaft führte zur Nationalökonomie, die Nationalökonomie zur Wissenschaft vom Volke. Die Socialisten wollten die historische Gesellschaft theoretisch vernichten und bewirkten dadurch, daß die Untersuchung der natürlichen Gesellschaftsgliederungen erst recht im Geiste der empirischen Analyse aufgenommen wurde.

Der moderne Roman, die populärste und zukunftreichste Dichtungsform der Gegenwart mußte sich mehr und mehr zu einer Charakterzeichnung des Volkes und der Volksgruppen gestalten, wo früher nur von den einzelnen Helden die Rede war. Das Volk spielt jetzt eine entschieden größere Rolle als Kunstobjekt denn je zuvor. Kaulbach malt Völkergeschichte, wie man vordem einzelne historische Personen und Gruppen gemalt hat. So verstand auch

Rottmann, der größte Landschaftsmaler unserer Zeit, den Charakter eines ganzen Landstrichs auf seinen großartigen Landschaftsfresken darzustellen, wo man sich vordem mit einem kleinen Fragmente aus einer solchen Charakteristik begnügt haben würde. In der Oper ist der Chor, das Volk, musikalisch gleichberechtigt geworden mit dem einzelnen Helden, und die Ensemblenummern verdrängen mehr und mehr den Sologesang. Das Volk in seinen Gruppen und Gliedern wird zum ästhetisch bedeutsamsten Helden in der ganzen modernen Kunst.

Die gefeiertsten Männer der Wissenschaft haben es nicht verschmäht, in der Journalistik unserer Tage die großen socialen Culturfragen aufs mannichfaltigste zu erörtern. Die sociale Politik beginnt allmählig der ganzen deutschen Zeitungspresse einen eigenthümlichen Charakter zu geben. Bis etwa gegen das Jahr 1844 handelte man hier die Vorstudien zur Gesellschaftskunde noch in ziemlich objectiver Weise ab; die literarischen und religiösen Zeitfragen dominiren noch vielfältig; aber mit jenem Zeitpunkt bricht das bestimmte social-politische Interesse entschieden durch, bis es im Jahr 1848 plötzlich wieder wie weggefegt erscheint. Es war aber auch nur ein Schein, denn gleichviel welche Partei in jenen Revolutionstagen gesiegt haben würde, wir wären doch aus der innern Nothwendigkeit unsers Nationalcharakters zuletzt wieder auf dem Weg angekommen, wo wir durch die Reform der Gesellschaft den Staat zu reformiren und neuzubauen gesucht hätten, aber nie und nimmer umgekehrt nach französischer Art die Gesellschaft durch den Staat.

In den Jahren 1848 und 49, wo das Staatsrecht von allen Dächern gepredigt wurde, war die deutsche Journalistik verhältnißmäßig minder einflußreich als vorher, obgleich sie zum Erschrecken in die Länge und Breite gewachsen war. Die Macht der Presse war an die Parlamente und Volksversammlungen übergegangen. In England oder Frankreich würde ohne Zweifel das Umgekehrte eingetreten, die Macht der Presse würde gewachsen seyn mit der Macht der Parlamente. Die „Deutsche Zeitung“ von Gervinus

ging zu Grunde, weil sie sich drei Jahre lang ausschließlich mit der reinen Politik beschäftigen wollte. Nicht das angewandte Staatsrecht, sondern die angewandte Sittengeschichte gibt der deutschen Journalistik ihren eigenthümlichsten Reiz, ihr wahrhaft nationales Colorit. In den wildbewegten Tagen einer gewaltigen großherzigen Aufwallung der ganzen Nation konnte der „Rheinische Merkur" als rein politisches Organ ein nationale Macht seyn. Hätte man ihm aber Lebensfrist für ruhigere Zeiten gegönnt, er wäre gewiß an demselben organischen Herzfehler gestorben wie später die „Deutsche Zeitung" — er wäre langweilig geworden. In Frankreich wird man es nicht begreifen können, warum ein politisches Blatt zu Grunde gehen müsse, lediglich weil es ein rein politisches Blatt sey. Aber in dem centralisirten Frankreich ist der Staat der hundertarmige Riese, die Gesellschaft der Zwerg; in Deutschland ist es umgekehrt.

Die Deutschen sind kein unpolitisches Volk; sie sind ein entschieden und fast ausschließlich social-politisches. Der alten Schule, die bloß von den Verfassungsfragen einerseits, andererseits von der Conjecturalpolitik zehrt, will das freilich nicht in den Kopf. Die alte Schule erkennt nur eine Politik des Rechtes oder der Diplomatie (wie man in den kleinen Staaten noch häufig glaubt, nur ein Jurist oder Diplomat könne Minister werden), keine Politik der Sitte. Man belausche aber das deutsche Volk bis zum bildungslosesten gemeinen Mann abwärts, und man wird finden, daß Kleinbürger, Bauern und Tagelöhner in den Fragen der materiellen Interessen, des Gewerbslebens, der Gesellschaftsgliederung durchschnittlich ein gesundes Urtheil, ja sogar einen vorweg festgeprägten Parteistandpunkt haben. Die Naturgeschichte des Volkes fassen sie mit instinktivem Verständniß vortrefflich auf. Social-politische Parteien gibt es im deutschen Volke, sehr entschiedene nach rechts und links, nicht künstlich eingeimpfte, sondern naturwüchsige. Das rein politische Parteiwesen ist dagegen noch niemals bei unserm gemeinen Mann angeschlagen, und wer sich nicht durch die merkwürdigen culturgeschichtlichen Winke in der neuesten Entwicklung unserer

gesammten Wissenschaft, Kunst und Literatur von der Wahrheit des Satzes überzeugen lassen mag: daß der Deutsche ein geborener Social-Politiker sey, der kann sich in jeder Stadtschenke und Dorfkneipe eines andern belehren lassen. Dort kannegießern die Leute bloß, sofern es sich um ein streng politisches Thema handelt, dagegen über die socialen Gebrechen, Bedürfnisse und Forderungen ihres Standes und Gewerbes, über die großen Tagesfragen der Arbeit, des Corporationswesens, der Gemeindeverfassung, der Familienzucht, der Sitte im öffentlichen Leben, über die naturgeschichtlichen Eigenthümlichkeiten der sie umgebenden Volksgruppen sprechen solche deutsche Naturalisten der Social-Politik nicht selten wie ein Buch, oder vielmehr gescheidter wie ein Buch.

Die Erfassung des Volkes als Kunstobjekt soll aber in dieser gegenwärtigen Zeit nicht bloß dem Künstler gewonnen seyn, sondern ebensowohl, ja noch in weit reicherem Maße, dem Staatsmann und dem politischen Schriftsteller. Hat sich der Politiker in des Volkes Wesen nicht eingelebt, wie der Künstler in seinen Stoff, weiß er sich die Individualitäten des Volksthumes nicht als ächte Kunstobjekte plastisch abzurunden, dann wird er in aller seiner Staatsweisheit doch immer nur mit der Stange im Nebel herumschlagen. Die naturgeschichtliche Analyse des Volkslebens aber führt dazu, daß uns das Volk zuletzt in seiner plastischen Persönlichkeit recht wie ein harmonisches Kunstwerk erscheinen muß. Wie aller naturwissenschaftlichen Untersuchungen höchste Aufgabe dahin geht, das Weltall als einen in sich vollendeten harmonischen Organismus zu erkennen, als einen Kosmos, so müßte es auch zuletzt mit allen naturgeschichtlichen Untersuchungen des Volkes geschehen. Es ist eines der stolzesten Ziele der Gegenwart, die Welt als ein in sich selbst befriedigtes, freies, harmonisches Kunstwerk zu begreifen; so wird es auch eines der stolzesten Ziele der Gegenwart werden, denselben gewaltigen Gedanken in unserm engeren Kreise zu wiederholen und auch das Volk allmählig naturgeschichtlich zu begreifen und darzustellen als ein geschlossenes Kunstwerk, als den Kosmos der Politik.

1.

Feld und Wald.

Will sich der Politiker den innigen Zusammenhang zwischen Land und Leuten verdeutlichen, so kann er gleich von der einfachsten, äußerlichsten Betrachtung des Landes ausgehen. So ist der ganz triviale Gegensatz von Wald und Feld von größter Wichtigkeit für die sociale Ethnographie. In Deutschland besteht dieser Gegensatz noch in seiner ganzen Ausdehnung, wir haben noch einen wirklichen Wald; England dagegen hat so gut wie keinen wirklichen freien Wald mehr, keinen Wald, der sociale Bedeutung hätte: dadurch sind eine Menge der schärfsten Unterschiede deutschen und englischen Volksthumes von vornherein mit Nothwendigkeit vorgezeichnet.

Bei jeder entscheidenden Volksbewegung in Deutschland wird sogleich dem Walde der Prozeß gemacht. Ein großer Theil der Bauern lebt in steter geheimer Fehde mit den Herren des Waldes und ihren Gerechtsamen; zündet ein Revolutionsfunke, dann entbrennt bei diesen Leuten vor allem „der Krieg um den Wald." Das aufständische ländliche Proletariat kann keine Baricaden bauen, keine Königsschlösser niederreißen; aber es verwüstet statt dessen den herrschaftlichen Wald, denn dieser Wald ist in seinen Augen das Zwing-Uri der großen Herren neben den schutzlosen Aeckerchen des kleinen Landmannes. Siegt dann die öffentliche Autorität wieder über die empörten Massen, so hat sie allemal nichts eiligeres zu thun, als den Proceß, welchen man dem Wald gemacht, wieder zu annulliren, die Schutzbriefe desselben, welche man zerrissen, wieder in Kraft zu setzen. Dieses Schauspiel wiederholt sich, je nach dem Geiste der Zeit modificirt, in allen Jahrhunderten unserer Geschichte, und es wird auch wohl noch Jahrhunderte lang in immer neuen Formen wiederkehren.

Die Erhaltung, die erneut verbriefte Schützung des Waldes, ist gegenwärtig wieder eine Tagesfrage, und in den deutschen Kammern sind in den letzten Jahren gewichtige Worte zu Gunsten des Waldes von nationalökonomischem Standpunkt aus gesprochen worden. Es wird jetzt wieder populär, dem armen geschundenen Walde das Wort zu reden. Der Wald hat aber nicht bloß eine wirthschaftliche sondern auch eine social-politische Bedeutung. Wer aus politischem Liberalismus den Unterschied zwischen Stadt und Land leugnet, der sollte auch, nach englischem Muster, den Unterschied zwischen Feld und Wald wegzubringen suchen. Wo ein Gemeineigenthum des Waldes neben einem Privateigenthum des Feldes fortbesteht, da wird es in alle Ewigkeit keine rechte sociale Gleichheit im Volke geben. Der Wald repräsentirt die Aristokratie in dem Bilde der Bodencultur; das Feld das Bürgerthum.

Die Zugeständnisse, welche von den Regierungen in Sachen der Waldrodung, der Wildhegung, der freigegebenen Waldnutzungen ꝛc. gemacht werden, bilden einen ziemlich genauen Gradmesser für das siegreiche Vordringen aristokratischer oder demokratischer Zeitstimmungen. Im Jahr 1848 ward gar manches mächtige Stück Wald geopfert, um ein kleines Stückchen Popularität damit einzukaufen. Jede Revolution thut dem Wald weh; das Feld wird sie unberührt lassen, wofern sie sich nicht selber erwürgen will.

Nach dem 2. December 1851 begünstigte man im Elsaß wieder das Streulaubsammeln in den Wäldern, um den Staatsstreich populär zu machen. Das war klug calculirt; denn der nimmer ruhende Krieg um den Wald kann der Regierung ein mächtiger Hebel zur Einwirkung auf eine Volksschicht werden, die im allgemeinen gar schwer herumzukriegen ist. Die Concession des Streulaubes und des allgemeinen Stimmrechts sind ein und derselbe Akt bonapartistischer Staatsklugheit, nur auf verschiedene Volksklassen zielend. Es ist die *sociale* Politik, die selbst hinter den Waldbäumen und unter dem rothen raschelnden Laub des letzten Herbstes lauert. Seltsamer Ring von Ursachen und Wirkungen! Der unmäßige Anbau der Kartoffel hilft nicht wenig dazu, dem modernen Staate das

Proletariat auf den Hals zu ſchaffen; aber dieſer ſelbe Kartoffelbau, der dem kleinen Bauern das Stroh entzieht, treibt ihn in den Wald, damit er dort die verwelkten Blätter als Streu für ſein Vieh ſuche, und gibt ſo wieder der Staatsgewalt ein Mittel an die Hand, auf Grund der wunderlichen hiſtoriſchen Ruine unſerer Waldeigenthumsgerechtſame, einen mächtigen Theil des Proletariates zu zügeln!

Der Wald gilt in der deutſchen Volksmeinung für das einzige große Beſitzthum, welches noch nicht vollkommen ausgetheilt iſt. Im Gegenſatz zu Acker, Wieſe und Garten hat Jeder ein gewiſſes Recht auf den Wald, und beſtünde es auch nur darin, daß er nach Belieben in demſelben herumlaufen kann. In dem Recht oder der Vergünſtigung des Holzleſens und Laubſammelns, der Viehhut, in der Vertheilung des ſogenanten Losholzes aus Gemeindewäldern u. dgl. liegt ein nahezu communiſtiſches Herkommen hiſtoriſch begründet. Wo hat ſich dergleichen ſonſt noch erhalten außer beim Wald? Das iſt die Wurzel ganz eigenthümlich deutſcher ſocialer Zuſtände. In der That, der Wald iſt bei uns noch nicht vollſtändig ausgetheilt. Darum greift jeder politiſche Agitator, der dem Volke vorerſt ein kleines Stück „Wohlſtand" als das Handgeld auf den verheißenen Wohlſtand quand même auszahlen möchte, flugs zu dem Wald. Am Wald und an nichts anderem könnt ihr dem deutſchen Bauern den Communismus praktiſch demonſtriren.

Es iſt auch geſchichtlich nachweisbar, daß der Gedanke des Privatwaldbeſitzes bei den deutſchen Völkern erſt ſpät und allmählich aufgekommen iſt.

Wald, Weide, Waſſer ſind nach einem uralten deutſchen Rechtsgrundſatze gemeine Nutzungen aller Markgenoſſen. Der Spruch von Wald, Weide und Waſſer iſt noch nicht ganz vergeſſen beim Volke. So beſtätigt uns eine ſchwach dämmernde Erinnerung, eine halb verklungene Sage, welche das gemeinſame Anrecht auf allerlei Waldnutzung wie eine vom Anfang der Tage her in Kraft ſtehende naturrechtliche Theſis betrachtet, die Ergebniſſe der hiſtoriſchen Forſchung, denen zufolge die Idee der Gütergemeinſchaft des Waldes eine ächte altgermaniſche war. Auf dieſem Wege könnten wir dann

aber auch wieder zu dem weiteren Resultat kommen, daß die Gütergemeinschaft nur ein einzigesmal consequent verwirklicht worden sey, nämlich — am und im Urwalde.

In aufgeregten Tagen hat man wunderschöne Berechnungen auf's Papier gebracht über die Parcellirung des Waldbodens zu kleinen Ackerstücken für die Armuth. Das Papier ist geduldig, und es liest sich so idyllisch, so behaglich, wenn uns vorgerechnet wird, wie man aus dem karg ertragenden Waldboden Hunderte von allerliebsten kleinen Landgütchen herausschneiden könne, auf welchen die Proletarier zu einem zufriedenen patriarchalischen Farmerleben sich niederlassen würden. Es sind auch praktische Versuche in dieser Richtung nicht ausgeblieben. Aber statt das Proletariat zu vermindern zog man es durch solche Vermehrung der bäuerlichen Kleinwirthschaft erst recht herbei. Probirt geht über studirt. Die Leute hätten Gott danken sollen, daß der Wald fast allein noch nicht parcellirt ist; nun parcellirten sie gar den Wald, um den kleinen Bauer unter die Arme zu greifen! Der arme Bauer müßte ja in vielen Gegenden Deutschlands verhungern, wenn die herkömmlichen Waldnutzen nicht eine feste Leibrente für ihn wären.

Daß in Deutschland der Gegensatz von Wald und Feld noch so allgemein feststehet, daß wir noch eine ganze Gruppe förmlicher Waldländer haben, ist ein großer Trost für den Social-Politiker. Ein Volk welches noch den offenen, gemeinheitlichen Wald neben dem im Privatbesitz abgeschlossenen Felde besitzt, hat nicht bloß eine Gegenwart sondern auch noch eine Zukunft. So ist in Rußland's undurchdringlichen Wäldern, deren inneres Dickicht nach den Worten des Dichters Mickiewicz ein so tiefes Geheimniß ist, daß es das Auge des Jägers so wenig kennt, wie des Fischers Auge die Meerestiefe, die Zukunft des großen Slavenreiches verbürgt, während uns aus den englischen und französischen Provinzen, die gar keinen ächten Wald mehr haben, ein schon halbwegs ausgelebtes Volksthum entgegenschaut.

Die nordamerikanischen Freistaaten mit ihrer vom rohen Materialismus zersetzten Gesellschaft, mit ihrem wunderlichen Gemisch

eines jugendlichen und eines erstarrten Volkslebens würden rasch ihrem Untergange entgegeneilen, wenn sie im Hintergrunde nicht den Urwald hätten, der ein frischeres, kräftigeres Geschlecht für das rasch sich auslebende Küstenland großzieht. Die Wildniß ist das große ruhende Baarkapital, auf dessen Grundlage die Nordamerikaner noch lange die keckſten socialen und politischen Speculationen wagen können. Aber wehe ihnen, wenn sie dieses Stammkapital selber aufzehren würden!

Der deutsche Wald mit seinen Gerechtsamen und Servituten ist ein letztes verkörpertes Stück Mittelalter. Nirgends liegen die Trümmer des feudalistischen Elementes noch offener zu Tage als in den Forstordnungen; der Wald allein sichert dem Landvolke — ächt mittelalterlich — eine von der Hetzjagd der Concurrenz und der Parcellenwirthschaft unberührte Beisteuer zu seiner Existenz. Darum verkehren die Demagogen den Krieg „um" den Wald so gerne in einen Krieg „gegen" den Wald; sie wissen, daß man zuerst den Wald niederhauen muß, wenn man mit dem Mittelalter in Deutschland aufräumen will. Darum kommt der Wald bei jeder Volksbewegung am schlimmsten weg. Und wenn man in unserm raschen Jahrhundert durchschnittlich einen fünfzehnjährigen Zwischenraum von einer Revolution bis zur andern gelten lassen will, so braucht ein ordentlicher Waldbaum viel längere Zeit um auszuwachsen; wenigstens wird der unermeßliche Verlust, den das Jahr 1848 durch Verschleuderung, Plünderung und muthwillige Zerstörung von Waldeigenthum gebracht hat, bis zu dieser Frist auf natürlichem Wege gewiß noch nicht wieder ausgeglichen seyn.

In Anhalt-Dessau wurde im vergangenen Jahr durch eine Verordnung dahin entschieden, daß alle Eichen, die auf Privatgrund stehen, dem alten Herkommen gemäß, landesherrliches Eigenthum bleiben. Der Gegensatz von Feld und Wald ist dadurch als ein ganz ideeller gefaßt; auch der vereinzelte Waldbaum ist für sich noch Wald und hat Waldrecht, wie in entwaldeten Gegenden die Bauern einen vereinzelt stehen gebliebenen Waldbaum häufig noch mit dem Titel ihres „Gemeindewaldes" auszeichnen.

Die Männer der Staatswirthſchaft führen den Beweis, daß unſer gegenwärtiger Waldbeſtand zur Befriedigung des Holzbedarfs keineswegs zu groß, eher zu gering iſt. Die principiellen, die politiſchen Feinde des Waldes aber zählen uns die alljährlich ſich mehrenden Erſatzſtoffe des Holzes vor und deuten ſiegesgewiß auf die nicht mehr ferne Zeit, wo man gar keine Wälder mehr brauchen wird, wo man alles Waldland in Ackerland verwandeln kann, damit jede Scholle in den civiliſirten Staaten Europa's auch einen Menſchen ernähre. Dieſer Gedanke, jeden Fleck Erde von Menſchenhänden umgewühlt zu ſehen, hat für die Phantaſie jedes natürlichen Menſchen etwas grauenhaft unheimliches; ganz beſonders iſt er aber dem germaniſchen Geiſte zuwider. Es wäre alsdann Zeit, daß der jüngſte Tag anbräche. Emanuel Geibel hat dieſes natürliche Grauen vor dem äußerſten Maß der abſoluten Civiliſation in ſeinem Gedichte „Mythus" ſymboliſirt. Er ſchafft ſich eine Sage von dem zum Knechtesdienſt gefeſſelten Dämon des Dampfes. Erſt dann wird dieſer ſeine Bande ſprengen und mit ſeiner im Kern der Erde ſchlummernden titaniſchen Urkraft die Erde ſelber zertrümmern, wenn einmal der ganze Ball überzogen ſeyn wird mit dem Zaubernetze der Eiſenbahnen. Bis dahin werden auch alle Wälder in Ackerland umgewandelt ſeyn.

Es iſt eine matte Defenſive, welche die Fürſprecher des Waldes ergreifen, wofern ſie lediglich aus ökonomiſchen Gründen die Erhaltung des gegenwärtigen mäßigen Waldumfanges fordern. Die ſocialpolitiſchen Gründe wiegen mindeſtens eben ſo ſchwer. Haut den Wald nieder und ihr zertrümmert die hiſtoriſche bürgerliche Geſellſchaft. In der Vernichtung des Gegenſatzes von Feld und Wald nehmt ihr dem deutſchen Volksthum ein Lebenselement. Der Menſch lebt nicht vom Brode allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch noch den Wald brauchen. Das deutſche Volk bedarf des Waldes wie der Menſch des Weines bedarf, obgleich es zur Nothdurft vollkommen genügen mag, wenn ſich lediglich der Apotheker eine Viertelohm in den Keller legte. Brauchen wir das dürre Holz nicht mehr um unſere äußeren Menſchen zu

erwärmen, dann wird dem Geſchlecht das grüne, in Saft und Trieb ſtehende zur Erwärmung ſeines inwendigen Menſchen um ſo nöthiger ſeyn.

In unſern Walddörfern — und wer die deutſchen Gebirge durchwandert hat, der weiß, daß es noch viele ächte Walddörfer in unſerm Vaterlande gibt — ſind unſerm Volksleben noch die Reſte uranfänglicher Geſittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenſeite ſondern auch in ihrem naturfriſchen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felſen- und Gletſcherſtriche, alle Wildniß und Wüſtenei iſt eine nothwendige Ergänzung zu dem cultivirten Feldland. Freuen wir uns, daß es noch ſo manche Wildniß in Deutſchland gibt. Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verſchiedenartigſten Entwickelungen gleichzeitig umfaſſe. Ein durchweg in Bildung abgeſchliffenes, in Wohlſtand geſättigtes Volk, iſt ein todtes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es ſich mit ſammt ſeinen Herrlichkeiten ſelber verbrenne wie Sardanapal. Der ausſtudirte Städter, der feiſte Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart ſeyn, aber der armſelige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, das ſind die Männer der Zukunft. Die Lehre von der bürgerlichen Geſellſchaft iſt weſentlich die Lehre von der natürlichen Ungleichheit der Menſchen. Ja in dieſer Ungleichheit der Gaben und Berufe wurzelt die höchſte Glorie der Geſellſchaft, denn ſie iſt der Quell ihrer unerſchöpflichen Lebensfülle. Wie die See das Küſtenvolk in einer gewiſſen rohen Urſprünglichkeit friſch erhält, ſo wirkt gleiches der Wald bei den Binnenvölkern. Weil Deutſchland ſo viel Binnenland hat, darum braucht es ſo viel mehr Wald als England. Die ächten Walddörfler, die Förſter, Holzhauer und Waldarbeiter ſind der kräftige, derbe Seemannsſchlag unter uns Landratten. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und ſperrt die See ab, wenn ihr die Geſellſchaft in dem gleichgeſchliffenen Univerſalismus der Geiſtesbildung nivelliren wollt. Wir ſehen wie ganze geſegnete Länder, denen man den ſchützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluthen der Gebirgswaſſer, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen

ſind, und ein großer Theil Italiens, des Paradieſes von Europa, iſt ein ausgelebtes Land, weil ſein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutz es ſich wieder verjüngen könnte. Aber nicht bloß das Land iſt ausgelebt, auch das Volk. Ein Volk muß abſterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hinterſaſſen in den Wäldern, um ſich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volksthumes zu holen. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbeſitz iſt gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküſte. Wir müſſen den Wald erhalten, nicht bloß damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, ſondern auch damit die Pulſe des Volkslebens warm und fröhlich weiter ſchlagen, damit Deutſchland deutſch bleibe.

Die Bewohner der deutſchen Walddörfer haben faſt durchweg ein ungleich originelleres, friſcheres geiſtiges Gepräge als die der reinen Felddörfer. Hier ſteht meiſt mehr feiſter Wohlſtand grell neben größerer Entartung der Sitten als dort. Die Walddörfer ſind oft ſehr arm, aber ein eigentliches Proletariat ſitzt weit entſchiedener in den reinen Felddörfern. Die letzteren ſind volkswirthſchaftlich, die erſteren ſocial-politiſch von größerer Wichtigkeit. Der Waldbauer iſt roher, händelſüchtiger, aber auch luſtiger als der Feldbauer; es wird oft da ein genialer Lump aus ihm, wo aus dem ſchwerfälligen Feldbauer ein herzloſer Geizhals geworden wäre. Die Erhaltung oder Vertilgung der alten Volksſitten und Trachten folgt nicht ſo ſehr dem Gegenſatze von Bergland und Flachland, als dem von Waldland und Feldland, wofern man unter jenes auch die Heiden, Moore und andere wüſte Gegenden einbegreift. Das Waldland iſt der Heerd der volksthümlichen Kunſt. Ein Dorf ohne Wald iſt wie eine Stadt ohne hiſtoriſche Architekturen, ohne Denkmäler, ohne Kunſtſammlungen, ohne Theater und Konzerte, kurz ohne gemüthliche und äſthetiſche Anregung. Der Wald iſt der Turnplatz der Jugend, oft auch die Feſthalle der Alten. Wiegt das nicht mindeſtens ebenſo ſchwer als die ökonomiſche Holzfrage? In dem Gegenſatze von Feldland und Waldland tritt die einfachſte und natürlichſte Vorſtufe des deutſchen ſocialen Individualismus zu

Tage, der ein Segen der Nation iſt, während der politiſche Partikularismus ihr Fluch.

Die Zopfzeit hatte kein Auge für den Wald, ſie hatte entſprechend auch kein Verſtändniß für das Naturleben im Volksthum, keine Ahnung von den natürlichen ſocialen Beſonderungen. Sie verſetzte die fürſtlichen Luſtſchlöſſer überall in deutſchen Gauen aus den waldigen Bergen hinaus in das entwaldete Flachland. Die Kunſt der Zopfzeit war aber auch eine faſt durchaus undeutſche. Den Künſtlern des Zopfes war der Wald zu unordentlich in der Anlage, zu buckelig in den Formen, zu dunkel in der Farbe. Der Wald wird als ein flaches Beiwerk der Landſchaft in den Hintergrund geſchoben, während die Landſchaftsmaler der vorhergegangenen großen Kunſtperiode ihre Waldbilder ſo recht aus der Tiefe der Waldeinſamkeit heraus gemalt haben. Kein Künſtler romaniſchen Stammes hat den Wald gemalt wie Ruisdael und Everdingen; ſie ſetzen ſich in ihren beſten Bildern geradezu mitten in's Dickicht hinein. Pouſſin und Claude Lorrain haben großartige Studien am Wald gemacht, Ruisdael aber kann den Wald von Kindesbeinen an auswendig wie das Vaterunſer.

Die franzöſiſirte Hagedorn-Gleim'ſche Lyrik ſingt Waldlieder, als ob ſie auf's Hörenſagen hin ſich nach dem Wald ſehne. Da kommt mit dem wiedererweckten Shakeſpeare, der des Waldes Herrlichkeit tiefer als Alle poetiſch ausgekundet hat, die engliſche Gartenkunſt, die Nachbildnerin der freieren Waldnatur, nach Deutſchland; gleichzeitig ſchlägt Goethe den ächten Waldton in deutſcher Dichtung wieder an, und von dem Augenblick, wo den Poeten der Wald nicht mehr zu unordentlich erſchienen iſt, erſcheint ihnen auch das derbkräftige Volksthum nicht mehr zu unſauber und ſtruppig zur künſtleriſchen Geſtaltung. Der herrliche neueſte Wiederaufſchwung der Landſchaftsmalerei knüpft ſich auf's engſte an die erneute Vertiefung der Künſtler in das Waldſtudium. So muſicirten auch zur Zeit, da Goethe ſeine beſten Lieder dichtete, Mozart und Haydn, als ob ſie's „den Vögeln abgelauſcht," nämlich den Vögeln im Walde, nicht wie eine neueſte Zweigſchule romantiſcher Miniaturpoeten den

Vögeln, die in vergoldeten Käfigen im Salon ihr krankes Lied ſchlagen.

Der Wald allein läßt uns Culturmenſchen noch den Traum einer von der Polizeiaufſicht unberührten perſönlichen Freiheit genießen. Man kann da doch wenigſtens noch in die Kreuz und Quere gehen nach eigenem Gelüſten, ohne an die patentirte allgemeine Heerſtraße gebunden zu ſeyn. Ein geſetzter Mann kann da noch laufen, ſpringen, klettern nach Herzensluſt, ohne daß ihn die altkluge Tante Decenz für einen Narren hält. Dieſe Trümmer germaniſcher Waldfreiheit ſind in Deutſchland faſt überall glücklich gerettet worden. Politiſch freiere Nachbarländer, wo die fatalen Abzäunungen der feſſelloſen Wanderluſt gar bald ein Ende machen, kennen ſie nicht mehr. Was hilft dem nordamerikaniſchen Großſtädter ſeine Polizeiloſigkeit in den Straßen, wo er nicht einmal im Wald der nächſten Umgegend frei umher laufen kann, da ihn dort die gräulichen Fenze deſpotiſcher als ein ganzes Regiment Conſtabler überall auf den geweisten Weg bannen? Was helfen den Engländern ihre liberalen Geſetze, da ſie nur eingehegte Parke, da ſie kaum noch einen freien Wald haben? Der Zwang der Sitte iſt in England und Nordamerika einem deutſchen Manne unerträglich. Da die Engländer ja nicht einmal mehr den freien Wald zu ſchätzen wiſſen, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie fordern, man ſolle zu dem Eintrittsgeld, welches man für Theater- und Concertbeſuch bezahlt, auch noch einen ſchwarzen Frack und eine weiße Halsbinde mitbringen. Deutſchland hat eine weit größere Zukunft der ſocialen Freiheit als England, denn es hat ſich den freien Wald gerettet. Den Wald ausrotten könnte man vielleicht in Deutſchland, aber ihn ſperren, das würde eine Revolution hervorrufen. In dieſer deutſchen Waldfreiheit, die ſo fremdartig aus unſern übrigen modernen Einrichtungen hervorlugt, liegen mehr beſtimmende Einflüſſe auf unſer höheres Bildungsleben, und namentlich auf die romantiſche Stimmung in demſelben, als mancher ſich träumen läßt. Unſerm ſpeciell großſtädtiſchen Leben merkt man es dann wieder in tauſend Zügen an, wie weit ſich der ächte Wald von dieſen Städten

zurückgezogen hat, wie entfremdet die Bevölkerung dem Wald geworden iſt.

Den freien Wald und das freie Meer hat die Poeſie mit tiefſinnigem Wort auch den heiligen Wald und das heilige Meer genannt, und nirgends wirkt darum dieſe Heiligkeit der unberührten Natur ergreifender, als wo der Wald unmittelbar dem Meer entſteigt. Wo der Wogenſchlag des brandenden Meeres mit den rauſchenden Wipfeln der Bäume zu einem Hymnus zuſammenbraust, aber auch in dem lautloſen mittägigen Schweigen des deutſchen Gebirgswaldes, wo der Wanderer, meilenweit von jeder menſchlichen Niederlaſſung entfernt, nur den Schlag des eigenen Herzens in der Kirchenſtille der Wildniß hört, da iſt der rechte heilige Wald. Doch ſelbſt für den freien, heiligen Wald gibt es in Deutſchland Prachtſtücke polizeilichen Humors. Wenn man auf der Inſel Rügen in den von den Norddeutſchen als eine Art Urwald geprieſenen uralten Buchenforſt der Granitz tritt, ſo leuchtet dem Wanderer an einem mächtigen Baumſtamm ein Placat entgegen mit der Inſchrift: daß man in dieſem Wald nur umhergehen dürfe in Begleitung eines fürſtlich Putbuſiſchen Forſtauffehers zu 5 Sgr. die Stunde. Die Schauer eines Urwaldes in forſtpolizeilicher Begleitung zu 5 Sgr. die Stunde genießen, das kann doch nur ein geborener Berliner.

Es iſt eine ſeltſame Begriffsverwirrung, wenn Viele die Waldrodungen in dem Deutſchland des 19. Jahrhunderts noch wie ein Urbarmachen des Bodens, wie einen Act der inneren Coloniſation anſehen, durch den das gerodete Stück überhaupt erſt der Cultur gewonnen würde! Der Wald iſt für uns nicht mehr die Wildniß, aus der wir in's geklärte Land hinausſtreben ſollen, ſondern eine wahrhaft großartige *Schutzhege* unſerer eigenſten volksthümlichen Geſittung. Den Waldboden roden heißt bei uns nicht mehr ihn urbar machen, ſondern nur eine Culturform des Bodens mit einer andern vertauſchen. Wer den Werth einer Bodencultur nur nach den Procenten ihres Reinertrags ſchätzt, der wird freilich Waldflächen roden wollen, um ſie „urbar" zu machen. Wir ſchätzen aber die verſchiedenen Formen der Bodencultur nicht bloß nach ihrem materiellen,

ſondern auch nach ihrem ideellen Werthe ab. Die Verſchiedenartigkeit der Bodenculturform iſt eine der tiefſten Wurzeln unſeres Reichthums an individuellen ſocialen Bildungen, und damit der Lebensfülle unſerer Geſellſchaft ſelber.

Der Wald ſtellt ein ariſtokratiſches Element in der Bodencultur dar. Er gilt mehr durch das was er repräſentirt als durch das was er producirt. Nur der Reiche kann Waldwirthſchaft treiben, ja oft iſt nicht einmal der Reichſte reich genug dazu, und der Staat als der Inbegriff des Nationalreichthums iſt darum mit Recht der erſte und größte Waldbeſitzer. Für die Gegner der Erhaltung eines großen geſchloſſenen Grundbeſitzes wird der Wald allezeit der ärgſte Stein des Anſtoßes ſeyn, denn mit dem Walde wird ſich niemals eine auch nur ſcheinbar ausgiebige Parcellenwirthſchaft durchführen laſſen. Beim Feldbau läßt ſich über die Vortheile der Kleinwirthſchaft ſtreiten, wer aber das Armſelige eines in's Kleine getriebenen Waldbaues nicht ſehen will, der muß ſich geradezu die Hände vor die Augen halten. In dem Maße als der Waldbau in's Kleine gearbeitet, d. h. als er ausſchließlich darauf hin angelegt wird, aus möglichſt geringem Kapital in möglichſt kurzer Friſt die größtmögliche Rente herauszuſchlagen, verliert der Wald ſeinen hiſtoriſchen Charakter, ſeine ideelle Bedeutung für die ſociale und äſthetiſche Erziehung des Volks, für die Individualiſirung der Geſellſchaft.

Deutſchland ſondert ſich nicht in der Weiſe in Feld- und Waldland, daß etwa ein Theil faſt ausſchließlich der Waldcultur, der andere dem Feldbau gewidmet wäre. Der Gegenſatz von Feld und Wald exiſtirt vielmehr überall, er durchkreuzt die natürlichen Scheidungen von Berg- und Flachland und individualiſirt ſolchergeſtalt den Boden des geſammten deutſchen Reiches in einer Weiſe, wie ſich deſſen kein anderes Land Europa's rühmen kann. Dazu ſtellt ſich Feldbau und Waldwirthſchaft an ſich wieder in allen möglichen berechtigten Formen dar. Die ganze Scala von der Spatencultur bis zu den größten geſchloſſenen Gütern iſt auf deutſchem Boden in den mannichfaltigſten Exempeln durchgeführt und in den Formen der Waldwirthſchaft ſind wir noch weit particulariſtiſcher als in

unſerer politiſchen Wirthſchaft. In dieſer beiſpielloſen Individualiſirung der Bodencultur iſt nicht nur die wunderbar reiche Gliederung unſerer Geſellſchaftszuſtände vorgebildet, ſondern auch der eigenthümlichen Biegſamkeit, Vielſeitigkeit und Empfänglichkeit deutſcher Geiſtescultur und Geſittung die natürlichſte Wurzel gegeben.

Deutſchland hat durch die in neuerer Zeit aus Gründen der Noth oder kurzblickender Oekonomie immer weiter getriebene künſtliche Umwandlung der ſoliden Laubholzhochwaldungen in proletariſche Nadelholzwälder mindeſtens ebenſoviel von ſeinem eigenthümlichen Waldcharakter verloren als durch die völlige Rodung ungeheurer Waldflächen. In den alten Forſtordnungen wird auf den Schutz der Eichen mit Recht ein beſonderes Gewicht gelegt. Selbſt der deutſche Reichstag beſchäftigte ſich in dieſem Sinn bereits im 16. Jahrhundert mit der „Holzſparkunſt.“ Die wenigen Waldculturarten, welche einigermaßen eine Parcellirung zulaſſen, wie etwa die örtlich vorkommende Haubergswirthſchaft, wo auf demſelben Areal in periodiſchem Wechſel Waldbau und Ackerbau getrieben wird, oder die im Geldpunkte ſo raſch ergiebige Eichenſchälwirthſchaft, dieſe wenigen, der Parcellirung günſtigen Wirthſchaftsarten heben an ſich ſchon den Begriff des Waldes in unſerm Sinne auf. Ein Eichenſchälwald, der, ſowie er einigermaßen kräftig in's Holz treibt, auch dem Wanderer alsbald nur dünne abgeſchälte Stämmchen mit verdorrten Laubreſten entgegenſtreckt, unterbrochen von dem dazwiſchen wuchernden kümmerlichen Raumholz von Haſelhecken und Hainbuchen, ein Hauberg, in welchem Feld- und Waldcultur vollſtändig durch einander geworfen wird, iſt eigentlich gar kein rechter Wald mehr. Das werthvollſte, anderweit durchaus noch nicht zu erſetzende Werkholz der maſſiven Eichen- und Buchenſtämme, dieſer eigenſte Schatz des Waldes, kann nur da erzielt werden, wo eine reiche Corporation, die hundert Jahre lange auf Zinſen warten kann, den Waldbau betreibt.

Die alte Zeit hatte einen richtigen Inſtinct von dieſem ariſtokratiſchen Charakter des Waldes, indem ſie denſelben zum privilegirten Tummelplatz fürſtlicher Luſt erkor und das Waidwerk adelte,

obgleich es beim Licht einer philoſophiſchen Studirlampe beſehen, doch eigentlich gar ſo etwas nobles nicht iſt, wenn ſich ein in der äußerſten Verfeinerung der Sitte glänzender Hof zeitweilig in die Barbarei des Urwaldes zurückzieht und in der ſyſtematiſchen Nachbildung des rohen Jägerlebens gleichſam die Uranfänge der Civiliſation von vorn wieder durchbuchſtabirt. Um keinen Titel wurde von deutſchen Reichsfürſten erbitterter geſtritten als um den eines „Reichsoberjägermeiſters.“ Die centraliſirende Gewalt des Königthums erprobte ſich auf fränkiſch-deutſchem Boden am erſten und entſchiedenſten in der Errichtung von Bannforſten. Des Königs Wald ſtand von da an unter einem höheren und wirkſamern Schutze als unter dem des gemeinen Rechtes. Ein eclatanteres ariſtokratiſches Privilegium als das der Bannforſte iſt gar nicht denkbar, und doch hat es Deutſchland dieſem Privilegium zu danken, daß es noch ſo grün bei uns ausſieht, daß unſere Berge nicht entwaldet ſind wie die italieniſchen, daß Land und Volk nicht ausgelebt und ausgetrocknet iſt, daß noch ſo ungeheure Waldſtrecken als geſchloſſenes Ganze ſpäter in die Hände des Staates übergehen konnten.

Aber an dieſe ariſtokratiſche Waldluſt knüpfte ſich auch die mittelalterige Waldtyrannei. Die Waldbäume und das Wild wurden ſchonender behandelt als die Saatfelder und die Bauern. Wollte ein despotiſcher Herr den Bauer recht empfindlich züchtigen, dann ſchickte er ihm das Wild über den Hals, und die Jagd, welche das Wild erlegen ſollte, zertrat noch, was dieſes nicht gefreſſen hatte. Der Krieg um den Wald drängte dem Bauersmann am erſten und entſchiedenſten die Frage auf nach der Berechtigung der Privilegien der Ariſtokratie. Von G. A. Bürger beſitzen wir ein Gedicht welches das nackte Recht der Arbeit dem hiſtoriſchen Standesrecht in ſo ſchneidender Weiſe entgegenſetzt, daß man es, wenn es heute erſchiene, ohne Zweifel als ein communiſtiſches confisciren würde. Dieſe alte Probe moderner ſocial-demokratiſcher Poeſie greift aber für jene Zeit ganz charakteriſtiſch ihr Thema aus dem „Krieg um den Wald;“ ſie führt den Titel: „der Bauer an ſeinen durchlauchtigſten Tyrannen.“ Weil der fürſtliche Jäger den Bauer unter dem Hurrah der

Jagd durch das zerſtampfte Saatfeld getrieben, darum kommt der Bauer in dem Gedicht mit einemmal zu der kritiſchen Frage: „Wer biſt du, Fürſt?“

Die fürchterlichen Strafen, mit welchen im Mittelalter Forſtfrevler und Wilddiebe bedroht waren, erklären ſich nur als der Ausfluß der Erbitterung zweier um den Wald kriegführenden Parteien. In dieſem Kriege war das Standrecht erklärt. Der Wilddieb fühlte ſich in ſeinem Recht, wie der Pirat, beide wollen keine gemeinen Diebe ſeyn. Wir ſtellten oben den Wald mit dem Meere zuſammen: die frühere barbariſche Beſtrafung der Piraten läuft gleichfalls parallel der grauſamen Züchtigung der Waldfrevler. Der letztere glaubt noch immer häufig genug, daß er nur ein durch Gewalt ihm entrücktes Eigenthumsrecht mit Liſt und Gewalt ſich wiederhole. Es gibt ganze Dörfer, ganze Landſtriche in Deutſchland, wo die Sitte heute noch Wilddieberei und Holzfrevel ſcharf unterſcheidet von gemeinen, beſchimpfenden Verbrechen. Einen Haſen in der Schlinge zu fangen, iſt für dieſe Bauern ſo wenig etwas entehrendes, als für einen Studenten den Nachtwächter zu prügeln. Darin ſteckt der uralte Hintergedanke des „Krieges um den freien Wald.“ Im Walde weiß das aufgeſtachelte Landvolk in bewegter Zeit den Staat oder auch den einzelnen großen Grundbeſitzer an einer empfindlichen Seite zu packen. Wir ſahen, wie im Jahr 1848 ausgedehnte Waldſchläge ſyſtematiſch verwüſtet — nicht geplündert — wurden; man hieb den Wald nieder und ließ die Stämme abſichtlich liegen und verderben, man brannte ihn ab, um mit jedem Morgen weiter verbrannten Waldes höhere Zugeſtändniſſe zu erzwingen. Die alte Tradition des Krieges um den Wald war wieder einmal lebendig geworden.

Und dieſer ewige Unruheſtifter Wald, der aber, wie bemerkt, bei den Unruhen ſelber immer am ſchlimmſten wegkommt, iſt doch zugleich ein ſo mächtiger Schutzwall hiſtoriſcher Ueberlieferung. Nicht bloß ein altes Volksthum, auch die älteſten Reſte geſchichtlicher Denkmäler hat er uns ſchirmend bewahrt. Viele der merkwürdigſten alten Namen ſind in den Benennungen der Waldreviere uns erhalten

geblieben, und wenn einmal die deutsche Sprachwissenschaft mit dem Durchforschen der Dörfer- und Städtenamen fertig geworden ist, dann wird sie sich den Namen der Waldreviere, die meist weit weniger gewechselt haben, wie die der Feldmarken, als einer neuen, reichen Quelle zuwenden. Fast nur unter dem Schutze des Waldesdickichts sind die Ringwälle jener Völker, welche in einer vorhistorischen Zeit in unsern Gauen gesessen, dazu die Gräber und Opferstätten unserer Vorfahren als älteste Denkmale für die Gegenwart erhalten worden. Und während man im Namen einer rein industriellen Cultur die deutschen Wälder vertilgen möchte, haben sie allein in ihrem Schatten die früheſten redenden Zeugen vaterländischer Industrie uns bewahrt. In den mittelrheinischen Waldgebirgen findet man häufig auf abgelegenen Hügelköpfen, fern von Bächen und Wasserlauf, große Schlackenhaufen. Es sind dieß die Stätten der uralten vielleicht als Hand- oder Trethütten betriebenen „Waldschmieden," von denen unsere Heldensage singt, die Stätten der ersten rohen Anfänge unserer seitdem so mächtig entfalteten Eiseninduſtrie. So hebt die älteste Kunde des deutschen Fabrikwesens, wie unserer ganzen Gesittung bei dem Walde an.

Jahrhunderte lang war es eine Sache des Fortschrittes, das Recht des Feldes einseitig zu vertreten; jetzt ist es dagegen auch eine Sache des Fortschrittes, das Recht der Wildniß zu vertreten neben dem Rechte des Ackerlandes. Und wenn sich der Nationalökonom noch so sehr sträubt und empört wider diese Thatsache, so muß der Social-Politiker trotzdem beharren und kämpfen auch für das Recht der Wildniß.

II.

Wege und Stege.

In der Urwildniß rodet der erſte Siedler: er ſchafft den Gegenſatz von Feld und Wald und hebt damit das Verhältniß von Land und Leuten über die Linie der uranfänglichen beſtialiſchen Natürlichkeit. Nur wo Feld und Wald iſt, da iſt feſte Siedelung, da bildet der Boden ſelbſt die Baſis organiſcher Geſellſchaftszuſtände.

Später hebt ſich aus der allgemeinen Form der Siedelung der Gegenſatz von Stadt und Land heraus. Hiermit verknüpft ſich eine ſociale Revolution, eine Umwandlung des Naturlebens des Volkes, wie die Gegeneinanderſtellung von Feld und Wald eine ſolche Umwandelung zur Folge hatte. Die größten Culturfragen des germaniſchen Alterthumes laufen in der Thatſache der Rodung und Coloniſirung des Landes, in der Herausbildung des Gegenſatzes von Feld und Wald als in ihrem Brennpunkte zuſammen; die größten Culturfragen des Mittelalters in der Herausbildung des Gegenſatzes von Stadt und Land. Hierdurch beſtimmen ſich die zwei entſcheidenden hiſtoriſchen Epochen in der älteren Naturgeſchichte des deutſchen Volkes.

Es wird aber der Widerſtreit dieſer Gegenſätze niemals ganz erledigt, ſie bleiben flüſſig bis das Volk ſelber abſtirbt, denn ſie bedingen die zum Leben berechtigende innere Mannichfaltigkeit ſeiner Bildungen.

Das Verhältniß der Leute zum Lande iſt aber ſeit dem Mittelalter ſchon um deßwillen ein ganz anderes geworden, weil das Land ſelbſt nicht mehr das nämliche iſt, weil die früheren Länderindividuen zu Ländermaſſen geworden ſind, die einzelnen Städte zu Städtegruppen, weil ſich in ausgedehnteſtem Maße

Dörfer in Städte und dafür wieder Städte in Dörfer verwandelt haben, weil die Großstädte, als wesentlich moderne Gebilde, eine Centralisation im Städteleben hervorgerufen haben, die der Umbildung der Länderindividuen zu Ländermassen entspricht. Wir messen das Land mit einem neuen Maßstabe. Die Länder wurden größer und die Erde kleiner. Die Leute sind näher zusammengerückt. Dadurch ist ein anderes Land, sind andere Leute geworden. Die Rodung der Wildniß und die Scheidung von Stadt und Land individualisirte ursprünglich Länder und Völker; die Erschließung der neuen großen Verkehrswege und Verkehrsmittel, diese moderne Colonisirung im großen Style nicht der Länder, sondern der Erde, faßt wieder mit eherner Hand zusammen, was durch jene Gegensätze auseinandergetrieben war. Und doch bestehen jene Gegensätze fort, im Maßstab verändert, nicht aber in der Art. Zuerst kam die oceanische Schifffahrt, dann kamen die Kunststraßen, dann Dampfschiffe und Eisenbahnen.

Bei den Bauern hat sich bereits ein Sagenkreis der Eisenbahnen gebildet. Sagenkreise entstehen sonst bekanntlich kaum mehr im modernen Leben. Allein wo dem Volke eine neue Wunderkraft so dämonisch gegenübertritt wie bei den Eisenbahnen, da schafft es sich auch noch neue Sagenkreise. Es ahnt die Umwälzung unserer gesammten Gesittung, unserer ganzen Gesellschaft, welche durch das neue Verkehrswesen früher oder später eintreten muß; der Bauer insbesondere ahnt, daß er neben der Eisenbahn nicht der alte Bauer bleiben kann. Vielverbreiteter Bauernglaube ist es, daß die Eisenbahnen nach einer bestimmten Frist wieder plötzlich verschwinden würden, wie sie plötzlich gekommen seyen; ihre Frist ist gleich der, welche der Teufel den Leuten vergönnt, die sich ihm zur Gewinnung irdischer Genüsse verschrieben haben. Im Badischen geht die Sage, daß beim Anhalten der Eisenbahnen an den größeren Stationen jedesmal Einer fehle, den der Teufel für seinen Lohn genommen habe, und im Elsaß mußte im Jahre 1851 von den Kanzeln wider den Eisenbahnaberglauben gepredigt werden.

In dieser naiven Form spricht sich des Volkes Ahnung von

der Thatsache aus, daß das moderne Verkehrswesen nicht nur ein neues Land schaffe, sondern auch neue Leute. Jeder aber fürchtet sich ein Anderer zu werden, und wer uns unsere Eigenart rauben will, der erscheint uns weit eher wie ein Gespenst des Satans, denn wie ein guter Geist.

Man sagt verschiedenen Tiroler Gemeinden nach: sie hätten in alter Zeit ihre Straßen absichtlich nicht an den Bergen her, sondern über die Berge geführt, damit die Reisenden und ihr Geld recht lange im Land bleiben und die Fuhrleute gehörig für Vorspannpferde zahlen möchten. Das gemahnt an die Politik deutscher Postverwaltungen, welche unbedenklich auch die krumme Linie als die kürzeste zwischen zwei Punkten annahmen, wenn es galt, einem im geraden Wege liegenden auswärtigen Postbesitzer ein paar Kreuzer Transitporto abzuzwacken, und die Briefe möglichst lang im eigenen Bezirk zu behalten.

Es steckt aber auch ein tieferer Sinn hinter jener angeblichen Praxis der Tiroler.

Als man in alten Zeiten Straßen baute, individualisirte man das Land; die Straße schuf eine Masse neuer Ansiedelungen, neue Städte, neue Dörfer. Wenn wir dagegen heutzutag die ächt modernen Straßen, nämlich Chausseen, Eisenbahnen und Dampfschifflinien anlegen, so centralisiren wir das Land; diese Straßen ruiniren die kleinen Städte, schaffen dagegen den großen einen riesigen Zuwachs an Macht und Ausdehnung.

Der Fußweg, der Feldweg, die alte Heerstraße führten die Städte ins Land hinein; unsere neuen wunderbaren Straßenbauten des Weltverkehrs führen die Stadt zur Stadt und — das Land in die Stadt. Darum war es im Geiste des mittelaltrigen Wegbausystems durchaus nicht widersinnig, die Reisenden auf möglichst langer Linie im Lande herumzuführen.

Ich greife ein schlagendes Beispiel aus tausenden heraus: die große natürliche Verkehrslinie des Rheinstroms. Im Mittelalter rief diese Wasserstraße Dutzende von kleinen Städten zu selbstständiger Blüthe. Der Fluß war dermaßen mit Zöllen aller Art

belaſtet, die Güterbewegung auf demſelben vielfach ſo gefahrvoll, daß man neue mühſelige Umwege zur Rechten und Linken, durch den Einrich, über den Hunsrück ꝛc. aufſuchte, und dennoch nährte der Verkehr die kleinen Städte an der Waſſerſtraße neben den großen. Jetzt ſind faſt alle Schranken gefallen, eine Dampfflottille fährt tagtäglich ſtromab, ſtromauf, die Zahl der Reiſenden iſt tauſendfach gewachſen, und — der Verfall jener kleinen Städte frißt von Jahr zu Jahr um ſich; nur einzelne große Mittelpunkte heben ſich in derſelben reißenden Progreſſion, in welcher jene ſinken. Häuſer, die in einzelnen ſolcher kleineren Städte vor 40 Jahren mit einem Aufwand von 30,000 Gulden erbaut wurden, ſind ſeit der vollen Eröffnung der Dampfſtraße für 3000 feil, und finden doch keinen Käufer. Tauſend Reiſende *ſehen* ſich jetzt im Vorüberfahren an den ſchönen armen Städten ſatt, in welchen ſich früher hundert Reiſende ſatt *zehrten*.

So geht es mehr oder minder in ganz Deutſchland.

Zu allen Zeiten ſind alte große Handelsſtraßen verödet, und neue Wege führten den befruchtenden Reichthum des Weltverkehrs andern Gegenden zu. Aber jedesmal war es auch nicht bloß ein wirthſchaftliches, ſondern zugleich ein politiſches und ſociales Erkranken, welches dadurch über die verlaſſenen Gegenden verhängt wurde. Die Zeit heilt, aber Jahrhunderte waren hier zur Heilung oft immer noch eine zu kleine Zeit. Eine ſo gründliche, ſo allgemeine und ſo reißend ſchnell durchgeführte Umlegung aller großen Verkehrsſtraßen, wie ſie mit der Vollendung der europäiſchen Eiſenbahnnetze vollendet ſeyn wird, iſt aber noch nicht erhört worden, ſo lange die Welt ſteht. Es werden freilich nicht, wie bei der Veränderung der Handelswege am Ausgange des Mittelalters, einzelne große Städte ruinirt werden, wohl aber ſind zahlloſe kleine Städte, volkreiche Flecken und Dörfer dem allmählichen Kränkeln, Abmagern und Abſterben eben ſo ſicher geweiht, als ſich den großen Städten eine immer unförmlichere Corpulenz anſetzen wird.

Darin liegt eine europäiſche Kriſis.

Die Hegemonie der großen Städte über das Land ist eine der socialen Kernfragen unserer Zeit. Sie erschüttert gegenwärtig den hundertjährigen Bestand von Englands gesellschaftlich-politischen Institutionen, sie schlägt die frischeste Kraft des französischen Volksthumes in Banden, sie ist das dunkle Gespenst der deutschen socialen Zukunft. Die kleineren und mittleren Städte waren die Wiege des selbständigen Bürgerthums, die Riesenstädte sind die Wiege des selbständigen Proletariats. Diese Riesenstädte zerstören aber die kleinen — buchstäblich sowohl als bildlich — mit des Dampfes Kraft und Eile. Und je breiter sich die Thore der Stadt dem Lande öffnen, um so unzugänglicher verschließt sich das Innere des Landes mit seiner verjüngenden Naturkraft der Stadtbevölkerung. Diese centralisirende Kraft der neuen großen Straßenlinien offenbarte sich aber nicht erst bei den Eisenbahnen, sie begann ihre Wirkung bereits bei der Durchführung des großen modernen Landstraßensystems zu zeigen, welches man seiner Zeit nicht minder wie jetzt das Eisenbahnnetz als ein Wunderwerk angestaunt hat.

Die große Reform des Straßenbaues im 18. Jahrhundert fällt zeitlich ziemlich genau zusammen mit den durchgreifenden modernen Reformen der Staatsverwaltung. Die neu erstehende centralisirte Bureaukratie konnte damals mit keinem segensreichern Werke ihre weltgeschichtliche Mission beginnen als mit der Centralisirung des maßlos zersplitterten Verkehrs durch die allgemeine Durchführung des gleichsam neu wieder entdeckten Kunststraßenbaues. Die großen Straßenanlagen aus dem letzten Viertel des vorigen und dem ersten des laufenden Jahrhunderts sind das stolzeste Denkmal der berechtigten Bureaukratie.

In einem Katechismus der Volkswirthschaft für Schulkinder fanden wir, daß unter anderm den nationalökonomischen ABC-Schützen zu beweisen gesucht wird, wozu überhaupt Beamte nutz seyen? Die Schüler werden zu diesem Zweck von dem Katecheten vor allen Dingen auf die Landstraße geschickt. Das ist sehr treffend.

Napoleon, der kriegerische Heros der Völkercentralisation, ahmte das alte Rom nach auch in der Anlage riesiger Straßenbauten.

Und Rom hatte in der That bei ſeinen Straßenanlagen ganz daſſelbe Princip verfolgt wie die neueſte Zeit mit ihrem Eiſenbahnnetz; es baute möglichſt geradlinig von Stadt zu Stadt, quer durch über Bergrücken und Flußlinien; denn es baute Straßen, nicht um die eroberten Länder ins Einzelne zu beleben, ſondern um ſie alleſammt direct nach Rom zu führen. Darum konnte das individualiſirende deutſche Mittelalter die Trümmer dieſer Heerſtraßen der römiſchen Centraliſation größtentheils nicht mehr brauchen, und wo auf unſern deutſchen Karten ein Römerweg verzeichnet ſteht, da läuft ſeit vielen Jahrhunderten häufig nicht einmal ein Fußpfad mehr die gleiche Linie.

Napoleon liebte es, ſeine Chauſſeen mit Pappelreihen einzufaſſen. Die alten Bonapartiſten am linken Ufer des deutſchen Oberrheins zeigen uns heute noch mit Stolz die langgeſtreckten Pappelzüge, welche die Eintönigkeit der Stromlandſchaft bis unterhalb Mainz ſo auffallend erhöhen, mit der Bemerkung, daß der Kaiſer viele derſelben perſönlich anzulegen befohlen habe. Die Pappel iſt das ächte Sinnbild der von außen her aufgedrungenen Centraliſation; ſie iſt der uniformmäßige Baum, den man in Reihen aufmarſchiren laſſen kann gleich einer Paradeordnung von Soldaten.

Im 18. Jahrhundert hatte man ausgezeichnete Straßen gern mit Linden bepflanzt, dem volksthümlichſten deutſchen Waldbaume, dem Baume, in welchem unſere Vorfahren die Romantik des Waldes in den traulichen Frieden des Dorfes überſiedelten, wenn ſie ihn auf den Marktplatz pflanzten, auf den Tanzraſen, neben das Bild des Schutzheiligen und — auf den Kirchhof, zugleich dem altherkömmlichen ſtolzen Schmuck der Auffahrten zu Burgen und Klöſtern, wie der Burg- und Kloſterhöfe.

Als die Burgen des deutſchen Adels ſich in Herrenhäuſer verwandelten, ward es gleichſam eine Sache der Etikette, dieſelben durch ſtolze Lindenalleen vor bürgerlichen Prunkgebäuden auszuzeichnen. Dieſe Alleeanlagen, die ſich oft meilenweit ausdehnten, ſind culturgeſchichtlich höchſt wichtig, denn ſie weckten zuerſt die Luſt der großen und kleinen Herren am Kunſtſtraßenbau. Indem der begüterte Adel

ſeinen Ritterſitzen einen neuen Schmuck, ein neues Symbol ſeiner herrſchaftlichen Würde gründete, ebnete er damit ahnungslos die Wege für jene neue Zeit, die ſeine alte Stellung vernichten ſollte. Die alten Fürſten und Edeln ſchützten ihre Alleen, eben weil dieſe ihnen vorzugsweiſe ein ariſtokratiſches Wahrzeichen waren, mit einem Nachdruck, der oft zum Deſpotismus wurde. Der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt, deſſen ausgedehnte und zahlreiche Alleen eine deutſche Berühmtheit gewonnen, ſoll jeden Schulzen, in deſſen Bezirk ein Baum zerſtört worden oder auch nur ausgegangen war, eigenhändig mit dem Stocke gezüchtigt haben. Der Bauersmann aber begann in ſpäterer Zeit einen Krieg gegen dieſe Alleen, wie er ihn gegen den herrſchaftlichen Wald begann. Hunderte von Dörfern proceſſiren heute noch mit den Edelleuten wegen der Ausrottung der bereits ſo ſtark gelichteten Ueberreſte der gutsherrlichen Alleen; und zwar nicht immer deßhalb, weil Schatten und Wurzelwerk der alten Bäume den angränzenden Aeckern ſchaden, ſondern oft bloß darum weil der Bauer ſie nicht leiden mag als ein Denkmal des alten ariſtokratiſchen Regiments mit ſeinen Leiſtungen und Laſten. Mancher hundertjährige ſchattenreiche Baumgang dieſer Art iſt im Jahre 1848 dem „Volke“ zum Opfer gefallen. Aber noch ehe die Bauern den Alleen zu Leibe gingen, hatte ſchon die Bureaukratie eine beträchtliche Zahl derſelben zerſtört. Sie hatte keinen Sinn für ihren monumentalen Werth und faßte nur den in der Regel armſeligen Ertrag der Fällung für das Budget in's Auge. So wurden z. B. ſchon am Ausgang des 18. Jahrhunderts die großartigen Alleen bei dem bayreuthiſchen Schloß und Kloſter Himmelkron, welche in Süddeutſchland nicht minder berühmt waren wie die des Markgrafen von Schwedt im Norden, im eben erwachten modernen Kanzleieifer gegen einen Erlös von baaren tauſend Gulden niedergeſchlagen! Statt der altfränkiſchen Linden und Kaſtanien nahm die Bureaukratie — bewußt oder unbewußt, aber jedenfalls ganz in ihrem eigenſten Geiſte — die napoleoniſche Vorliebe für die Pappel an und zerſtörte mit den endloſen Pappelalleen die individuelle Schönheit von hundert deutſchen Landſchaftsbildern. Es that uns von

Herzen wohl, als wir vor einiger Zeit im preußischen Staatsanzeiger eine energische Verfügung an die Verwaltungsbeamten lasen, gerichtet gegen den centralisirenden Unfug des maßlosen Anpflanzens von Pappeln an den Landstraßen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren es zuerst einige kleinere Staaten, die sich mit der Einführung des neuen Kunststraßenbaues hervorthaten. Und zwar sagt man, daß die erste moderne Chaussee gerade von zwei sehr kleinen Kleinstaaten, Oettingen-Spielberg und der Reichsstadt Nördlingen, angelegt worden sey. Es liegt ein eigener Humor in diesem Umstand. Jene Staaten ahnten die gewaltige politisch-centralisirende Macht eines vollendeten Straßensystemes nicht, sie ahnten nicht, daß sie doch eigentlich nur die Wege ebneten, damit ihre eigene Souveränetät desto geschwinder auf denselben zum Land hinausfahre.

Selbst einige geistliche Fürsten zeichneten sich damals durch Straßenbauten aus; sie ahnten noch nicht die Politik Gregor's **XVI.**, der keine Eisenbahnen in seinem Kirchenstaate haben wollte.

Später mußten die kleinen Staaten von den großen im Straßenbauwesen natürlich eingeholt und überholt werden. Allein wenn auch Preußen und Oesterreich in einzelnen Landstraßenzügen vorzugsweise Großartiges leisten konnten, so werden sie doch von verschiedenen Kleinstaaten wiederum weit übertroffen in der Vollendung des Localstraßenbaues, in der kunstmäßigen Behandlung der Gemeindewege. Es liegt in der Natur der Kleinstaaten auch hier in's Detail zu arbeiten. Die Gemeindewege sind jetzt noch die individualisirenden Verkehrslinien neben den centralisirenden Staatsstraßen. Durch eine recht vollständige Auszweigung von Gemeindewegen, die das Innere und Einzelnste des Landes aufschließen, wird ein kleines Gebiet größer gemacht, während es zusammenschrumpft durch Eisenbahnen und Heerstraßen.

Von dem in hundertfacher Kreuzung der Thal- und Höhenzüge, in wunderbarer Mannichfaltigkeit der Bodenbildung wie der Volksart gegliederten, in seiner politischen Territorialbildung zerstückten Mitteldeutschland, dem Herde des deutschen Kleinlebens, ging

der Kunſtſtraßenbau aus. In Mitteldeutſchland wurden auch hundert Jahre ſpäter die erſten Eiſenbahnen angelegt. Die großen Ländermaſſen des äußeren deutſchen Nordens und Südens ſind heute noch nicht zur Hälfte eines ſo in's Einzelne gehenden tauſendfältig verſchlungenen Syſtems von Verbindungswegen theilhaftig wie Mitteldeutſchland. Wohl gehen die Eiſenbahnen bis zur Meeresküſte und bis in die Alpen, aber die örtlichen Verbindungswege ſind gegenüber dem übrigen Deutſchland noch ſo lückenhaft wie vor hundert Jahren. Das Flachland müßte hier nicht Sumpf und Moor haben, und Quaderſteine ſtatt Sand und Gerölle, die Alpen müßten keine Felſen, keinen Schnee und keine Gießbäche haben, wenn es anders ſeyn ſollte. Dieſe dem großen Verkehr zugänglicheren, im kleinen Verkehr aber immer noch abgeſchloſſenen ausgedehnten Ländermaſſen ſind dann die Gegenden, wo der Gegenſatz von Feld und Wald noch ungebrochen beſteht und ſeine volle ſociale Bedeutung hat, wo Stadt und Land noch nicht ineinander übergeht, wo es noch natürliche Stände gibt, deren Unterſchiede man nicht mit dem Vergrößerungsglaſe aufzuſuchen braucht. Wenn an den pommer'ſchen Küſten der Häringsfang über Erwarten gut geräth, dann wiſſen die Leute heute an vielen Orten noch nicht, was ſie mit ihren Fiſchen anfangen ſollen und verſchleudern ſie zu unglaublichen Spottpreiſen; ihren Viehſtand könnten ſie da und dort vermehren, wenn ſie wüßten, was mit ſo viel Milch, Butter und Käſe zu machen wäre. Das ſind noch mittelalterliche Zuſtände. In Pommern wurden aber auch erſt in unſern Tagen die erſten Chauſſeen angelegt. Als man dort vor 20 bis 30 Jahren mit dieſen Bauten begann, liefen die Leute von Stadt und Land herzu, um die feſte Straße wie ein Meerwunder anzuſtaunen. Hätten aber an der Oſtſee nicht ſo lange die alten halbverſunkenen Knüppeldämme florirt, ſo würden gewiß auch ſchon längſt nicht mehr die handfeſten, zähen, treuen pommerſchen Bauern floriren. Wo hier der Nationalökonom nur Schatten ſieht, da erblickt der Social-Politiker wenigſtens auf einer Seite Licht.

Aber nicht bloß in dieſem allgemeinen Sinne, auch wenn wir uns mitten in die innere Häuslichkeit unſerer politiſchen Zuſtände

verſetzen, ſpielt der Straßenbau ſeit 60 bis 70 Jahren bei uns eine ganz directe politiſche Rolle.

In den Händen der Regierungen hat man die Genehmigung oder Verweigerung von Straßenanlagen oft genug als Mittel der Aneiferung, der Belobung und Schmeichelei, wie andererſeits der Abſchreckung und Züchtigung für einzelne Gemeinden und ganze Landſtriche benutzt. Bei den Wahlen zu unſern kleinen Landtagen haben die Candidaten oft förmlich Stimmen für Landſtraßen eingekauft — für verſprochene nämlich. Es wird wenige noch ſo kleine Dörfer in unſern vormärzlich conſtitutionellen Ländern geben, denen nicht von irgend einem Wahlcandidaten irgend einmal feierlichſt vorgelogen worden iſt, daß er eine unmittelbar an ihren Hausthüren vorüberführende Staatsſtraße oder Eiſenbahn unfehlbar auf dem Landtage durchſetzen werde. Dieſer Schacherhandel mit Staatsſtraßen erſcheint als ein ſehr wohlfeiler, da er einerſeits nur ein Verſprechen, andererſeits nur eine Stimme koſtet. Und doch hat der Staat gar oft in den Säckel greifen und unnütze Wegſtrecken bauen müſſen, um einer politiſchen Partei die Zeche zu bezahlen, und höchſt nothwendige Straßen blieben wüſt liegen, weil man verabſäumt hatte ſie als Mittel der Schmeichelei, der Beſtechung oder der Drohung zu benutzen.

In dem heutigen Straßenweſen bekundet ſich hundertfach das politiſche Leben des Volkes. Die Landſtraße war der erſte ſichtbare, greifbare Gegenſtand, an dem es dem gemeinen Manne deutlich gemacht wurde, daß im modernen Staate der Einzelne ſein beſonderes Intereſſe opfern müſſe, um es aus dem Ganzen nachher mit Zinſen wieder zu erhalten. Ueber dieſem Satz ſteht heute noch unſern meiſten Bauern der Verſtand ſtill, aber ſie lernen doch daran glauben, weil ſie Straßen bauen müſſen. Sie wehren ſich Jahre lang mit Händen und Füßen gegen den kunſtmäßigen Neubau eines Gemeindeweges, und flicken die Löcher ſo lange mit Fichtenzweigen und Kartoffelſtroh bis ſie durch Pfändung und Execution gezwungen werden von dieſem köſtlichen Syſtem des „Naturhaues“ abzuſtehen, welches Froſt und Hitze für den beſten Straßenbaumeiſter erklärt.

Hintendrein ergeht es ihnen dann aber wie den Seckenheimern bei Heidelberg, welche so lange gegen die Richtung der Eisenbahn auf ihr Dorf protestirten, bis man dieselbe auf Friedrichsfeld richtete. Da erst gingen ihnen die Augen auf, und sie beschwerten sich nun „warum man sie denn nicht wider ihren Willen zur Eisenbahn gezwungen habe? Die Regierung zwinge sie ja doch sonst zu allem!" So liest das Volk die Erkenntniß, daß der persönliche Egoismus im Staate gebrochen werden müsse, an der Landstraße und der Eisenbahn auf.

Auch in die innere Geschichte unseres Beamtenwesens greift der Straßenbau entscheidend ein.

Durch die Straßen seines Bezirks tritt der Verwaltungsbeamte am offensten und unmittelbarsten vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung. In dem Localstraßenbau ist ihm eine der seltensten Gelegenheiten zu unmittelbar praktischer, durch eben so augenfälligen und raschen als dauernden Erfolg lohnender Wirksamkeit gegeben. Er kann sich hier einmal aus der unfruchtbaren Schreiberei herauswinden, und schöpferisch im edelsten Sinn des Worts auftreten. Indem er für die Vicinalwege auch nach der Aufbringung der Geldmittel sich umschauen muß, ist er für diesmal zugleich der Finanzminister seines Bezirks. Es muß Selbstgefühl bei den Verwaltungsbeamten schaffen, wenn sie das mehreren Herrschern der alten Zeit in den Mund gelegte Wort, daß man einen Fürsten aus seinen Straßen erkennen könne, im modernen Staat auf den Beamten umzubilden berechtigt sind. Hieraus entwickelt sich aber bei den obersten Bezirksverwaltungsbehörden ein Geist der Selbständigkeit, den wir im rechten Maß für einen sehr guten Geist halten, der aber von den bureaukratischen Centralbehörden allezeit als ein sehr schlechter angesehen worden ist. So knüpft sich gerade an das Straßenbauwesen ein fortlaufender Competenzstreit zwischen Central- und Localbehörden. Und während der Staatsstraßenbau, dem wir die centralisirende Eigenschaft zugesprochen haben, naturgemäß der Centralbehörde, dem Ministerium, anheimgegeben ist, wirkt der Gemeindestraßenbau als strittiger Besitz der nach höherer Selb-

ſtändigkeit ringenden Localbehörden auch in der Art individualiſirend, daß er die geſchloſſene Phalanx der Bureaukratie zeitweilig auseinandertreibt.

Für die Gemeinden ſelbſt aber iſt der Localſtraßenbau einer der ſicherſten Probſteine, nicht bloß um zu erfahren ob ſie die rechte politiſche Selbſtändigkeit beſitzen, ſondern auch ob ſie derſelben würdig ſind.

Ich komme immer wieder auf die centraliſirende Macht der Staatsſtraßen zurück. Unſer Steuerſyſtem hätte nicht ſeine alle Privilegien vernichtende, alle Standesunterſchiede ausgleichende Ausdehnung gewonnen, wenn nicht der Straßenbau eine ſo ungeheure Schuldenlaſt auf die Staaten geworfen hätte. Keine andere Staatsausgabe wird in ſo reißenden Fortſchreitungen gewachſen ſeyn wie die Rieſenziffer für den öffentlichen Verkehr. Eine Zuſammenſtellung dieſes Poſtens ſeit den letzten 70 Jahren aus verſchiedenen Staaten würde einen überraſchend lehrreichen Beitrag zur Culturſtatiſtik liefern. Als im vorigen Jahrhundert in Sachſen, Kur-Trier und etlichen andern Ländern nicht bloß gute Landſtraßen angelegt, ſondern auch Meilenſteine an denſelben aufgeſtellt wurden, rühmte man letzteres als eine wahre Wunderthat öffentlicher Freigebigkeit. Man machte Gedichte über dieſe Meilenſteine, neben denen Bänke angebracht waren, damit, wie es im Styl jener Zeit heißt, nicht nur der „vernünftige," ſondern auch der „empfindſame" Reiſende ſich an denſelben erfreuen könne, und berechnete die Koſten eines ſolchen Steines durchſchnittlich auf 10 Thaler. Heutzutage hat man auf einigen ſüddeutſchen Eiſenbahnſtrecken Bahnwärterhäuschen hingeſtellt, von denen wenigſtens 4 bis 5 auf einen Meilenſtein kommen und von denen Stück für Stück wenigſtens 1000 fl. koſtet, und die Vorüberfahrenden nehmen das ohne weiteres hin als ob es eben nur ſo ſeyn müſſe. Vor 30 Jahren ſtellte man die Wegſtunde der Staatsſtraßen in Bayern noch durchſchnittlich für 19 bis 20,000 fl. her, während in letzter Zeit bei der württembergiſchen Staatseiſenbahn die Erbauung einer Wegſtunde durchſchnittlich 373,400 fl. koſtete. Freilich werfen deutſche Eiſenbahnen

gegenwärtig ſchon über 5 Procent reinen Gewinn ab. Allein dadurch wird von dem ungeheuern centraliſirenden Einfluß, welchen das der Erzielung dieſer Rente vorhergegangene Aufbringen einer Capitalmaſſe von 500 Millionen Thalern auf das Staatsleben der einzelnen Länder — leider nicht des Geſammtvaterlands! — geübt hat, auch nicht das mindeſte abgebrochen. Im Gegentheil. In der rentirenden Eiſenbahn entwickelt ſich eine Staatsinduſtrie; dieſe wird rieſig wachſen, mancherlei kleinere Induſtrien, ſehr viele kleine Gewerbe in ſich auffaugen, und ſo auch nach dieſer Richtung eine induſtrielle Centraliſation herbeiführen, die in den Händen des Staats noch immer vom Uebel geweſen iſt.

Da das deutſche Eiſenbahnnetz in ſeinen Hauptlinien nunmehr, mit geringen Lücken, eine vollendete Thatſache iſt, ſo iſt es an der Zeit jetzt auch wieder für die durch unſere Eiſenbahnen in die Ecke geſchobenen Gegenden das Wort zu ergreifen. Ueber dem löblichen Eifer für den Weltverkehr haben wir den davon abgeſonderten Theil des örtlichen Kleinverkehrs vielfach vergeſſen. Darin liegt eine große ſociale Gefahr. Sie iſt nahe verwandt jener Gefahr, welche aus der einſeitigen Blüthe des Fabrikweſens neben dem Verfall des Kleingewerbes hervorwächst. Bei der in den letzten Jahren an einzelnen Punkten, namentlich in weniger zugänglichen Strichen der deutſchen Mittelgebirge epidemiſch ausgebrochenen Verarmung hat man den Mangel genügender örtlicher Verkehrsbahnen faſt überall mit Recht als eine der Hauptquellen des Uebels geltend gemacht. Es ſind das aber nicht ſolche Gegenden, die von jeher unwegſam waren und von der Natur dazu beſtimmt ſind bis zu einem gewiſſen Grade immer unwegſam zu bleiben. Es waren vielmehr faſt alle jene Gegenden, für deren Errettung aus Hungersnoth man mit der Armenbüchſe durch ganz Deutſchland nicht bloß, ſondern ſelbſt bis über den Ocean ſammeln ging, ſeit alten Zeiten in den Verkehr hineingezogen. Jetzt erſt hat man ſie bei den Eiſenbahnanlagen auf die Seite geſchoben, während man früher daſelbſt Erwerbszweige hervorgelockt hatte, die nur an großen Straßen blühen können. Viele ſolcher gebirgigen Gegenden ſind obendrein

auch noch durch die neueſten Reformen unſeres Kunſtſtraßenbaues ihrer alten Verkehrslinien verluſtig geworden. Die mangelhafte Technik des 18. Jahrhunderts ſuchte ihren Ruhm in Hochſtraßen, ſie führte die Wege gefliſſentlich über's Gebirg um einen natürlichen feſten Unterbau zu haben. Jetzt, wo wir dem Güterwagen eine viel ſchwerere Befrachtung, dem Poſtwagen einen viel raſcheren Lauf zumuthen, wo wir im künſtlichen Unterbau, im Dämme- und Brückenbau ſo erſtaunlich fortgeſchritten ſind, corrigiren wir die ganzen Linien und verwandeln die Hochſtraßen in Thalſtraßen. Dieß iſt ein großartiger Gewinn. Aber gerade die bedürftigſten Gebirgsſtriche veröden darüber vollends.

In dem weit unwegſameren Hochgebirg, auf den weitgedehnten Hochflächen und an der Meeresküſte mit dem ſchlechten Straßenbau herrſcht dagegen nicht entfernt der Pauperismus wie in den von Straßen durchfurchten und dennoch vom Verkehr ausgeſchloſſenen Mittelgebirgen. Denn dort war die Unwegſamkeit eine natürliche und nothwendige und die Leute haben ſich darnach eingerichtet. Keine Wege anlegen, iſt nicht immer vom Uebel; aber Wege anlegen und ſie nachher wieder veröden laſſen: das iſt immer vom Uebel.

Der blaſirte Reiſende, welcher von einer reichen Stadt zur andern fliegt und in dem Anblick der auf und an den neuen Eiſenſtraßen ſo wunderbar entwickelten Betriebſamkeit ſchwelgt, denkt freilich nicht daran, daß auf hundert früher belebten Seitenwegen jetzt Gras wachſen muß, damit die eine große Straße ſo märchenhaft von Leben und Thätigkeit wimmeln kann. Wer in jetzt beliebter Weiſe nach dem Eindruck von Eiſenbahnreiſen den Wohlſtand eines Landes beurtheilen will, dem mag es leicht ergehen wie der Kaiſerin Katharina von Rußland, als man ihr gemalte Dörfer an die Landſtraße ſtellte. Die Armſeligkeit, welche hinter den ſchönen Bahnhöfen anhebt, ſehen ſie nicht.

Es würde nur ein Act politiſcher Gerechtigkeit ſeyn, wenn man einen Theil des reinen Gewinnes aus unſern Eiſenbahnen, der nach vollendeter Abrundung des ganzen Linienſyſtems ſehr beträchtlich werden muß, als Zuſchuß für den Localwegbau beſtimmte.

Denn grundfalſch dünkt uns die gegenwärtig faſt überall befolgte Regel, nach welcher man in demſelben Grade den Chauſſee- und Feldwegbau vernachläſſigt als die Eiſenbahnlinien in einer Gegend ſich mehren. Umgekehrt: ein von vielen Eiſenbahnen durchſchnittenes Land muß weit mehr auf den Localwegbau verwenden als es ohne Eiſenbahnen gebraucht hätte. Nur dann wird der centraliſirenden Uebermacht der Eiſenſtraßen die Spitze abgebrochen, wenn die andern Wege verbeſſert und gemehrt werden in gleicher Fortſchreitung wie der Eiſenbahnverkehr an Bedeutung gewinnt.

Es gibt deutſche Länder, die ſo ſchlechte Landſtraßen und Feldwege beſitzen, daß ſie eigentlich noch gar nicht reif geweſen ſind zum Eiſenbahnbau. Doch mußten ſie nothgedrungen Schienenwege bauen. Aber wenn ſie jetzt nicht ſchleunigſt *ſich reif machen* für den Beſitz der Eiſenbahnen, indem ſie das Verſäumte an Staats- und Gemeindeſtraßen gründlich nachholen, dann werden ſie ſich mit ihren eigenen Locomotiven den Verkehr aus dem Lande führen, ſtatt ihn in's Land zu bringen. Beim Vergleich der Ertragsprocente unſerer Bahnlinien fanden wir, daß faſt überall wo man Eiſenbahnen baute, ohne vorher rechte Heerſtraßen und Gemeindewege gebaut zu haben, die Eiſenbahnen auch am ſchlechteſten rentiren. Denn nicht der Weltverkehr füllt die Perſonenwagen der Eiſenbahn, ſondern der Localverkehr.

Während man den Eiſenbahnanlagen nutzbares Land oft in ſehr verſchwenderiſcher Weiſe zumißt, ſoll all dieſer Verluſt für die Bodencultur an den Feldwegen und Fußpfaden wieder herausgeſpart werden. Tauſende von nützlichen Wegen derart ſind in den letzten zehn Jahren umgeackert worden. Zum Aerger des Fußwanderers verſchwinden die ſogenannten „Streckwege“ immer mehr. Für die Dorfgemeinden, welche ohnedieß am liebſten gar keine Wege bauten, iſt das von oben gegebene Beiſpiel der Vernachläſſigung der kleinen Verkehrslinien nicht auf ſteinichten Boden gefallen. Früher galt es als ein Curioſum, wenn ein Dorfweg laut Placat bloß „für Auswärtige“ verboten wurde, jetzt wird dieſe eigennützige Clauſel immer häufiger. Man findet ſogar mitunter Tafeln, welche einen Weg „bei

naſſem Wetter für Auswärtige" verbieten, nicht etwa aus Beſorgniß, daß fremde Wanderer in die Löcher ſolcher ſchlechten Straßen fallen und ertrinken möchten, ſondern aus reinem Eigennutz von wegen des „Naturbaues." Denn bei Froſt und Hitze ſtellt der Wanderer eine natürliche Stampfmaſchine dar, und fördert durch ſein Begehen dieſen „Naturbau" der Straße, bei naſſem Wetter aber wühlt ſein Tritt den Boden auf, und könnte alſo die Gemeinde in Koſten ſtürzen.

Ich will gewiß die Selbſtändigkeit der Gemeinden und Bezirke auch in Bezug auf den Gemeindewegbau möglichſt gewahrt wiſſen. Von den Gemeinden aber wird dieſe Selbſtändigkeit gegenwärtig faſt nur benutzt, um Wege zu verbieten. Und die Oberbehörden, welche einſchreiten ſollten, haben über dem großen Verkehrsweſen allen Sinn für den kleinen Verkehr verloren. Bei einer badiſchen Landſtadt ſtieß ich vor etlichen Jahren auf einen breiten ſchönen Weg, den kein Menſch für einen verbotenen angeſehen haben würde; an demſelben aber ſtand eine Tafel mit der Aufſchrift: „Dieſer Weg iſt erlaubt." Ein klareres Document des modernen Polizeigeiſtes als dieſe Wegtafel iſt mir noch nicht vor Augen gekommen. Sie ſetzt voraus, daß jeder Weg der nicht ausdrücklich als erlaubt bezeichnet werde, für verboten gelte, während wir in unſerer Einfalt bis dahin umgekehrt der Meinung waren, daß jeder Weg, der nicht ausdrücklich verboten iſt, ein erlaubter ſey.

Während die Eiſenbahnen die großen Städte verbinden und in ihnen, was man ſo ſagt, „die Welt" aufſchließen, ſchließen die Landſtädte und Dörfer ihre Gemarkungen zu. Auf den Hauptſtraßen ſtürmen wir vorwärts in eine neue Zeit, und auf den Nebenſtraßen gehen wir zurück in die alte. Das iſt die Wahrheit von der Phraſe des „allgemeinen" Aufſchwunges des Verkehrs. Dort ein Uebermaß raſtlos drängenden Lebens, hier Todtenſtille und Verödung.

Dieſe ſchroffen Gegenſätze zu vermitteln, den Verkehr zu einem in der That allgemeinen zu machen, die jetzt ganz abgeſchnittenen, verarmenden Gegenden wieder zu demſelben heranzuziehen: dieß wird

jetzt eine ernste Aufgabe seyn. Wenn die gegenwärtig verachteten Landstraßen, Feldwege, Fußpfade nicht in einem den Leistungen der Eisenbahnlinien ihrerseits entsprechenden Maßstabe verbessert und vervollständigt werden, dann ist aller wirthschaftliche und politische Gewinn unserer Eisenbahnen nur hohler Schimmer und gefährlicher Trug. In ihrer socialen Bedeutung reihen sich diese Mißstände der einseitig vorgeschrittenen Verkehrsvervollkommnung unmittelbar an die des einseitig aufblühenden Fabrikwesens.

Wenn aber der stockende Localverkehr das Land noch eine Zeit lang herab-, der blühende Weltverkehr aber die Städte in die Höhe zieht, dann wird unsere ganze Cultur ein schiefes Gesicht bekommen.

Als im vorigen Jahrhundert die Kunststraßen aufkamen, schalten die Frachtfuhrleute vom alten Korn darüber, weil nunmehr die Feinheiten ihres Gewerbes, die ächten Lehr- und Meistergeheimnisse überflüssig geworden seyen. Auf einer schlechten buckeligten Straße voller Löcher und Pfützen zu fahren, das sey noch eine Kunst gewesen, auf einer ebenen Chaussee dagegen könne jeder Schneider ein Fuhrwerk lenken. Es hat sich aber ergeben, daß das Fahren auf der glatten Chaussee doch auch wieder seine Feinheiten, seine Lehr- und Meistergeheimnisse hat und nicht minder den Mann von Fach erheischt wie das Fahren auf den alten Knüppeldämmen. Der gewürfelte Fuhrmann spürt aus den feinen Nüancen in der Bewegung des Wagens, aus dem Auftreten der Pferde die feinsten verborgenen Unterschiede im Bau der Chaussee heraus, und wo der Laie und Dilettant nur immer die gleiche ebene Fahrbahn sieht; da schaut er dem Wege gleichsam in den Leib und sagt dir wo der Unterbau aus weichem oder hartem, grob oder fein geschlagenem Gestein wechselt, ohne jemals diesen Unterbau anders wahrgenommen zu haben als durch die Erschütterungen seines Wagens.

Also soll auch der Social-Politiker den Straßen in den Leib sehen. Er wird dann gleich dem gewürfelten Fuhrmanne in dem Unterbaue unserer Verkehrslinien ganz andere Dinge wahrnehmen als der gewöhnliche Beobachter. Er wird in dem Zusammenhange unserer neuen Verkehrssysteme mit Land und Leuten, mit der

gesammten Naturgeschichte des Volkes eine moderne Erscheinung von unberechenbarer Wichtigkeit erkennen. Der gewürfelte Fuhrmann wird auf seinem Wagen ein Hellseher, indem er gleichsam mit allen Nerven seines Leibes unter die staubige Decke der Straße schaut, wohin sein Auge nicht mehr reicht. Ein solcher Hellseher soll auch der Social-Politiker seyn, und er wird es, wenn er gleich dem Fuhrmann seine ganze Beobachtung unermüdlich auf die nämlichen Thatsachen bei Land und Leuten sammelt und hier auch das scheinbar einfältigste Ding nicht zu gering achtet, daß er fleißig darüber nachdenke.

III.

Stadt und Land.

Erſtes Kapitel.

Oertliche Gruppen der Gemeindenbildung in Deutſchland. Natürliche und künſtliche Städte. Die großen Städte.

Das Beſtehen des Gegenſatzes von Stadt und Land galt noch vor mehr als 20 Jahren für eine ſo ausgemachte und triviale Wahrheit, daß es ein politiſcher Kopf gar nicht der Mühe werth hielt davon zu ſprechen.

Jetzt iſt die Behauptung, daß es in Deutſchland noch Stadt und Land gebe, auf der einen Seite ein politiſcher Glaubensſatz geworden, auf der andern eine Ketzerei. Ich glaube noch an Stadt und Land, nicht darum weil mir das in mein politiſches Syſtem paßt, ſondern weil ich doch wohl glauben muß, was ſich als eine Thatſache täglich vor meine Sinne drängt.

Es gibt aber allerlei Stadt und Land in Deutſchland, und die Abſtufungen dieſes natürlichen Gegenſatzes ſind ſo reich, ſo vielverſchlungen, daß der einſeitige Beobachter wohl glauben kann, Stadt und Land ſey gar nicht mehr vorhanden.

Schon die geographiſche Verſchiedenheit der deutſchen Landſtriche wirkt beſtimmend auf den Gegenſatz von Stadt und Land. Städte und Dörfer gliedern ſich hier nach großen Gruppen, die durch unverlöſchliche Naturunterſchiede, durch die Grundbedingung der Bodenbildung auseinandergehalten ſind. Der Wechſelbezug von Land und Leuten

iſt auch hier als ein nothwendiger gegeben, der durch hiſtoriſche Verhältniſſe, durch die politiſche Entwickelung der Nation in ſeinen äußeren Formen wohl manichfach verändert, nicht aber in ſeinen Grundveſten erſchüttert werden kann.

Im Hochgebirge, wo die Wildniß Herr iſt, wo für Wald und Feld ewige Marken durch die Natur geſetzt ſind, dominirt das Land über die Stadt; auch die vereinzelten Städtchen ſind meiſt nur große Dörfer. Wo Felſen und Abgründe Dorf von Dorf, Hof von Hof ſcheiden, da kann es in alle Ewigkeit nur Bauern geben, keine Bürger. Wo der Nachbar dem Nachbarn den nächſten Beſuch vom Herbſt auf's Frühjahr zuſagt, „wann das Gebirg wieder offen iſt," da wehrt die Natur die Städtebildung. Das Dorf ſelbſt erſcheint hier oft noch in ſeiner urſprünglichſten Form als eine Gruppe vereinzelter Höfe. Ja der einzelne Hof, die „Einöde" wie man's nennt, muß nicht ſelten eine ganze Gemeinde darſtellen. Dieſe „Vereinödung" der Wohnſitze aber prägt den Leuten einen ganz beſtimmten ſocialen Charakter auf. Der Einöden-Bauer iſt der Urbauer: der Welt verſchloſſen, in ſeinen Sitten erſtarrt, in Bildung und Bedürfniſſen zurückgeblieben, von Herz und Fauſt ein ganzer Mann, politiſch aber ein unmündiges Kind. Die Einöde hat auch ſo gut ihre beſondere moraliſche Phyſiognomie, ihre erbgeſeſſenen Laſter eigenſter Art, wie die große Stadt.

Es iſt dieſe Zone der reinen Bauernlandſchaften aber keineswegs klein in Deutſchland. Sie erſtreckt ſich über einen großen Theil von Tirol, Ober- und Unter-Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, das bayeriſche Hochland, über die höheren, minder culturfähigen Gegenden faſt aller deutſchen Mittelgebirge, über die Marſchländer an den Nord- und Oſtſeeküſten. In allen dieſen Strichen erſcheint das Volk in ſeiner reinſten, aber auch roheſten Naturwüchſigkeit; ſie ſtechen gegen das übrige Deutſchland ab wie Waldland gegen Feldland, wie unwegſames gegen verkehrsreiches; ſie ſind arm an hiſtoriſchen Denkmalen, das Volk ſelbſt mit ſeinen Höfen, Dörfern und Gemeinden iſt dort das einzige Denkmal der Art. Die Kunſtgeſchichte zog zu allen Zeiten, wie die Geſchichte des

Handels und der Industrie, den Flüssen und Ebenen nach, sie steigt nicht gern in das Innere der Gebirge. Das kunstreichste Gewerbe selber wird in jenen Gebirgsgegenden zu einer Bauernarbeit, wie auf dem Schwarzwald, im Erzgebirge, in Tirol. Denn die dortigen Uhrenmacher, Spitzenklöppler und Holzschnitzer sind im Ganzen social vollgültige Bauern und wenn ihre Hand auch niemals einen Pflug berührte.

Steigen wir tiefer hinab in das Hügel- und Hochflächenland des Südens und in die großen offenen norddeutschen Ebenen, so finden wir hier große, ächte Dörfer neben ansehnlichen, zum Theil großen Städten von gleich bestimmtem städtischem Gepräge und zugleich die reichsten geschlossenen Rittergüter, den bedeutsamsten, am besten erhaltenen Ueberrest der Sitze des alten Landadels. Hier liegt Stadt und Land auf's bestimmteste gesondert neben einander. Diese Ländermassen bilden das Hauptgebiet der größeren deutschen Staaten, namentlich Oesterreichs und Preußens. Hier liegt die große Mehrzahl der wichtigsten alten Reichs- und Hansastädte, in denen das eigenthümlichste Bürgerleben sammt zahlreichen Trümmern uralter Gemeindeverfassungen, Gewerbeordnungen u. dgl. heute noch fortbesteht. Hier sind aber zugleich auch die großen Kornkammern Deutschlands und in den großen und reichen Dörfern dieser weiten Fruchtländer hat sich die spätere Dorfgemeindeverfassung und Sitte und Lebensart des ächten deutschen Dorfbauern am gründlichsten durchgebildet. Ein hierher gehöriger Landstrich, Westphalen, zeigt uns, wie die verschiedensten Formen der Siedelung in Bauernhöfen, Herrengütern, Dörfern und Städten neben einander bestehen und doch der Gegensatz von Stadt und Land auf's strengste gewahrt bleiben kann. Im Norden der Lippe sitzen hier noch die Hofbauern, im Süden die Dorfbauern; neben den Gemeinden der ehemals freien, ächt aristokratischen Hofbauern gibt es Gemeinden, die ihr Verhältniß zu dem adeligen Gutsherrn noch immer aus alter Gewohnheit und Anhänglichkeit aufrecht erhalten, wenn sie auch das Gesetz nicht mehr dazu zwingt, neben ehemaligen Reichsstädten liegen ehemalige reichsfürstliche und moderne Fabrikstädte; bei allen hat sich

der individuelle Charakter lebendig erhalten, aber der große Gegensatz zwischen Stadt und Land ist darum nirgends verwischt.

Wesentlich anders ist es in Mitteldeutschland und dem Südwesten, dem Paradies der deutschen Kleinstaaterei. Hier zeigt sich in der That eine mit Riesenschritten fortschreitende Ausgleichung der Unterschiede zwischen Stadt- und Landgemeinden. Nur die höheren Gebirgsstriche, deren wir schon oben gedachten, sind auch hier auszunehmen. Die socialen Gleichmacher nehmen dann gern diesen kleinen Theil für das Ganze, und schreiben ganz Deutschland zu, was doch nur von diesem Kleindeutschland im engsten Sinne gilt.

In den großen Ländermassen Süd- und Norddeutschlands hat der dreißigjährige Krieg die Städte nachhaltiger heruntergebracht als die Dörfer. Der mecklenburgische, pommer'sche, altbayerische Bauer ist heute noch eine gewichtigere sociale Macht als die Bürger dieser Landstriche, deren Städte meist sociale Ruinen geblieben sind. In dem zerstückelten Mitteldeutschland dagegen, wo obendrein der Bauernkrieg dem dreißigjährigen vorgearbeitet hatte, wo beim Kampf der vielen kleinen Reichsstände um die Souveränetät die Kleinstädterei die beste Hege und Pflege fand, blühten die Städte zuerst wieder auf. Die kleinen Städte beherrschten das 18. Jahrhundert, die großen werden das 19. beherrschen. Dieser Satz wird am einleuchtendsten bei einem Blick auf die Geschichte Mitteldeutschlands. Eine der traurigsten Folgen des dreißigjährigen Krieges besteht aber überhaupt unsers Dafürhaltens darin, daß in so vielen deutschen Gauen das richtige Verhältniß zwischen Stadt und Land verschoben, ein einseitiges Vorwiegen zuerst der kleinstädtischen, dann der großstädtischen Interessen über die Interessen des Landvolkes möglich gemacht, und so eine in sich hohle, aller Naturkraft bare Blüthe der städtischen Civilisation geschaffen worden ist neben einer im Kern zwar gesunden, aber in ihrer materiellen Existenz zurückgeschobenen, social und politisch vereinsamten Landbevölkerung.

Nach dem westphälischen Frieden traten in Mitteldeutschland all die traurigen Anzeichen ein, welche die vollendete Parcellirung der meisten Bauerngüter und damit die Zerstörung der bäuerlichen Macht

verkündigen. Es verſchwindet zuerſt die ſtarke Pferdezucht, die große geſchloſſene Güter vorausſetzt. Dann nehmen die Zugochſen ab, dann die Kühe und zuletzt bleiben nur noch die Ziegen übrig als das eigentliche Hausthier des vierten Standes, welches man, ohne eigenen Beſitz zu haben, auf den Oedungen, an den Grasrändern der Wege und, wenn die Armſeligkeit vollendet iſt, in den grasbewachſenen Gaſſen der Dörfer und Städtchen vagabundirend weiden laſſen kann.

Noch bedenklicher aber erſcheint es, daß hier ſeit dem dreißigjährigen Kriege die Zahl der Familien in den Dörfern häufig gewachſen, die Häuſerzahl aber vermindert iſt. Vor jener Zeit wohnte faſt jede Familie im eigenen Haus, jetzt wohnt bereits eine bedeutende Zahl zur Miethe. Zur Miethe wohnen iſt aber durchaus nicht bäuerlich; in einem rechtſchaffenen Dorf muß jede Familie ihr eigenes Haus allein bewohnen und wäre es auch nur eine Hütte. So wie Miethsleute in die Häuſer ziehen, zieht auch die Stadt auf's Land.

Wenn man z. B. am Mittelrhein eine ganze Reihe von Ortſchaften findet, bei denen man gar nicht mehr genau unterſcheiden kann, ob ſie eigentlich Städte oder Dörfer ſind, ſo ſind das Zwittergeſtalten, die der Teufel geſegnet hat, Denkmale politiſcher Ohnmacht und ſocialer Erſchlaffung, Urkunden für die Ausgelebtheit des Landes und die Widernatürlichkeit ſeiner Zuſtände. Solche Dorf-Städte ſind dann in der Regel nicht der Sitz von Bürgern und Bauern nebeneinander, ſondern vielmehr von bürgerlichen und bäuerlichen Proletariern.

Mit den ruinirten Dörfern ſtehen in den ſüd- und mitteldeutſchen Kleinſtaaten zuſammen die künſtlichen Städte. Nirgends gibt es ſo viele „künſtliche Städte," die man, der Natur und Geſchichte trotzend, dem Lande zu Stapelplätzen des geiſtigen und materiellen Verkehrs octroyirt hat, als in Deutſchland, nirgends ſo viele Städte, welche eine Bedeutung uſurpiren, zu der ſie nicht berechtigt ſind, welche durch die Launen Einzelner oder auch auf Grund verkehrter Staatsmaximen zu einer reinen Treibhausblüthe

entwickelt wurden und werden. Diese künstlichen Städte haben überall den natürlichen Schwerpunkt des Handels und der Industrie verrückt, sie haben den ökonomischen Schwerpunkt mit dem politischen in Widerstreit gebracht und dadurch nicht wenig die Grundvesten des materiellen Flores der Nation erschüttern helfen. Wohin sich unser Blick auf der Karte Deutschlands wendet, da sehen wir uralte Knotenpunkte des Handels und der Industrie, die in die Ecke geschoben sind, während man daneben Städte zu Landesmittelpunkten gemacht und mit Aufbietung aller künstlichen Hülfsquellen in die Höhe getrieben hat, welche ihrer ganzen Lage gemäß höchstens ein Recht hätten, als Dörfer oder Landstädte zu figuriren. Das Kapitel von den künstlichen Städten ist wichtiger als man glauben mag, denn es rührt an den wundesten Fleck unserer verschrobenen Staatenbildung, es hängt ganz eng zusammen mit dem großen Kapitel von unserer materiellen Ohnmacht und Zersplitterung, und weiß beiläufig von einer furchtbaren Summe tiefbegründeter Bitterkeit und Unzufriedenheit zu erzählen.

In den Jahren 1848 und 49 war Rheinhessen vorzugsweise demokratisch gestimmt. Diese Provinz aber würde wohl eine ganz andere Haltung behauptet haben, wenn man Mainz nicht bei der Anlage der Taunus- und Main-Neckar-Eisenbahn zu Gunsten des künstlichen Landesmittelpunktes, nämlich Darmstadts, in die Ecke geschoben hätte. Aehnliche wohlbegründete Behauptungen wird man bei fast allen natürlichen Stapelplätzen des Handels und Verkehrs aufstellen können, und es knüpft sich daran eine Kette beachtenswerther Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren zu machen Gelegenheit hatten. Es ist ein tiefgehender Haß, eine fort und fort in dem Kleinkriege der Agitation begriffene Eifersucht der natürlichen historischen Städte gegen die künstlichen, dem ganzen Zuge der Geschichte ins Gesicht schlagenden, in unserer revolutionären Bewegung durchgebrochen. In manchen kleineren Ländern lief der Freiheitsdrang weit mehr hinaus auf eine Emancipation des Landes von der Last seiner künstlichen Hauptstadt, als von allen den Lasten zusammengenommen, die man von dieser Hauptstadt aus seit Menschen-

altern dem Lande aufgebürdet hatte. Hiermit hängt die auffallende Wahrnehmung zusammen, daß an den meisten alten Sitzen der Industrie und des Handels nicht etwa bloß unter dem Proletariat, sondern gerade unter den begüterten Geschäftsleuten der Radicalismus herrschte, daß namentlich in vielen ehemaligen Reichsstädten, die vor allen die Wiege des ächtconservativen deutschen Bürgerstandes gewesen, jetzt die auflösenden modernen Gesellschaftstheorien am leichtesten Eingang fanden. Der alte Groll über die materielle Zurücksetzung dieser Städte hatte in der politischen Bewegung einen neuen Zündstoff gefunden, und so jene wunderliche Verkehrtheit der Parteibildung erzeugt, derzufolge der besitzende, solideste Bürger mit den heimath- und besitzlosen Aposteln des Umsturzes Hand in Hand ging.

Wenn ich von künstlichen Städten und künstlichen Landesmittelpunkten rede, dann denke ich etwa an Karlsruhe im Gegensatz zu Mannheim, Constanz ꝛc., an Stuttgart im Gegensatz zu Eßlingen, Reutlingen, Heilbronn ꝛc., an Darmstadt im Gegensatz zu Mainz und Frankfurt, an Wiesbaden im Gegensatz zu Limburg, an die Hauptstädte der deutschen Nordweststaaten im Gegensatz zu Hamburg, Lübeck und Bremen — und so fort durch fast aller Herren Länder. Es beruht aber die in Rede stehende Naturwidrigkeit und Verschrobenheit bei diesen künstlichen Städten nicht etwa darin, daß sie überhaupt als Städte existiren — denn viele derselben sind uralt — auch nicht darin, daß sie zufällig Residenzen sind, was sich meinetwegen auch auf lange Jahrhunderte zurück datiren mag, sondern einzig und allein darin, daß man diese Städte künstlich zu Verkehrsmittelpunkten, zu Industriesitzen, zu großen Städten hat hinaufschrauben wollen. Wir finden bei den künstlichen Städten ganz dasselbe Verhältniß wie bei den Kleinstaaten, die wohl das Recht hätten zu existiren, wenn sie sich nicht als Großstaaten geriren wollten. Und in der That sind die künstlichen Städte die rechten Stützpunkte und Strebepfeiler der Kleinstaaterei, denn beide haben gleiche Ursache, sich vor jeder naturgemäßen Reform unserer nationalen Zustände zu fürchten.

Vor anderthalbhundert Jahren wollte jeder Fürſt ſich ein Verſailles bauen: das war ganz löblich, ſofern er Geld dazu beſaß. Seit der napoleoniſchen Zeit ging man noch weiter: aus jeder kleinen Reſidenzſtadt ſollte ein klein Paris werden, und das war verkehrt. Man bot Millionen auf, um Städte in die Höhe zu bringen, die, wie alle die ebengenannten, von Anbeginn zwiſchen zwei Stühlen ſaßen. Hätte man auch nur ſo viele Hunderttauſende an die rechten Orte fließen laſſen, ſo würde man die materielle Macht des Landes verzehnfacht haben, wo man ſie jetzt zerſplitterte und abſchwächte. Indem man den natürlichen Strom des Verkehrs zur Hälfte abgrub und in die neuen Canäle leitete, ließ man den alten Städten zum Leben zu wenig und gab den neuen, künſtlichen doch nur zum Sterben zu viel. Die Regierungen lockten in manchen Staaten beſitzloſe Maſſen durch allerlei Vergünſtigung in die künſtlichen Hauptſtädte, um die kleinliche Eitelkeit einer möglichſt hohen Einwohnerziffer zu befriedigen. Daß dadurch nebenbei die Solidität der Bürgerſchaft untergraben und die Blüthe des Gewerbebetriebs ruinirt wurde, ſchien man zu überſehen. In den letzten Jahren aber ließ es ſich nicht mehr überſehen, daß gerade dieſes von Regierungswegen künſtlich erzeugte Proletariat der künſtlichen Städte das geſunkenſte und zügelloſeſte von allen ſey. Es fehlte ihm nur die Macht. Dieſe Macht wird es gewinnen, wenn einmal über kurz oder lang Gras auf den Märkten und Straßen unſerer künſtlichen Städte wächst, und dann wird es auch die gefährlichſte Art des Proletariats ſeyn.

Als Peter der Große Petersburg gründete — eine Stadt, die beiläufig nicht zwiſchen zwei Stühlen ſitzt, ſondern von vornherein in ihrer Lage als die natürliche und nothwendige Baſis zu Peters welthiſtoriſchen Planen aufgefaßt war, mußte der Selbſtherrſcher trotzdem alle Zwangsmittel des Despotismus zu Hülfe nehmen, um ſeine Schöpfung zur rechten Lebenskraft zu fördern. In einem abſoluten Staate iſt es überhaupt nur denkbar, daß ſich das Scheinleben künſtlicher Städte conſolidire. In conſtitutionellen Staaten dagegen wird ihre Exiſtenz in eben dem Grade ſchattenhafter, als

Handel, Induſtrie und Gemeindeweſen größere Selbſtändigkeit und Freiheit gewinnen. Wir hinterlaſſen unſern Enkeln in den künſtlichen Städten nichts weiter als ein ſogenanntes freſſendes Capital — einen Reichthum, der den Beſitzer zuletzt bankerott macht.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts war es einmal Modeſache bei manchen deutſchen Fürſten geworden, künſtliche Städte zu gründen. Dieß war eine unſchuldige Spielerei, welche man nicht verwechſeln darf mit der ſpäteren gefährlichen Paſſion, ſolche künſtliche Städte zu Mittelpunkten jeglichen Verkehrs zu ſtempeln. Wenn man den fürſtlichen Städtebauern jener Tage ein Compliment machen wollte, dann hat man ſie wohl mit Heinrich dem Finkler verglichen. Allein Schloſſer bemerkt ſehr treffend von dieſem deutſchen König: daß er Städte hervorgerufen habe, ohne ſelber eigentlich an deren Gründung zu denken. Das Gelüſten einzelner Machthaber zu ihrem Privatvergnügen auch einmal eine Stadt zu gründen, gehört durch und durch der Zopfzeit an, wo man mit der Scheere in der Hand die Natur corrigirte, weil ſie das Laubwerk der Bäume krumm und nicht geradlinig hatte wachſen laſſen. Die Spielerei mit dem Städtebauen hatte meiſt ihren guten Humor. So gerieth der Fürſt Georg Samuel von Naſſau-Idſtein im Jahr 1694 auf den Einfall, wenigſtens ein Dorf zu gründen, das ſeinen Namen fortpflanzte, da er vermuthlich einſah, daß ihm zur Gründung einer Stadt die Mittel fehlten. Er legte demgemäß „Georgenborn" auf einer waldigen, ſteinigen und rauhen Bergkuppe an, die der liebe Gott gewiß nicht zu dem Zweck geſchaffen, daß ſie jemals ein Dorf tragen ſolle. Die Anlage entſprach denn auch den Erwartungen ſo wenig, daß ſein Regierungsnachfolger im Jahr 1723 beſchloß das Dorf wieder eingehen zu laſſen; allein als dieſer Beſchluß gefaßt war, fing daſſelbe nun gerade wie zum Trotz an recht fröhlich in die Höhe zu kommen, und ſteht bis zu dieſer Stunde als der thatſächliche Beweis, daß man durch Decrete Dörfer weder in Blüthe bringen noch eingehen laſſen kann.

Mit dem Auflöſungsproceß des alten deutſchen Reiches begann man in ſteigender Conſequenz den Grundſatz überall auf den Kopf

zu stellen, daß an den Punkten, wo Industrie und Handel, wo der materielle und geistige Verkehr gravitirt, auch das politische Leben seinen Schwerpunkt finden solle. Das auf diesem Wege endlich erzielte Institut der deutschen Residenzstädtelei ist darum ein ganz modernes, welches jedenfalls die Originalität voraus hat, da man es in andern Ländern vergebens suchen wird. Als ein seltsames Spiel der Geschichte haben sich die Fehden der großen selbständigen Stände des Mittelalters gegen die Fürsten und ihre Städte und Burgen zu einem Guerrillaskriege rastloser Eifersucht und Opposition gegen die künstlichen Mittelpunkte der Höfe und des Beamtenwesens fortgesetzt. Denn dieß gerade ist ein weiterer bedenklicher Punkt: daß die künstlichen Städte nebenbei als die rechten Burgen der Bureaukratie erschienen sind, und die kastenhafte Absperrung des Beamtenstandes und der Höfe recht augenfällig symbolisirt haben.

Lange Zeit fiel es den Leuten nicht auf, welches classische Meisterstück staatswirthschaftlicher Unnatur durch die steigende Pflege der künstlichen Städte in unserm Vaterlande dargestellt sey. Die Geschäftsleute auf den großen Handels- und Industrieplätzen sahen in der zunehmenden Verkümmerung ihrer Städte mehr die Einwirkung persönlicher Mißgunst, als daß sie die Sachlage in ihrem Zusammenhang mit unserm ganzen naturwidrigen Staatensystem erfaßt hätten. Erst als in den letzten Jahrzehnten umfassendere ökonomisch-politische Gesichtspunkte allen Bildungskreisen eröffnet wurden, erst als man zurück blicken lernte auf das Naturwüchsige in dem großartigen Städtewesen des Mittelalters, gingen vielen die Augen auf, und nun endlich, wo in den verwichenen Jahren ein nationaler Aufschwung wenigstens auf karge Augenblicke durchbrach, fand auch das Bewußtseyn überall Eingang, daß es sich hier um verschrobene Entwickelungen einer ganzen Culturepoche handle. Wenn einige vormärzliche Regierungen noch kurz vor Thorschluß in dem Aufschwung des nationalökonomischen Studiums etwas Demagogisches erblickten, dann wurden sie dabei von einem ganz richtigen Instincte geleitet, von dem Instincte nämlich, daß

das Studium der politiſchen Oekonomie vom nationalen Standpunkte — den eingeroſteten bureaukratiſchen Verkehrtheiten zu allererſt den Hals brechen würde. Und doch wäre wiederum hier allein auch nur Heilung und Verſöhnung zu finden geweſen. Es ſey nur ein Beiſpiel erwähnt. Die fürſtlichen Civilliſten würden dem Volk nicht ſo übermäßig, nicht ſo gehäſſig erſchienen ſeyn, man würde in den bewegten Tagen nicht halb ſo leicht durch die Predigt von dem übermäßigen Privatvermögen der Fürſten, von der Verſchwendung der Höfe haben agitiren können, wenn die fürſtlichen Kaſſen auch nur die Hälfte des Geldes zum Schmuck und zur Förderung der natürlichen Verkehrsmittelpunkte unter die Leute gebracht hätten, welches behufs der Treibhausentfaltung künſtlicher Städte ohne eine Rente für den allgemeineren Landeswohlſtand verausgabt worden iſt. Bei den geſchäftlichen Schwankungen und Stockungen der letzten Jahre zeigte ſich's, wie ſchwankend die künſtlichen Exiſtenzen ſind, welche ſich jetzt zu Tauſenden an die künſtlichen Städte knüpfen. Dadurch iſt der Zukunft ein troſtloſes Dilemma geſtellt. Mit dem unvermeidlichen Verfall der künſtlichen Städte werden auch die meiſten dieſer Exiſtenzen fallen; verſuchte man aber ſie künſtlich zu halten, ſo könnte das nur auf Koſten der naturgemäßen Entwickelung des geſammten Städteweſens, beiläufig auch auf Koſten der politiſchen Moral geſchehen.

Wie im 18. Jahrhundert die Laune der Fürſten, oft aber auch ihre Eiferſucht und ihr Mißtrauen gegen die natürlichen Städte, gegen die alten feſten Burgen des ſelbſtändigen Bürgerthumes die künſtlichen Städte ſchuf, ſo ſind im 19. Jahrhundert zahlreiche künſtliche Städte durch die Laune und Mode unſerer bedürfnißreichen überfeinerten Civiliſation geſchaffen und mit ihrer Exiſtenz in die Luft geſtellt worden. Hierher gehören namentlich die wie Pilſen auftreibenden Badeſtädte, viele kleine Fabrikſtädte und jene ſeltſamen Touriſtenſtädte in unſern ſchönen Gebirgs- und Flußthälern, wo ſich raſch eine neue „Stadt" um ein paar große Gaſthöfe anlagert, wie früher um eine Burg, ein Schloß oder ein Kloſter. Unſere Badeinduſtrie iſt ſo breit über ihre natürliche Baſis hinausgewuchert,

daß ſie ſo lüderlich und unſicher wie nur möglich werden mußte. Die Bewohner ſolcher glänzenden Badeſtädte ſind häufig im Sommer Bürger, im Frühling und Herbſte Bauern und im Winter Proletarier. Da hört dann freilich der Unterſchied zwiſchen Stadt und Land auf. Stattliche Neubauten drängen ſich in ſolchen Städten binnen wenigen Jahren zu großen neuen Straßen und Quartieren zuſammen — allein ſie ſind mit dem Gelde auswärtiger Kapitaliſten erbaut und der Bürger, welcher darinnen haust, bleibt jenen fremden Geldmännern ſeine Lebtage leibeigen. Bei franzöſiſchen Spielpächtern müſſen ſolche Städte betteln gehen, um ihre dringendſten Gemeindebedürfniſſe befriedigen, und ihre auf die äußerſte Spitze geſtellte Exiſtenz behaupten zu können. Hier wird man freilich den ſtolzen freien deutſchen Bürger vergeblich ſuchen und manches kleinſtädtiſche aber doch wenigſtens von Natur lebensfähige Krähwinkel ſteht wie ein Augsburg oder Venedig der alten Zeit neben ſolchen im Kerne hohlen Prunk- und Schau-Städten.

Es iſt der größte Segen der europäiſchen ſocialen Bewegung, in deren Auswallungen wir jetzt ſo ſteuerlos umhertreiben, daß ſie alle Unnatur unſerer Culturverhältniſſe vorerſt wenigſtens zur nackteſten Blöße enthüllt. Nur auf die Diagnoſe kann die Heilung folgen. In dieſem Betracht möge man es nicht als etwas kleines anſehen, daß ſich in den künſtlichen Städten eine ſo wurmſtichige, weil auf den baaren Eigennutz baſirte Loyalität breit gemacht hat, in den natürlichen Mittelpunkten des Verkehrs ein ſo roſtiger Radikalismus, daß eine ſo durchgreifende Eiferſüchtelei plötzlich lebendig geworden iſt gegen die neuen Hauptſtädte, und wenn es ſich dabei auch nur um den Sitz eines Collegiums, um die Errichtung irgend einer Staatsanſtalt, um die Richtung einer Eiſenſtraße gehandelt hätte. Beim nächſten Anlaß wird ſich der Kampf gegen die künſtlichen Städte organiſiren. Am ſchwerſten ſtraft ſich allezeit die Unnatur in ſocialen und volkswirthſchaftlichen Dingen, denn ſie taſtet hier an das empfindlichſte: an die Sitte und den Geldbeutel. Man muß nüchtern genug ſeyn, um einzugeſtehen, daß alle Revolutionen zu drei Viertheilen durch den leeren Geldbeutel

eingebrockt wurden, „nicht aus Durſt nach Rache," — wie der Plebejer in Shakeſpeare's Coriolan ſagt — „ſondern aus Hunger nach Brod."

Aber nicht bloß in der Bildung neuer Städte, auch in dem rieſigen Anwachſen vieler alten zeigen ſich in unſerer Zeit bedenkliche Symptome der Widernatur. Europa wird krank an der Monſtroſität ſeiner Großſtädte. Die geſunde Eigenart Altenglands wird in London begraben, Paris iſt das ewig eiternde Geſchwür Frankreichs. Man fürchtet, Rußland werde ſchon wegen der bloßen Monſtroſität ſeines Länderconglomerates die aus dem Individuellen hervorgewachſene abendländiſche Civiliſation verſchlingen; warum bejubelt man denn die Monſtroſität unſerer ſogenannten Weltſtädte, die doch als Städtebildungen ganz dieſelbe Gefahr drohen, wie Rußland als Ländergebilde? Die Urheimath der einförmig centraliſirten unermeßlichen Großſtädte iſt China, überhaupt der Orient, das Land der politiſchen und ſocialen Erſtarrung. Im 18. Jahrhundert ſollte jede deutſche Reſidenzſtadt ein Verſailles ſeyn, jetzt ſoll jede Paris und London werden. Auch die kleinſte Stadt will nunmehr eine Großſtadt wenigſtens *vorſtellen*, wie jeder Bürger einen vornehmen Herrn. Dieſe großen und kleinen Großſtädte, in denen jede Originalität des deutſchen Städteweſens abſtirbt, ſind die Waſſerköpfe der modernen Civiliſation. Waſſerköpfe bekunden bekanntlich nicht ſelten ein frühreifes und äußerſt erregtes Seelenleben. Man wird aber doch daraus nicht folgern wollen, daß die dickſten Köpfe allemal die geſcheideſten und lebensfähigſten ſeyen.

Das fabelhaft raſche Anwachſen unſerer größeren Städte geſchieht nicht durch einen Ueberſchuß an Geburten, ſondern durch einen Ueberſchuß der Einwanderungen. Das Land und die kleine Stadt wandert aus nach der Großſtadt. Die überwiegende Maſſe dieſer Einwanderer beſteht aber aus einzelnen Leuten, die noch keinen feſten Beruf, kein eigenes Hausweſen haben, die in der großen Stadt erſt ihr Glück machen wollen. Es iſt ihnen daheim zu langſam vorwärts gegangen, in der großen Stadt aber hoffen ſie ernten zu können, ohne geſäet zu haben. Sicher finden nur wenige

dieſes geträumte Glück, die Mehrzahl dagegen ſtrömt nach einiger Zeit wieder ab, dafür treten aber wieder ebenſoviele und noch mehr Nachſtrömende ein, die eben ſo raſch wieder verſchwinden. Nicht durch die ſeßhafte, ſondern durch die fluctuirende Bevölkerung werden unſere Großſtädte ſo monſtrös. Schon dieſe einzige Thatſache ſollte den Social-Politiker ſtutzig machen. Luxusarbeiter, Spekulanten, Lehrlinge, Gehülfen, Dienſtleute, Tagelöhner ꝛc. ſind es, die den Bevölkerungsziffern ſolcher Städte ſo viele Nullen anſetzen. Das Proletariat iſt es, was von den kleinen Städten in die großen fluthet, um von dort aus Stadt und Land zu beherrſchen. Nicht die nothwendigen, den unabweislichen Lebensbedürfniſſen dienenden Gewerbe vermehren ſich auffallend raſch in den Großſtädten, ſondern die kurzlebigen Luxusgewerbe, denen das Proletariat im Schoße ſitzt. In Berlin z. B. haben ſich ſeit 1784 die Zimmerleute, Maurer, Gerber ꝛc. gar nicht vermehrt, ſondern vermindert; dagegen ſind die Buchbinder, Lakirer, Fabrikanten von muſikaliſchen Inſtrumenten ꝛc. wunderbar zahlreich geworden. Am ſtärkſten aber nehmen zu Taglöhner und Geſinde.

Die ländliche Bevölkerung lebt größtentheils familienweiſe zuſammen, die ſtädtiſche dagegen zu einem ſtarken Theile vereinzelt. Dieſe Vereinzelung nimmt zu, je mehr die größeren Städte Großſtädte werden. Schon hierdurch iſt eine ſehr bedeutende Kluft zwiſchen Stadt und Land geſetzt, die ſich leider durchaus nicht verringert, ſondern vielmehr zuſehends erweitert. Das Wachſen der ſtädtiſchen Bevölkerungsziffer gegenüber der ländlichen verliert durch dieſen Umſtand gar ſehr an ſocialem Gewicht. Unterläßt der Staatsmann aber die Erwägung des ſocialen Momentes, dann wird die Zunahme der großſtädtiſchen Volksmaſſe von einer wahrhaft vernichtenden Entſcheidung für unſere ganze Civiliſation. Das allgemeine Stimmrecht würde die bereits angebahnte Uebermacht der großen Städte über das Land vollenden, während ein auf Seßhaftigkeit, eigenen Hausſtand und Beſitz begründetes Stimmrecht das moderne Ueberwiegen der Stadt über das Land ſo ziemlich wieder ausgleichen würde. Die Herrſchaft der Großſtädte wird

zuletzt gleichbedeutend werden mit der Herrſchaft des Proletariats. Schon im Jahre 1840 war der 45. Preuße ein Berliner, der 35. Franzoſe ein Pariſer und von je 15 Engländern wohnte je einer in London. In dieſen Ziffern der Einwanderung des Landes zur Großſtadt liegt eine weit größere Summe von Gefahren für die individuelle Entwickelung unſers geſammten Volkslebens verſteckt, als in den Ziffern der Auswanderung nach fernen Welttheilen, die freilich dem Volkswirth unheimlicher in's Ohr tönen mögen.

Am auffallendſten geſtaltet ſich das Verhältniß von Stadt und Land in Belgien. Dieſes kleine Königreich wird mehr und mehr ein rein ſtädtiſches Land. Schon bei der mit Ende 1850 abſchließenden Volkszählung war beiläufig je der dritte Belgier ein Stadtkind! Die Städte beherrſchen hier das Land, die ſtädtiſche Induſtrie den bäuerlichen Beruf wie in keinem andern Strich des europäiſchen Feſtlandes von gleicher Größe. Das Anwachſen der Städte geht hier mit Sturmeseile. Die Einwohnerzahl von Brüſſel hat ſich binnen 45 Jahren nahezu verdoppelt, von Gent mehr als verdoppelt, von Antwerpen wenigſtens um mehr als ein Drittel gemehrt. Und zwar iſt dieſes Ueberwiegen des ſtädtiſchen Lebens in Belgien nichts willkürliches und gemachtes, es iſt hiſtoriſch und in der Natur und Lage des Landes tief begründet. Die conſtitutionelle Verfaſſung des modernen Königreichs, welche „Bürgerthum" und „Geſellſchaft" als weſentlich gleiche Begriffe vorausſetzt, entſpricht daher dem Zuſtande des Landes als eines überwiegend ſtädtiſchen, induſtriellen und wird — für Belgien — mit Recht als die trefflichſte geprieſen. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß eine Verfaſſung, welche für Belgien die beſte iſt, eben darum auch die beſte ſeyn müſſe für Deutſchland. Denn in Deutſchland beſtehen ganz andere Verhältniſſe von Stadt und Land. Die abſtracte Politik der Doctrinäre kümmert ſich freilich nicht um ſolche Unterſchiede bei Land und Leuten. Das Weſen und der Vorzug einer ſocialen Politik aber iſt es, daß ſie die Erwägung derſelben durchweg an die Spitze ſtellt.

Bei den in's Ungeheuerliche und Formloſe ausgereckten Groß-

ſtädten hört der beſondere Charakter der Stadt als einer originellen Geſammtperſönlichkeit von ſelber auf. Jede Großſtadt will eine Weltſtadt werden, d. h. uniform allen anderen Großſtädten, ſelbſt das unterſcheidende Gepräge der Nationalität abſtreifend. In den Großſtädten wohnt der ausgleichende Kosmopolitismus. Hier verſchwinden die natürlichen Unterſchiede der Geſellſchaftsgruppen, und die moderne Weltanſchauung, welche neben den Kategorien von reich und arm, gebildet und ungebildet keine „Stände" mehr kennt, iſt hier mehr als eine Fiction, ſie iſt eine von dem großſtädtiſchen Pflaſter aufgeleſene nackte Wahrheit. Die Weltſtädte ſind rieſige Encyklopädien der Sitte wie der Kunſt und des Gewerbfleißes des ganzen civiliſirten Europas. Ich verkenne das Stolze dieſes Gedankens nicht, ich verkenne nicht, welch reiche Ernte namentlich das ſchaffende und erfindende induſtrielle Talent, der Handel, überhaupt alle materielle Betriebſamkeit aus dieſen Encyklopädien ziehen wird. Wo ſich die Menſchen zu ungeheueren Maſſen anſammeln, da blüht der Induſtrialismus und der Nationalökonom freut ſich darüber. Das geſunde Gedeihen der bürgerlichen Geſellſchaft aber iſt nicht immer da wo die größten Maſſen ſind, ſo wenig als es andererſeits in den Vereinödungen der Gebirgsbauern zu ſuchen iſt. Es begehrt das mittlere harmoniſche Maß auch in der Ausdehnung der menſchlichen Siedelungen. Mit den großen Encyklopädien unſerer Literatur zog bekanntlich auch der Geiſt des Encyklopädismus ein. Und dieſer iſt kein guter Geiſt geweſen. So wird es auch gehen mit dieſen Rieſenencyklopädien der Großſtädte und ihren weiteren Auflagen. Man ſchickt junge Leute in die Großſtädte damit ſie die Welt kennen lernen. Allein den Rauſch, die Verwirrung und — das Mißbehagen des Encyklopädismus werden die meiſten zurückbringen, nicht reife Studien. Wer alles auf einmal ſieht, der ſieht nichts. Der Großſtädter braucht nicht mehr zu wandern, er kann ſich die Welt behaglichſt innerhalb ſeiner Stadtmauern beſchauen, er läßt die Welt zu ſich kommen, ſtatt zu der Welt zu gehen. Und doch zeitigt nur das Wandern den Geiſt, wo die Anſchauungen der Natur, des Volkslebens, der menſchlichen Betriebſamkeit ſchritt-

weiſe errungen werden. Wer in der Welt wie in einer Encyklopädie herumſtöbert, der gewinnt, was er nicht errungen hat, darum wird er von dem Gewonnenen wenig behalten.

Die weit überwiegende Mehrzahl der großen Männer Deutſchlands, namentlich in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſind aus den kleineren Städten hervorgegangen und vom Lande gekommen. Die Sammlung des Geiſtes auf Einen Punkt macht den großen Mann und dieſe wird ſich in dem Encyklopädismus der Großſtadt ſchwer finden laſſen. Wenn die hervorragenden Talente auf dem Lande zeitig und fertig geworden ſind, dann zieht man ſie wohl in die Großſtadt, und doch erlebten wir auch dann noch häufig, daß ſolche Talente dort ſofort in eine Art geiſtigen Penſionsſtandes verſetzt erſchienen.

Die mittelalterige Kunſtthätigkeit entwickelte ſich weit eigenartiger als die unſrige in mittleren Städten. Jene Künſtler ſahen, hörten und laſen eben nicht zu viel, darum konnten ſie recht aus ihrer Seele Tiefen herausſchaffen. Auf unſerer ganzen modernen Kunſt dagegen liegt der Mehlthau der Großſtädterei. Das Theater von ganz Europa iſt für Generationen ruinirt worden durch die unerſättlichen Anſprüche des höchſt großſtädtiſchen pariſer Publikums auf Prunk und Spektakel. In Deutſchland iſt bereits keine wirklich gute kleine Bühne mehr möglich, denn der deutſche Philiſter iſt auch in Paris und Wien und Berlin geweſen, und wird die kleine Bühne in ſeinem Krähwinkel fortan nur noch mit großſtädtiſchem Auge meſſen. Und doch ſind ſolche kleine Bühnen einſt die Zufluchtſtätten einer weit reineren und nationaleren dramatiſchen Kunſt geweſen.

In der Architektur hat das Kaſernenſyſtem des modern großſtädtiſchen Häuſerbaues den entſchiedenſten Schaden geſtiftet. Und doch wird man es um ſo weniger aufgeben können, je mehr von Tag zu Tag die „vereinzelten Leute" den großen Städten zuſtrömen, während faſt nur noch auf dem Lande die Familie das Haus bewohnt. Schon kann für die Ueberzahl der einzelnen Arbeiter und Tagelöhner in den Großſtädten nicht mehr Raum geſchafft werden, weil ſie als Miether den Häuſerſpeculanten nicht genügenden Profit bieten.

In Berlin droht diese Miethfrage bereits zur „socialen Frage" zu werden, und in Kurzem wird man in solchen Städten von Gemeindewegen Proletarierkasernen bauen müssen, man mag wollen oder nicht. Die „Gesellenhäuser" in England sind schon Kasernen der Art, und man geht eben damit um, sie auch nach Deutschland zu verpflanzen. Man wird sie trefflich einrichten, man wird sogar das Mögliche aufbieten, um den Gesellen in diesen Häusern Ersatz für das verlorene Familienleben zu schaffen, aber Kasernen bleiben sie trotzdem.

Wir könnten diese Ausführung weiter verfolgen und würden dann sehen, daß auch in der Musik und Malerei von den Großstädten der gleiche zersetzende Einfluß geübt wird. Die Kunstausstellungen mit ihren Paradestücken legen Zeugniß genug ab von dem auf die Blasirtheit und Frivolität des großstädtischen Publikums berechneten Geschmack, der vor allen Dingen die Kunst der Ostentation verlangt. Die social so bedeutsame Hausmusik und Kammermusik ist fast ganz unterdrückt worden durch die Wucht der prunkhaften großstädtischen Musikaufführungen und durch das Virtuosenthum, welches in diesen Städten seine eigentliche Herberge gefunden hat.

Wir müssen aber auch die entgegengesetzte Seite hervorheben. In den Großstädten als den Stammsitzen der Luxusindustrie beginnt das Handwerk wieder von künstlerischen Elementen durchdrungen zu werden, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall war. Dieß ist eine Lichtseite des großstädtischen Wesens, welches überhaupt aus dem Gesichtspunkte der materiellen Betriebsamkeit stets in glänzender Beleuchtung erscheinen wird. Bei Zeiten die vorwiegend künstlerisch und erst in zweiter Linie industriell waren, lag in dieser Verschmelzung der Kunst mit dem Handwerke keine Gefahr für die höheren, idealen Interessen des Künstlerthums. Bei der Gegenwart aber ist es umgekehrt; wir sind in erster Linie industriell und erst in zweiter künstlerisch. Daher liegt jetzt der großen Menge der Wahn so nahe, daß der Glanz handwerklicher Technik am Kunstwerke das Kunstwerk selber sey. Dieser Wahn, der den idealen Gehalt des Künstlerthumes zur Magd der Technik

erniedrigt, findet in dem ganzen Kunsttreiben der Großstädte unglaublich Nahrung.

Der vollendete Sieg der Technik in der Kunst und die Erniedrigung der Kunst zur Magd der Luxusindustrie stellte sich dar auf der Londoner Weltausstellung. Sie war der Triumphtag des großstädtischen Geistes in der ersten Großstadt Europa's gefeiert. Ihre Nachwirkungen sind schon um deßwillen unberechenbar, weil sie die Siegestrunkenheit des großstädtischen Industrialismus auf lange Jahre permanent gemacht hat. In den Sälen des Krystallpalastes hatte man griechische Götterbilder zur Decoration moderner Fabrikwaaren aufgepflanzt. Selbst Jules Janin, das ächte Pariser Kind, meinte, der Apoll von Belvedere spiele da eine Rolle, als ob man ihn vor einen Waarenballen gespannt, der olympische Jupiter als ob man ihn als Bierzeichen an einem Wirthshaus ausgehängt habe. Wachen wir, daß über dem Siegesrausche der materiellen Arbeit die höhere Würde des geistigen Schaffens nicht ganz vergessen werde. Ich bekenne wenigstens, daß bei all den schimmernden Einzelnheiten des Eröffnungstages, wie sie uns in tausend jubelnden Berichten zugefluthet wurden, nur die Kunde von einer einzigen einen wahrhaft herzerwärmenden Eindruck auf mich gemacht hat. Als der Erzbischof von Canterbury sein Gebet gesprochen, stimmten die Schaaren der Sänger Händels Hallelujah an, und vor der zermalmenden Majestät dieses idealen Meisterwerkes des tiefsinnigen deutschen Künstlers beugten sich erschüttert die stolzen Söhne des materiellen Jahrhunderts.

Damals war es, wo man mit schneidender Frivolität den „kerkerhaft festen und schweren" Kölner Dom, den sechs Jahrhunderte nicht vollenden konnten, wegwerfend mit dem Prunkstück des Glashauses an der Themse verglich, mit dem „leichten, luftigen Haus," welches ein Winter hervorgezaubert. Hier hatten wir schwarz auf weiß jene in den Großstädten ausgeborene Ueberhebung der rein technischen Meisterschaft über die Schöpfungen des vollen, aus der Tiefe des Geisteslebens geborenen Künstlerthums. Wir werden nicht vermögen dem anerkannten Ruhm eines so

außerordentlichen Technikers wie Paxton ein Stücklein auch nur um Haaresbreite ab- oder zuzuschreiben. Aber proteſtiren müſſen wir, wenn man ein aus dem ganzen Ideenreichthum der religiöſen und künſtleriſchen Begeiſterung der Jahrhunderte geborenes Kunſtwerk erſten Ranges mit der Londoner Induſtrieelle meſſen will, und den Standpunkt der Geſchwindigkeit des Hervorbringens von einer rein techniſchen Conſtruction wie der Glaspalaſt auf eine architektoniſche Kunſtſchöpfung überträgt. Dann wäre Luca fa Preſto der größte Maler geweſen, weil er am geſchwindeſten gemalt hat. Das Künſtlerthum hat Segen dem Handwerk geſtiftet, das Handwerk ſoll dieß nicht mit Undank zurückzahlen, wie wenn es prätendirte, daß die Kunſt ſich demüthige vor der bloßen Technik.

Der einfache künſtleriſche Schönheitsſinn war das Charakteriſtiſche des helleniſchen Alterthums. Aber als derſelbe einſeitig in ſeiner höchſten Blüthe ſtand, brach Hellas ſittlich, politiſch und ſocial zuſammen. Die Myſtik des religiöſen Lebens im Verein mit einer wunderbaren Organiſation der Geſellſchaft erzeugte im Mittelalter jenen ſpiritualiſtiſchen Schaffenstrieb, der unſere Dome baute. Aber als abermals der Bau dieſer Rieſentempel in ſeiner Blüthe ſtand, brach das Mittelalter zuſammen. Der vorwiegend induſtrielle Geiſt des 19. Jahrhunderts hat die wunderbaren Coloſſe der modernen Großſtädte vollendet und in der größten derſelben jene ſtolze Ruhmeshalle der Induſtrie aufgeſtellt. Jene Städte und jene Halle entſprechen einander, beide ein „freies, luſtiges Haus.“ Aber es wird eine höhere und höchſte Blüthezeit des Induſtrialismus kommen und mit ihr und durch dieſelbe wird die moderne Welt, die Welt der Großſtädte zuſammenbrechen und dieſe Städte zuſammt viel fabelhafteren Induſtriehallen als diejenige war, welche wir geſchaut, werden als Torſos ſtehen bleiben, „auf dem Kopfe den Krahn“ wie der Kölner Dom. Wo die Weltgeſchichte über vergangene Zeiten tragiſch gerichtet hat, da ſollten wir nicht in frivoler Selbſtüberhebung mit dem kleinen Maße des Tages meſſen und ausrufen: Sehet, wie groß wir ſind!

Zweites Kapitel.

Die politiſche und die ſociale Gemeinde.

Mit der Verkrüppelung und Verkünſtelung der Städte im 17. und 18. Jahrhundert ward der Grund zu einer auch noch in unſere Zeit tief hineingreifenden Gleichgültigkeit des Bürgers gegen das Gemeindeleben gelegt. Allein auch hier ſcheidet ſich Stadt und Land, Großſtadt und Kleinſtadt.

Es iſt noch nicht lange her, daß es in deutſchen Landen für eines fein gebildeten und frei denkenden großſtädtiſchen Mannes unwürdig und geradezu für philiſtrös galt, ſich um das Gemeindeleben zu bekümmern. Die Zeit der rationaliſtiſchen Aufklärung im vorigen und im laufenden Jahrhundert ſchwärmte für die Menſchheit und hatte kein Herz für das eigene Volk; ſie philoſophirte über den Staat und vergaß die Gemeinde darüber. Keine Periode iſt armſeliger in der Entwickelung des gemeindebürgerlichen Geiſtes als das 18. Jahrhundert; die mittelalterliche Gemeinde löste ſich auf und die moderne war noch nicht fertig. Die Bärenhäuter in den germaniſchen Urwäldern haben glücklichere Ahnungen über die Gemeinde gehabt, als die große Mehrzahl der Staatsmänner in den Tagen unſerer Großväter. Wer in der damaligen ſatyriſchen Literatur einen polternden Schafskopf zeichnen wollte, der zeichnete einen Bürgermeiſter, und wer ein Kollegium von Eſeln zu ſchildern vorhatte, der ſchilderte ein Kollegium von Rathsherren. Dieſer Spott auf alle Gemeindewürden ging in ſtehenden Formen herab bis zur

unterſten, bis zum Nachtwächter. Was einfältiger als einfältig iſt, das nennen wir heute noch „unter dem Nachtwächter," gleich als ob dieſer von Amts wegen der einfältigſte Mann im Orte ſey.

Ein Zeitalter, in welchem der Spott auf das Gemeindeweſen und ſeine Würden ſo wohlfeil und gangbar geworden iſt, kann aber kein politiſches ſeyn.

Die Staatsdienerſchaft ſah es in den meiſten Ländern als ein Privileg an, daß ihre Glieder nicht Gemeindebürger zu werden brauchten, ſtatt daß ſie darin eine empfindliche Benachtheiligung hätte erblicken ſollen. Schutzbürger zu ſeyn („Permiſſioniſt" ſagt man gar zierlich in moderner Auffaſſung) galt noch in unſern Tagen Vielen für nobler als Vollbürger zu ſeyn. Das ſind noch Nachwehen jener hundert Jahre alten Verachtung des Gemeindelebens, die mit dem Kapitel von den künſtlichen Städten und von der eiferſüchtigen Befehdung der alten mächtigen natürlichen Städtebildungen Seitens der damals neugebackenen Partikular-Souveränetäten in ſehr inniger Verbindung ſteht. Es iſt eines der merkwürdigſten ſocialen Krankheitszeichen der Gegenwart, daß ſo viele Leute das Ideal der häuslichen Behäbigkeit darin erblicken — im Wirthshauſe ſich einzumiethen, am Wirthstiſche zu ſpeiſen und täglich wie auf der Reiſe zu leben. So erſchien es auch als eines vorurtheilsfreien Geiſtes beſonders würdig, die Gemeinde wie ein großes Wirthshaus aufzufaſſen, in welchem man, von allen Banden örtlicher Seßhaftigkeit frei, ein ſociales Junggeſellenleben führen könne.

In Preußen, wo die politiſchen Reformen des vom Rande des Abgrundes ſich aufraffenden Staats durch eine neue Städteordnung begonnen worden waren, iſt auch in Folge dieſer bedeutſamen Thatſache der Kredit der Ehrenämter der Gemeinde wieder weit höher geſtiegen, als er annoch in den meiſten kleineren deutſchen Staaten ſteht. Darin hatte ſich Stein als einen wahrhaft politiſchen Mann bewährt, daß er die Hebung des Gemeindelebens an die Spitze der neuen Erhebung des ganzen Staates geſtellt hatte.

Ganz anders, als die aufgeklärten, gebildeten Leute im 18. Jahrhundert, faßten zu selber Zeit noch die Handwerker, die Kleinbürger, die Bauern, der gemeine Mann, den Gedanken des Gemeindelebens auf.

Als man die Macht der Städte und des darinnen verschanzten Bürgerthumes aus Staatsräson brach, wie man früher aus denselben Gründen die Burgen des Adels gebrochen hatte, hielt man es nicht der Mühe werth, auch den Dorfgemeinden und unselbständigen Kleinstädten auf den Leib zu rücken. So ist die historische Gemeinde überwiegend nur auf dem Lande durch die zerstörungssüchtigen Zeiten der autokratischen und büreaukratischen Centralisirung gerettet worden. Die Bauern und Kleinbürger hatten darum fast allein einen tiefen angeerbten Respekt vor der Würde der Gemeinde behalten. Das ist die Gloria des gemeinen Mannes, daß er dazumal von Herzen gesund geblieben war, während die feinere Gesellschaft entartete. Also blieb ihm auch die Gemeinde an's Herz gewachsen. Der Bauer war und ist so stolz auf den Titel eines Feldgerichtsschöffen, eines Gemeinderaths oder Rechners, wie der Beamte auf einen Geheime-Hofraths-Titel. Die Dorfschulzen waren nicht umsonst so grob. Die Fülle ihres Standesbewußtseyns war es, die als Grobheit über den Rand des Bechers schäumte. Die Dorfgemeinde war und ist des Bauern politische Welt. Der gebildete Städter aber trieb viele Menschenalter Staatspolitik ohne Gemeindepolitik. „Wir die Gemeinde N. N." — mit diesem stolzen Pluralis majestaticus huben vordem Dorfgemeinden selbst Fürsten gegenüber ihre Sendschreiben an. Wo der Städter ein allgemeines Urtheil, etwa einen Spruch der „öffentlichen Meinung" nennen würde, da spricht der Bauer: „die ganze Gemeinde sagt es." Auch der Kleinbürger der alten Reichsstädte fand im 18. Jahrhundert in seiner Gemeinde noch ganz seine Welt. Nicht sein Haus, wohl aber seine Stadt war seine Burg. Es zeugt von der politischen Oberflächlichkeit jener Zeit, daß die freien Geister dieses tiefe sociale und politische Heimathsbewußtseyn fast nur von seiner lächerlichen, fast nie von seiner ernsten Seite faßten. Und je kleiner das reichsfreie Nest war, desto gesteigerter war in der Regel dieses Bewußtseyn.

Es ist heutigen Tages noch immer eine wichtige politische Thatsache, daß in dem Dorfe zumeist ein intensiverer Gemeindegeist herrscht, als in der Stadt, in der kleineren Stadt ein intensiverer als in der großen. Das klettenhafte gemeindebürgerliche Zusammenhalten in den ehemaligen Reichsstädten ist auch keineswegs schon ganz zerstört. Merkwürdige Vergleichungspunkte bieten z. B. in dieser Hinsicht die als Sitte überlieferten Miethsgesetze in den verschiedenen deutschen Städten. In den modernen Städten sind sie auf eine ab- und zuströmende Bevölkerung berechnet; die Stadt ist eine große Kaserne. Die sociale Junggesellenwirthschaft gilt bereits als die Regel. Man hat also kurze Kündigungsfristen, man kann miethen oder ausziehen an jedem Tage des Jahres, und der Miether findet die Wohnung bereits mit allem Comfort der häuslichen Einrichtung ausgestattet. In den alten Städten dagegen bietet man ihm häufig nur die kahlen Wände; man erwartet wohl gar, daß er sich seinen Küchenherd und seinen Ofen selber mitbringe; man rechnet nach halbjährigen Kündigungsterminen; der Miether kann nur zu bestimmten „Zielen," etwa zwei- oder dreimal im Jahr, ab- und zuziehen. Der Hausbesitzer ist in solchen Miethsstatuten angesehen wie der wahre Herr, alles ist zu seinen Gunsten stipulirt und zu Ungunsten des Miethers, der gedacht ist als der Vagabund, als der fremde Eindringling, dem man aus Gnaden gestattet, für theures Geld eine Wohnung zu miethen. Dahinter lugt noch das alte stolze Bewußtseyn der Eigenherrlichkeit der Gemeinde, zur Hälfte in modernen Egoismus umgesetzt.

Städte wie Hamburg, Frankfurt, Bremen, Lübeck, sind doch gewiß in hohem Grade bereits durchdrungen von modernen Einflüssen. Sie sind bereits hinlänglich großstädtisch geworden, aber sie sind doch immer „natürliche" Städte geblieben. In den erstgenannten ist die Masse der „Permissionisten", der neuen Schutzbürger, die den alten Gedanken gemeindebürgerlicher Abgeschlossenheit allmählig ganz wegtilgen müssen, bereits ungeheuer angewachsen. Dennoch unterscheidet man dort immer noch den eingeborenen Bürger und den fremden Ansässigen mit einer Strenge, von der

man in jüngeren großen Städten keine Ahnung hat. Es ist dort, als laste ein geheimer Fluch auf dem Worte „fremd."

Indem der deutsche Kleinbürger, der Bauer im 18. Jahrhundert und im Anfange des 19. die Bedeutsamkeit des Gemeindewesens praktisch würdigte, zeigte er darin weit mehr politischen Instinkt als der Gebildete, der zur Unterhaltung Zeitungen las und in der europäischen Politik kannegießerte, die Gemeindewirthschaft aber als eine kleinliche Philisterei übersehen zu müssen glaubte. Dieses Vergessen der nächstliegenden und konkretesten bürgerlichen Interessen über den entfernten und abstrakten politischen sitzt manchen deutschen Zeitungen noch heute im Fleische. Daher kommt es, daß gerade unsere publicistisch bestgeschriebenen Zeitungen oft am wenigsten praktisch auf die Gesellschaft einwirken, während unbedeutende Lokalblätter mit einem Häuflein Abonnenten zu Zeiten wirkliche Volksführer oder auch Verführer geworden sind.

Im Bilde der Gemeinde ahnt und begreift das Volk erst den Staat. *Aber nicht die politische Form, sondern der sociale Inhalt des Gemeindelebens war es, an welchem das Volk hing und noch hängt.* Darum führte man in Deutschland den tödtlichsten Streich gegen den politischen Geist im Volke, als man in und nach der napoleonischen Zeit die französische centralisirte Gemeindeverfassung einzubürgern suchte, denn nach ihr ist die Gemeinde bloß noch eine politische Form. Die Staatsmänner zeigten damit, daß sie den Gedanken einer socialen Politik vollständig verloren hatten. In diese Ertödtung des socialen Inhalts im Gemeindeleben ward das eigentliche Fundament des modern bureaukratischen Staats gelegt. Durch die theilweise wiederhergestellte Selbständigkeit der Gemeindeverwaltung ist er bereits stark aus den Fugen geschoben worden; durch die Vollendung einer organischen Gemeindeverfassung wird er zuletzt ganz aufgelöst werden. Nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Geschichte geht der Weg von Familie und Stamm zum Staat und zur Gesellschaft durch die Gemeinde.

Ein ganz richtiger Instinkt vereinigte in der unmittelbar vormärzlichen Zeit fast alle politischen Parteien in dem Andringen auf

eine Reform des Gemeindewesens. Es war, vielen wohl unbewußt, der wiedererwachte Geist einer socialen Politik, der zu dieser Forderung trieb. Die Gemeinde ist nicht bloß eine politische, sie ist auch eine sociale Corporation, ein nothwendiges Fundament der natürlichen socialen Gliederungen. Darum schlug die Demokratie sich selber mit der versuchten Durchführung einer politisch möglichst freien Gemeindeverfassung; denn die politische Selbständigkeit führt hier zugleich zur möglichst festen gesellschaftlich corporativen Abschließung. Freie Landgemeinden werden aristokratisch, social ausschließlich, nicht demokratisch. Die uralt germanische Idee des Gemeindeeigenthums, der Markgenossenschaften, der Gesammtbürgschaft der Gemeinden ꝛc., anscheinend eine Vorstufe zur allgemeinen Gütergemeinschaft, hat noch nirgends den modernen Communismus geweckt, wohl aber im Gegentheil ein allzu schroffes gesellschaftliches Abschließen der mitbesitzenden Gemeindegenossen.

Man wird darum stets zu falschen Resultaten kommen, wenn man bei der Herausbildung unserer Gemeindeverfassungen bloß von dem Gedanken ausgeht, daß die Gemeinde eine politische und nicht auch zugleich eine sociale Körperschaft sey. Ueber diese Doppelseitigkeit im Begriff der Gemeinde gilt es noch gar sehr, Klarheit zu verbreiten. So reich unsere staatswissenschaftliche Literatur ist an trefflichen Untersuchungen über die Gemeinde als politische Corporation, so wenig ist noch die sociale Bedeutung der Gemeinde erörtert worden. Und doch ist eine Festigung und Veredlung der modernen Gesellschaft undenkbar, ohne eine sociale Reform des Gemeindelebens.

Dieser Gedanke einer Scheidung des socialen und politischen Wesens der Gemeinde ist aber keine bloße theoretische Einbildung mehr, er hat längst seine praktischen Consequenzen gefunden.

Treten wir mit einem Exempel in die Mitte der Sache hinein.

Es ist eine der obersten Voraussetzungen unserer gesammten bürgerlichen Ordnung, daß jeder selbständige Staatsbürger, jeder Begründer eines eigenen Haushaltes einer bestimmten Gemeinde angehören müsse. Man sollte nun meinen, durch diese an sich

unantaſtbare Forderung müſſe der Sinn für das Gemeindeleben gefeſtigt, ja der ächte Gemeindegeiſt erſt geſchaffen werden. Dem iſt nicht immer ſo. In der alten Zeit blieben die meiſten Leute in ihrer Heimath, in ihrer Stadt, und nährten ſich redlich. Jetzt können aber viele Tauſende gerade nur dann ſich redlich nähren, wenn ſie ihren Wohnort periodiſch wechſeln. Beſonders für die mächtigſten, ächt modernen Berufsgruppen der Induſtrie, der Geiſtesarbeit, des Staatsdienſtes, iſt die Gemeinde, der Gau, ja das einzelne Land zu klein und eng geworden. Gut die Hälfte unſers heutigen Bürgerſtandes wechſelt, nicht von Jahr zu Jahr, aber doch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihren Wohnort. Dieſer Zuſtand wird ſteigen, je mehr die Theilung der Arbeit wächst. Ich ſpreche hier nicht von unſelbſtändigen Gehülfen und Lohnarbeitern, ſondern von ſelbſtändigen, beſitzenden, betriebſamen Leuten, großentheils mit eigenem Hausſtand, von Präſidenten und Geheimräthen, Kapitaliſten, Technikern, Künſtlern, Gelehrten, Schriftſtellern ꝛc. Sie würden in ihrem Berufe „ſitzen bleiben,“ wenn ſie immer örtlich ſitzen blieben. Gerade um der Vermehrung des nationalen, wie des eigenen Wohlſtandes willen, müſſen ſie es anders machen, als der Schuſter, der auf ſeines Großvaters Stuhl, in ſeines Großvaters Fenſterecke fortſchuſtert bis an ſein ſeliges Ende, als der Bauer, der den Pflug auf demſelben Acker regiert, wo ihn ſein Urahn regiert hat.

Wir kommen hier zu einem Punkte, wo der oben geſchilderte moderne Gegenſatz zwiſchen Stadt und Land als den Herden der vorwiegend feſtſitzenden und der vorwiegend fluctuirenden Bevölkerung für den Staatsmann und Geſetzgeber praktiſch wird. Man muß die neuen Städtebildungen in ihrer neu herauswachſenden Eigenart nehmen und darnach behandeln. Wir haben es hier mit einer eben im Entſtehen begriffenen ſocialen Macht zu thun. Denn jene fluctuirende, nicht vagabundirende, Bevölkerung wird in den Städten in Kurzem eben ſo die Majorität bilden, wie auf dem Lande die ſtabile Bevölkerung.

Nun kann aber doch einer, der um ſeines Berufes willen etwa

alle fünf bis zehn Jahre ſeinen Wohnort wechſelt, nicht an jedem dieſer Orte Bürger werden. Er hilft ſich alſo in der Regel dadurch, daß er an keinem derſelben Bürger wird, ſondern ſeinen Bürgerbrief da zu gewinnen ſucht, wo er ihn am leichteſten und billigſten erhalten kann, d. h. entweder in ſeinem Geburtsorte oder in irgend einem andern Ort ſeiner engern Heimath, in welchem man gerade am wenigſten ſpröde iſt mit Bürgeraufnahmen. So kommt es jetzt bei Tauſenden achtbarer und bürgerlich ſolider Leute vor, daß ſie den Ort niemals geſehen haben, in welchem ſie ſammt ihrer Familie heimathberechtigt ſind! Sie ſtehen nirgends in einem Gemeindeleben. Mit ihrer Heimathgemeinde hängen ſie nur inſofern zuſammen, als ſie ihren Bürgerbrief bezahlt haben und alljährlich ihre Bürgerrechts-Rekognitionsgebühr hinüberſenden, mit der Gemeinde, wo ſie wohnen und wirthſchaften, nur durch ihre Aufenthaltskarte. Der Verfaſſer dieſes Buches iſt ſelbſt Bürger in einer Gemeinde, mit welcher er nur durch die Verpflichtung in Verbindung ſteht, daſelbſt einen ledernen Feuereimer unterhalten zu laſſen. Man ſchlage die Bevölkerungsliſten derjenigen unſerer größern Städte nach, in welchen vorwiegend eine moderne Betriebſamkeit herrſcht, und man wird finden, daß die Zahl der dauernd dort wohnenden, aber nicht eingebürgerten Familien in erſchreckender Weiſe anwächst. Es ſteht zu erwarten, daß in nicht ferner Zeit die Mehrzahl der großſtädtiſchen Bevölkerung faktiſch gemeindelos ſeyn werde. Die Fiktion, im Beſitz eines anderwärts ruhenden Bürgerrechts zu ſeyn, vermag aber die heilſamen ſittlichen, ſocialen und politiſchen Einflüſſe des wirklichen Gemeindebürgerthums ebenſowenig zu erſetzen, als ein Hungriger durch den Gedanken geſättigt wird, daß er jetzt an einem andern Ort allerdings würde eſſen können.

Aus dieſer Klemme iſt nur herauszukommen, indem man die Unterſcheidung des ſocialen und politiſchen Weſens der Gemeinde praktiſch werden läßt. Social gehört der ſelbſtändige Mann, welcher in einer Gemeinde dauernd auf Aufenthaltskarte wohnt und wirthſchaftet, unſtreitig dieſer Gemeinde an. Seine Exiſtenz, ſein Privatwohlſtand verwächst mit dem Wohlſtand dieſer Gemeinde.

Politiſch gehört er der Gemeinde an, welche ihm den Bürgerbrief gegeben. Darum müßte überall unterſchieden werden zwiſchen Anſäſſigen und Heimathberechtigten. Die Anſäſſigen bilden die ſociale, die Heimathberechtigten die politiſche Gemeinde. Anſäſſig könnte und müßte werden wer in einer zu beſtimmenden Reihe von Jahren in einer Gemeinde ſeinen Wohnſitz und ſein Berufsgeſchäft gehabt hat. Alle Fragen des innern Gemeindehaushalts ſind dann auch Exiſtenzfragen für ihn geworden, und er hat das Recht und die Pflicht, in dieſen Fragen als ein Bürger ſeine Stimme abzugeben. Er wäre Schutzbürger, nicht Vollbürger, Schutzbürger in einem höhern modernen Sinn.

Der ſchöne, aber ſo vielfach mißverſtandene und unpraktiſch ausgebeutete Gedanke eines allgemeinen deutſchen Heimathsrechtes könnte durch das „ſociale Gemeindebürgerthum" am erſten ſeiner Verwirklichung genähert werden. Denn Jeder könnte in einem deutſchen Lande ſocialer Gemeindebürger ſeyn, in welchem er nicht Staatsbürger wäre. Faktiſch beſteht dieſer Zuſtand bereits; man hat nur noch nicht die rechte Formel dafür zu finden gewußt. Unſer ganzes ſogenanntes „Permiſſioniſtenweſen" iſt nichts als ein uſurpirtes deutſches Heimathsrecht. Nur daß jetzt ſolchergeſtalt die Geſellſchaft entfeſſelt, der Permiſſioniſt gemeindelos gemacht wird, während ich dieſe unabweisbare Thatſache der fluctuirenden ſtädtiſchen Bevölkerung zur Conſolidirung der Geſellſchaft und im Geiſte des conſervativen Princips ausgebeutet wiſſen möchte.

Bei der Volkszählung, welche im Zollverein behufs der Vertheilung der Vereinseinnahmen vorgenommen wird, hält man bereits die Regel feſt, die Köpfe der ſocialen Gemeinden und nicht der politiſchen zu zählen. Der Antheil für den preußiſchen Gemeindebürger, welcher in Bayern wohnt und wirthſchaftet, fällt Bayern zu, nicht Preußen. Und zwar von Rechtswegen. Denn in der Summe der ſocialen Bürger ſtellt ſich die ernährende und verzehrende Einwohnerſchaft dar, nicht in der Summe der formell politiſchen Staatsbürger. Dagegen zählt bei allen politiſchen Fragen, bei allen Staatswahlhandlungen und dergleichen mit Fug

und Recht nicht der ſociale, ſondern lediglich der politiſche Gemeindebürger.

Recht grell zeigt ſich die jetzige ungenügende Beſtimmung des Gemeindebürgerthums auch in einem anderen Falle. Es gibt viele Fabrikherren, viele große Grundbeſitzer, die in verſchiedenen Gemeinden zugleich bedeutende Liegenſchaften haben, ein einflußreiches Geſchäft betreiben. Ja es kommt namentlich in kleinen Städten und auf dem Lande häufig vor, daß ihre Güterbewirthſchaftung, ihr induſtrieller Betrieb den Wohlſtand und die ſociale Exiſtenz der ganzen Gemeinde bedingt. Nicht minder berührt dann auch die Führung des Gemeindehaushalts den geſchäftlichen Erfolg ſolcher großen Beſitzer oft auf's unmittelbarſte. Sie können aber nur an einem Orte politiſche Gemeindebürger ſeyn. Das Gegentheil wäre in ſich widerſinnig. Allein jedenfalls nicht minder widerſinnig iſt es, daß ſie in all den andern Orten, in welchen ſie vielleicht thatſächlich die einflußreichſte ſociale Perſönlichkeit ſind, in welchen die Geſammtexiſtenz der Gemeinde mit ihrer ſocialen Privatexiſtenz auf's engſte verknüpft iſt, auch nicht ein Wort mitzureden haben in den Angelegenheiten des innern Gemeindehaushalts! Kann Jemand nur an einem Ort politiſcher Gemeindebürger ſeyn, ſo iſt damit doch gar nicht ausgeſchloſſen, daß er nicht an verſchiedenen Orten zugleich ſocialer Gemeindebürger ſeyn könne. Das politiſche Gemeindebürgerthum muß ein einziges, ein ausſchließliches bleiben, weil hier die Gemeinde als eine Stufe der örtlichen Gliederung des Staatsorganismus erſcheint, in welchem der Einzelne nirgends für zwei zählen kann. Das ſociale Gemeindebürgerthum dagegen gründet ſich nur auf die ſociale Geltung, welche der Einzelne durch ſeinen Beruf an einem beſtimmten Ort gewinnt, die er aber ebenſo gut an mehreren Orten zugleich wie an einem einzigen gewinnen kann, es verleiht nur die Pflicht und das Recht zur Regelung der materiellen Wohlfahrt einer Gemeinde mitzuwirken, deren Glied man durch die Verflechtung der eigenen Privatwohlfahrt in ihre bürgerliche Exiſtenz geworden iſt.

Die Anwendung auf den gedachten Fall mag ſehr unpopulär

erſcheinen, da ſie zumeiſt dazu führen würde, den öffentlichen Einfluß der großen Beſitzer gegenüber den kleinen Leuten zu erhöhen. Sie ſchließt aber eine Forderung der Gerechtigkeit in ſich, und was gerecht iſt, kann des Schmuckes der Popularität entbehren.

Die doppelſeitige, politiſche und ſociale Natur der Gemeinde iſt in mancherlei Punkten unſerer Gemeindeordnungen thatſächlich bereits aus einander gehalten.

In Preußen, Bayern und anderwärts hat man zweierlei Magiſtratsperſonen aufgeſtellt: bürgerliche und rechtskundige. Darin zeigt ſich ſchon die Ahnung des Unterſchiedes zwiſchen ſocialen und politiſchen Ortsbürgern. In manchen Städten ſind die Permiſſioniſten mit Familie, welche einen dauernden Aufenthalt in Berufsgeſchäften genommen haben, von der Formalität der Löſung einer Aufenthaltskarte entbunden. Hier hat alſo auch einmal die Polizei einen poſitiven politiſchen Gedanken gehabt, denn ſie fingirt offenbar, daß ſolche Permiſſioniſten Anſäſſige, ſociale Bürger ſeyen.

Die Unſchlüſſigkeit früherer Theoretiker, ob ſie die Lehre von der Gemeinde im Privatrecht oder im Staatsrecht abhandeln ſollten, zeigt an, daß ſie über die doppelte Weſenheit der Gemeinde ſtolperten, ohne den eigentlichen Stein des Anſtoßes zu merken, denn dieſer war für ſie die Lehre von der Geſellſchaft, die ſie nicht ſahen; ob ſie ihnen gleich vor den Füßen lag.

Stellt man die neueren deutſchen Gemeindeordnungen neben einander, ſo erhält man eine merkwürdige Muſterkarte von Definitionen der „Gemeinde," des „Bürgerrechts" ꝛc. Die einen heben mehr den ſocialen, die andern mehr den politiſchen Inhalt der Gemeinde hervor. In der preußiſchen Städteordnung von 1808 iſt das Bürgerrecht noch als die Befugniß erklärt, ſtädtiſche Gewerbe zu treiben und bewohnte Grundſtücke im ſtädtiſchen Polizeibezirk der Stadt zu beſitzen. Dahinter ſteckt eine veräußerlichte rein ſociale Auffaſſung der Gemeinde. Im Gefühle dieſer Einſeitigkeit ſchlug man in der revidirten Städteordnung von 1831 in das entgegenſtehende Extrem um. Dort wird derjenige für einen Bürger erklärt, welcher das Recht gewonnen hat, an den öffentlichen Geſchäften der

Stadtgemeinde durch Abstimmung bei der Wahl Theil zu nehmen. Hier ist also die Gemeinde wieder als ein rein politisches Institut gefaßt. Im Geiste jener Zeit war dieß ein wahrer Fortschritt. Uns ist nun noch übrig, fortzuschreiten zur Anerkennung beider Gegensätze neben einander und in einander.

Die meisten Gesetzgeber haben den Stadtgemeinden eine andere Verfassung zugesprochen, als den Landgemeinden. Diese Thatsache ist für den Socialpolitiker von der höchsten Wichtigkeit. Denn nicht nur die einzelnen Gemeinden sind halbwegs socialer Natur, sondern die von der Natur gegebenen zwei Hauptgruppen der Gemeinden scheiden sich gerade nach ihrem socialen, nicht nach ihrem politischen Inhalt. Land- und Stadtgemeinden entsprechen dem Dualismus in der bürgerlichen Gesellschaft, den Mächten „des socialen Beharrens" und der „socialen Bewegung."

In den Großstädten, den Sitzen des fluctuirenden Bürgerthums und des vierten Standes, hat jener Geist der Ausebnung sein Hauptquartier aufgeschlagen, welcher den Unterschied zwischen Stadt und Land eben so gut für gefallen hält wie den Unterschied der Stände. Den künstlichen, unächten Städten stellen sich in der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft die unächten Stände zur Seite, und der Ursprung beider weist auf dieselbe geschichtliche Periode zurück.

So zeigt es sich in dieser von der Natur gegebenen Unterscheidung der Stadt- und Landgemeinden recht deutlich, daß die Gemeinde das Urbild nicht nur des Staates, sondern auch der Gesellschaft ist, daß in ihr die Interessen beider am tiefsten in einander verwachsen sind. In der That, es ist gefährlich, Stadt und Land zu unterscheiden, denn wo ihr es thut, seyd ihr zur Hälfte schon den fatalen Ideen von der natürlichen Gliederung der Gesellschaft verfallen! Wo in den Gemeindeordnungen Stadt- und Landgemeinden aus einander gehalten werden, da hat man auch schon einen Fuß auf den Pfad der socialen Politik gesetzt. Sehet euch für, dieser Pfad ist sehr abschüssig!

Im Mittelalter zeigen die Dorfordnungen weit mehr Mannichfaltigkeit und Originalität, als die wirklichen Gemeindeverfassungen

der Städte. Das ist nichts Zufälliges. Auf dem Lande wuchern überhaupt die socialen Besonderheiten am üppigsten, in der Stadt werden sie ausgeglichen. Auch in der Gemeinde ist hier der Gegensatz von Natur und Civilisation angedeutet. Während die preußische Städteordnung von 1808 die Verfassungen der Stadtgemeinden centralisirte, blieben die landschaftlichen Eigenthümlichkeiten in den Dorfgemeindeordnungen großentheils fortbestehen. Die westphälischen Landgemeinden hatten bis in das helle 19. Jahrhundert hinein ihre mittelalterlichen erblichen Schultheißen, und hätte nicht Napoleon dieser seltsamen socialen Würde, in welcher eine Bauernaristokratie ihre Eigenherrlichkeit symbolisirte, ein Ende gemacht, so würde sie vielleicht heute noch fortbestehen. Gerade in unsern Tagen wird es wieder recht einleuchtend, wie schwer es ist, das Dorfgemeindewesen eines Staates wie Preußen unter einen Hut zu bringen. Jede Provinz, die ihre eigene sociale und politische Geschichte hat, besitzt auch ihre eigenen Voraussetzungen des Gemeindewesens.

Ich gedachte bereits im Eingange dieses Kapitels der zweifachen ländlichen Siedlungen in Westphalen diesseit und jenseit der Lippe. In diesem Gegenbilde von Dorf- und Hofverfassung zeigt sich die Scheidung des socialen und politischen Gemeindebürgerthums bereits seit Jahrhunderten mit wunderbarer Klarheit vorgebildet. Nördlich der Lippe bildet der „Hof" für sich die sociale Gemeinde, eine Gruppe von benachbarten Höfen dagegen schließt sich zusammen zur politischen und kirchlichen Gemeinde. Diese Gemeinde ist nur ein geographischer Bezirk, der einen Verband zu polizeilichen, kirchlichen ꝛc. Zwecken in sich begreift; Gemeindeeigenthum, Gemeindehaushalt gibt es aber in diesem Bezirke nicht; was etwa dahin gehörte, fällt den einzelnen Gehöften, den socialen Gemeinden, zu. Ganz anders ist es dagegen auf dem südlichen Lippeufer, im Lande der Dorfverfassung. Hier ist die sociale Grundlage der Gemeinde fast bis zum socialistischen Extrem ausgebildet und in die politische Form verschmolzen. Es ist dieß jener uralte Socialismus der deutsch-suevischen Dorfverfassung, wie ihn Julius Cäsar geschildert und der sich durch fast zwei Jahrtausende lebendig erhalten hat. Sämmtliche

Aecker, Wieſen, Gärten, Weiden, Waldungen des Dorfes bilden ein geſchloſſenes Ganze, die Dorfmark. Die Einwohner beſitzen dieſes Ganze nur als eine ſociale Körperſchaft, ihre Antheile daran ſind gleich Aktien nutznießlicher Art. Nur dieſes ſociale Verhältniß hat man dort urſprünglich die „Gemeinde" geheißen und dabei von dem politiſchen Verband der Eingeſeſſenen zu polizeilichen, gerichtlichen, kirchlichen Zwecken ganz abgeſehen, während man umgekehrt im Lande der Hofverfaſſung nur den politiſchen und kirchlichen Verband die „Gemeinde" ſchlechtweg nennt.

Aehnliche und noch viel weiter verzweigte Gliederungen des Gemeindelebens in der Gemeinde haben ſich in alten Städten erhalten. So gab es in Erfurt bis auf dieſen Tag innerhalb des großen Ganzen der Stadtgemeinde eine Reihe kleinerer Kreiſe, ſogenannte „Specialgemeinden." Es waren urſprünglich kirchliche Gemeinden geweſen, ſpäter aber wurden es politiſche Gemeinden innerhalb der Sammtgemeinde, welche ihre eigenen Hauptleute beſaßen, von denen der eine jährlich gewählt wurde, der andere feſt im Amte blieb, daher man ihn den „eiſernen Hauptmann" nannte. Von dieſem dem mittelalterlichen Drang zu Sonderung und Gliederung entſprechenden Inſtitut kleinerer Gemeinden in der Gemeinde finden ſich auch in Köln, Augsburg, Frankfurt und anderen Städten noch Trümmer, bei denen gleichfalls der Pfarrſprengel allmählich in einen politiſchen oder ſocialen Kreis umgewandelt worden war. In Roſtock hat man erſt neuerdings die alte ſociale Vertretung durch „Quartiere," in welchen die Zünfte und die Kaufmannſchaft begriffen ſind, wieder aufgefriſcht. Bei dieſer Gelegenheit kam es aber zu mancherlei Demonſtrationen, die mit polizeilichen Einſchreitungen endigten, und die Stadt, welche ohnedieß in den letzten Jahren als der Herd der mecklenburgiſchen Demokratie verſchrieen war, zog ſich die beſondere Ungnade des Fürſten zu. Um nun dieſe Mißſtimmung des Großherzogs gegen die Stadt zu beſeitigen, faßten die Quartiere im Einverſtändniß mit dem Rathe einen Beſchluß, auf „Wiederannäherung" an den Landesherrn. Dieſer wunderliche Ausdruck iſt höchſt bezeichnend für die ganze Stellung Roſtocks, welches

ſich halb als mecklenburgiſche Stadt, halb als freie Hanſeſtadt weiß, einer Stadt, deren Selbſtverwaltung an kein Oberaufſichtsrecht des Staates gebunden iſt, ja welche den Landesgeſetzen erſt durch eigene Publication in Stadt und Gebiet Gültigkeit verſchaffen muß. Da läßt ſich ja wohl auch noch ein Beſchluß der „Wiederannäherung" an den Großherzog faſſen.

Bei dieſer Gelegenheit möchten wir darauf aufmerkſam machen, daß die Reſte und Reminiscenzen des alten Städtelebens, in der Form, wie ſie namentlich in den ehemaligen Reichsſtädten jetzt noch vorhanden und oft ſehr eigenthümlich moderniſirt ſind, bei weitem nicht mit dem Fleiß aufgezeichnet und beglaubigt werden, wie wir es von den Trümmern der alten Einrichtungen und Sitten des bäuerlichen Volkslebens ſeit Jahren ſelbſt in der Tagespreſſe gewohnt ſind. Es fordert erſteres freilich ein mühſeliges Studium und Beobachtungen, welche nicht bei kurzem Aufenthalt, ſondern nur bei längerer Einbürgerung in einer einzelnen Stadt gewonnen werden können. Aber das Beginnen iſt auch dankbar, es fördert überraſchend neue zeitgeſchichtliche Stoffe zu Tage und liefert neue Beweisſtücke für die tiefangelegten Beſonderungen, welche immer noch durch das deutſche Städteweſen gehen.

Bei der Erkenntniß dieſer Mannichfaltigkeit origineller Gebilde in dem Kreis der Städte ſelber wird dann der Gedanke gar nicht aufkommen können, als habe nun vollends der Unterſchied von Stadt- und Landgemeinden in der Gegenwart ſich bereits vollſtändig ausgeglichen.

Es werden allerdings in vielen, den großen Städten benachbarten Dörfern jetzt bürgerliche Gewerbe betrieben. Aber auch nur das ächte Stadtkind, deſſen Blick nicht über den Umkreis hinausreicht, den man von ſeinem ſtädtiſchen Pfarrthurm aus beherrſchen kann, wird ſich der Täuſchung hingeben, als ſehen alle Landgemeinden gleich dieſer Vorpoſtenkette von halbſtädtiſchen Dörfern. Siedelt der großſtädtiſche kleine Handwerksmann jetzt häufig in die naheliegenden Dörfer über, dann ziehen ſich die Bauern auch eben ſo ſtark aus Städten heraus, in denen ſie vor fünfzig bis hundert

Jahren noch einen starken Theil der Bevölkerung bildeten. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts gab es in Deutschland eine Masse ächter „Bauernstädte." Es waren Städte mit Thoren und Wall und Graben und städtischen Privilegien, wohl gar Residenzen und Hauptstädte. Und doch verspottete man sie mit Recht mit dem Spruch: „wenn alle Bauern aus der Stadt ins Feld gegangen sind, dann ist kein Bürger mehr zu Hause." Diese Städte sind fast alle entweder zu wirklichen Sitzen des Bürgerthums umgewandelt, oder sie sind factisch, social Dörfer geworden, die nur noch den nichtssagenden politischen Titel einer Stadt führen. Dieser Umwandlungsproceß wird sich in wenigen Menschenaltern vollendet haben. Eine fortschreitende Centralisation der deutschen Staatenkörper liegt unvermeidlich vor uns. Aber jeder Schritt dieser Centralisation löst die Zwitterhaftigkeit einer Reihe von kleinen Landstädten auf und gibt ihnen den reinen Dorfcharakter wieder. Nur die Kleinstaaterei kann dauernd den Unterschied von Stadt- und Landgemeinden verwischen. Ihr aber steuert unserer Zukunft nicht entgegen.

Man hat für einzelne deutsche Länder durch Zahlen nachgewiesen, daß das Handwerk in seinen bedeutendsten Zweigen (Schmiede, Schneider, Schreiner, Zimmerleute, Maurer ꝛc.) ebenso stark oder nur um ein geringes schwächer auf dem Lande als in der Stadt vertreten sey. Dieser Nachweis hat aber für die *sociale* Scheidung von Stadt und Land gar keine Bedeutung. Denn der Schmied und Schuster und Schneider auf dem ächten Bauerndorf (und hierher zählt immer noch die ungeheure Mehrzahl unserer Dörfer) ist und bleibt eben ein gewerbtreibender Bauer, dessen Hauptgeschäft in der Regel der Ackerbau, dessen Nebengeschäft das Handwerk ist und der sich in Sitte, Lebensart und Geschäftsbetrieb auf's entschiedenste vom städtischen Handwerker unterscheidet. Es ist sogar die Zahl der auf dem Lande wohnenden „Musikanten" vielfach größer als die der städtischen. Es sind dann nämlich alle Dorfmusikanten, die am Werktag pflügen und am Sonntag geigen, unter dieser Ziffer begriffen. Es wird aber Niemand daraus folgern wollen, daß sich die Kunstbetriebsamkeit jetzt vorwiegend auf das

Land gezogen habe und die Musik zumeist in den Bauerndörfern blühe. Vielmehr ist die einzig richtige Folgerung aus solchen Ziffern die, daß eine lediglich aus den Gesichtspunkten der Gewerbesteuer aufgestellte Bevölkerungsstatistik für die soziale Statistik durchaus ungenügend ist. Der Geschäftsberuf und der gesellschaftliche Stand ist keineswegs ein und dasselbe.

Es ist auch eine ganz unbegründete Annahme, als sey der beiläufige Gewerbebetrieb in der bäuerlichen Bevölkerung früher nicht vorhanden gewesen und ein ganz neues Wahrzeichen der angeblichen Verschmelzung von Stadt und Land. Dörfer, wo der Pflug das einzige Werkzeug ist, welches die Bevölkerung zu handhaben versteht, waren vordem so selten als jetzt. Die Bauern vor hundert Jahren haben ihre Pferde ebensowenig von städtischen Schmieden beschlagen, ihre Wagen von städtischen Wagnern bauen, ihre Häuser von städtischen Meistern zimmern lassen als die heutigen. Im Gegentheil haben sie damals eine Menge derartiger Geschäfte selber besorgt, die sie heute in der Stadt besorgen lassen, und man kann in diesem Sinne sagen: es gibt jetzt mehr reine Bauern als früher. Es fiel aber auch damals Niemanden ein, den Dorfschmied für einen Handwerker zu nehmen und den Dorfmusikanten für einen Künstler, sondern man nahm beide für das, was sie in ihrer ganzen socialen Erscheinung sind, für Bauern. Hier zeigt es sich wiederum recht klar, daß wir bei der von allen Parteien gesuchten neuen Gruppirung der bürgerlichen Gesellschaft durchaus zu keinem folgerecht durchzuführenden Eintheilungsgrunde kommen, wenn wir äußerlich bloß von den geschäftlichen Berufen ausgehen, statt von dem in Geschäft, Sitte und Lebensart gleichmäßig gewurzelten socialen Beruf, der eben bei dem handwerkenden Bauern ein ganz anderer ist als bei dem bürgerlichen Gewerbtreibenden.

Vordem hat der Kaiser durch seine Privilegien die Städte gemacht, jetzt macht die Eisenbahn die Städte. Mauern und Thore, auch wenn sie nur ein Dutzend Bauernhütten beschlossen, bildeten sonst das äußere Wahrzeichen der Stadt. In Zukunft wird man die Stadt an dem inneren Wahrzeichen des bürgerlichen Berufs ihrer

Einwohner erkennen. An die Stelle der oft willkürlichen politiſchen Scheidung von Stadt- und Landgemeinde tritt mehr und mehr die naturnothwendige ſociale. Bei dieſer Uebergangsbildung, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, mag es denn freilich für manches befangene Auge den Anſchein gewinnen, als werde der Unterſchied zwiſchen Stadt- und Landgemeinde überhaupt verwiſcht. Nur die alte, abgelebte äußerliche Unterſcheidung iſt es, die verwiſcht wird. In den Dörfern wird das ſociale und politiſche Gemeindebürgerrecht in einander aufgehen, ſich decken, denn dort wohnt die ſtabile Bevölkerung, in den Städten werden beide Arten des Bürgerrechts auseinandergehen, denn hier wird das fluctuirende Element im Bürgerſtande immer mehr Raum gewinnen.

Abſeiten der großen Verkehrswege werden die Dörfer und Landſtädte immer dorfmäßiger werden, während die großen Städte, in rieſigem Maßſtabe anwachſend, immer großſtädtiſcher ſich geſtalten. Dadurch muß ſich ein ſo ſchroffer Gegenſatz von Stadt- und Landgemeinden herausbilden, wie man ihn vordem gar nicht geahnt hat, wie man ihn jetzt noch nicht kennt.

Die zwei ſcheinbar geringfügigen Thatſachen, daß es bei jedem Schritt, den die moderne Civiliſation vorwärts thut, auch immer tieferes Bedürfniß wird, der fluctuirenden, periodiſch ſeßhaften und doch gemeindeloſen Stadtbevölkerung eine neue Möglichkeit des Gemeindelebens zu ſchaffen, und aufzuräumen in der babyloniſchen Verwirrung, die gegenwärtig in der Definition von Stadt- und Landgemeinden herrſcht: dieſe einfachen Thatſachen ſind an ſich ſchon mächtig genug, die gründlichſte Umbildung unſerer ganzen bürgerlichen Ordnung zu erzwingen. Durch die Gemeinde führt der Weg zur ſocialen Politik.

Im kleinen iſt durch jene zwei Thatſachen ganz dieſelbe Forderung vorgeſteckt, von deren Erfüllung im großen man die Reform der ganzen Geſellſchaft weiſſagt: die ſocial heimathlos gewordenen Glieder der Gemeinde wie der Geſellſchaft ſollen unter einer neuen beweglicheren Form wieder eingebürgert und ſeßhaft gemacht, die in der jetzigen Uebergangsphaſe äußerlich verwiſchten Gruppenbildungen

der Gemeinde wie der Geſellſchaft mit neuen feſten Linien umriſſen werden.

Die Dorfgemeinde entſpricht dem Bauernthum, die Stadtgemeinde dem Bürgerthum. Die Realität dieſer beiden Stände wird darum auch am wenigſten angefochten, weil beide in der Gemeinde bereits eine örtliche Unterlage ihrer ſocialen Exiſtenz ſich gegründet haben. Eine eigene Form der Gemeindebildung für den ſogenannten vierten Stand iſt deßhalb nicht denkbar, weil derſelbe nur als Verneinung etwas poſitives, nur die Abſtraction eines Standes iſt, und weil es in alle Ewigkeit widerſinnig bleiben wird, von einer „Gemeinde der Vagabunden" zu ſprechen.

Ein der Gruppe der Ariſtokratie entſprechendes Gebilde der Gemeinde würde erſt dadurch möglich werden, daß dieſer Stand ſich wieder mehr örtlich concentrirte als Inhaber des geſchloſſenen großen Grundbeſitzes. Das Sträuben des Landadels, ſich dem politiſchen Organismus der Dorfgemeinden unterzuordnen und der Autorität des Schulzen zu fügen, beruht vielfach auf einer gänzlichen Verkennung von Weſen und Würde der modernen Gemeinde. Bei Vielen wird aber auch dieſem Sträuben das ganz richtige Gefühl zu Grunde liegen, daß der große Grundbeſitzer in der Dorfgemeinde, in deren Banne er zufällig wohnt, ſeine ſociale Heimath durchaus nicht finden kann. Früher dachte man wohl, daß das Rittergut an und für ſich eine Gemeinde repräſentire, und der Ritter war Schultheiß, Magiſtrat und Gemeinde in Einer Perſon. Eine ſolche Fiktion würde jetzt Vielen ſehr barock erſcheinen. Allein in einem nicht bloß politiſch, ſondern auch ſocial wohl organiſirten Staate wird es wenigſtens keine Ungereimtheit ſeyn, die Genoſſenſchaft der großen Grundbeſitzer eines ganzen Gaues als eine ſociale Sammtgemeinde zu faſſen. Ob dieſe Rittergutsbeſitzer dann auch alleſammt Ritter ſeyen, wäre hierbei völlig gleichgültig. Denn obgleich die Gemeindegruppen im Allgemeinen den Geſellſchaftsgruppen entſprechen, fallen ſie doch keineswegs vollſtändig mit dieſen zuſammen, wie die Stadt immer der Sitz des Bürgerthums bleiben wird, wenn auch neben der bürgerlichen Majorität noch Adelige, Bauern und Proletarier in Maſſe wohnen.

Das deutſche Gemeindeweſen duldet durchaus keine ſtrikte Centraliſirung, in ſocialer Hinſicht ſo wenig als in politiſcher. So gewiß das Streben jedes deutſchen Patrioten auf eine nach außen geſchloſſene ſtaats- und völkerrechtliche Einigung des großen Vaterlandes gerichtet iſt, ſo gewiß würde es eine Sünde gegen den Geiſt der deutſchen Nation ſeyn, wollte man das Gemeindeweſen, wollte man die geſellſchaftsbürgerliche Ordnung der einzelnen Länder und Landſchaften centraliſiren. Die Uniformirung des Gemeindeweſens läuft jenem germaniſchen Freiheitsſinne geradezu wider die Natur, der da will, daß man ihn bei ſeinen perſönlichen, häuslichen Angelegenheiten in perſönlicher Eigenartigkeit ungeſtört ſich entfalten laſſe. Die deutſchen Gemeinden beſtehen aus einer bunten Reihe moraliſcher Perſonen, die aber wirklich ein perſönliches Gepräge tragen, die Charaktere ſind, häufig Karikaturen, aber doch immer perſönlich charaktervolle Karikaturen, nicht todte politiſche Rubriken. Selbſt der kirchlichen Gemeinde gibt der deutſche Proteſtantismus Raum zu den abſonderlichſten eigenartigſten Entfaltungen. Es iſt nichts Zufälliges, ſondern etwas weſentlich Deutſches, daß in Deutſchland faſt bei jeder proteſtantiſchen Kirchengemeinde ein eigenes traditionelles Gemeindekirchenrecht gilt. Der romaniſche Geiſt dagegen centraliſirt das Gemeindeweſen. Er hat auch die Kirchengemeinden des katholiſchen Deutſchlands centraliſirt.

IV.

Die Dreitheilung

in der ſocialen Ethnographie Deutſchlands.

Auf der Schauseite norddeutscher Bauernhäuser steht der Spruch zu lesen:

„Wat frag' ick na de Lü! —
Gott helpet mi!"

Dieser auserlesen schöne Sinnspruch spiegelt das stolze Selbstbewußtseyn des norddeutschen Volkes. In dem individualisirten Mitteldeutschland, dessen Dome und Burgen, dessen in modernem Glanze gebauten Stadtdörfer die niedrigen, namenlosen norddeutschen Bauernhäuser so hoch überragen, fällt doch schon längst keinem Bauern mehr ein so stolzer Kraftspruch ein, daß er ihn über seine Hausthüre schriebe. Das norddeutsche Volk ist stolz auf seine Eigenart, es „fühlt sich" in derselben; das süddeutsche nicht minder, wenn es gleich sein fröhliches Heimathbewußtseyn nicht in so ausschließender, vordringender Art auszusprechen pflegt, wie das norddeutsche. Das mitteldeutsche Volk dagegen hat seinen Stolz verloren, es schämt sich vielfach der eigenen Sitten und schwört dieselben ab.

Seit dem allmählichen Zerfall des alten deutschen Reiches hat sich diese natürliche dreitheilige Gliederung Deutschlands, die nicht bloß ihre geographischen und ethnographischen, sondern auch ihre socialen Grundlagen hat, immer deutlicher herausgebildet. Sie ist aber noch keineswegs zur vollen Klarheit und Bestimmtheit gereift. Der alten Zeit war der Gesammtbegriff eines „Norddeutschland," wie wir ihn fassen, fremd, am allerwenigsten war er in's Volksbewußtseyn übergegangen. Letzteres geschieht jetzt mehr und mehr, fast jeder Tag bringt uns Belege dafür. In der Natur des Landes

war dieſe Dreitheilung von Anbeginn vorgezeichnet, allein eine politiſche Möglichkeit iſt ſie erſt geworden durch den Verfall des deutſchen Reichs und das Emporwachſen Oeſterreichs und Preußens zu ſelbſtändigen Großmächten. Als Denkmal von dem Verfall des deutſchen Reiches iſt Mitteldeutſchland ſtehen geblieben mit ſeiner ſich ſelbſt zerſetzenden, in's Kleinſte getriebenen Individualiſirung, mit ſeiner politiſchen Zerriſſenheit, mit ſeiner übercultivirten Bevölkerung, mit ſeiner Auflöſung der natürlichen Geſellſchaftsgruppen, aber auch mit ſeiner raſtloſen Einzelbetriebſamkeit, mit ſeinen tauſend Ruinen alter Pracht und alter Macht. Es zeigt uns was ganz Deutſchland geworden wäre, wenn nicht im Süden und Norden eine großartige politiſche und ſociale Centraliſirung Raum gewonnen hätte.

Das Glück und das Genie, mit welchem preußiſche Fürſten in den letzten Jahrhunderten die Auflöſung des deutſchen Reiches zu einer neuen politiſchen Schöpfung benutzten, gewann ihnen nicht bloß dieſe neue norddeutſche Centralmacht Preußen. Trotz der geographiſch heute noch ſo ungünſtigen Abgrenzung des preußiſchen Staates wuchs dazu auch ein preußiſcher Gemeingeiſt im Volke groß. Man ſpricht ſogar von einem preußiſchen „Nationalſtolz," obgleich es eigentlich gar keine preußiſche „Nation," ſondern nur ein preußiſches Volk gibt. Wohl aber gibt es einen deutſchen Nationalgeiſt des Norddeutſchen, der ſich politiſch vertreten weiß in Preußen, und mit dem fabelhaften Aufblühen des neuen Großſtaates Preußen wuchs auch ſchrittweiſe dieſer norddeutſche Nationalſtolz wieder auf. Der bindende Kitt, welcher für das norddeutſche Volk des Mittelalters die Hanſa geweſen, iſt für das moderne Norddeutſchland Preußen. Die preußiſche Rheinprovinz, die ihrem größten Theile nach geographiſch, ethnographiſch und ſocial zu Mitteldeutſchland gehört, wird durch die politiſche Centraliſirung Preußens ſchrittweiſe für Norddeutſchland erobert. Trotz des Widerſtrebens der Bevölkerung iſt hier binnen wenigen Jahrzehnten ein ungeheurer Umſchwung in den Sitten und ſocialen Anſchauungen angebahnt worden. Geht es ſo fort, dann wird binnen hundert Jahren die

Rheinprovinz eine wesentlich neue, eine überwiegend preußisch norddeutsche Bevölkerung haben. Andererseits dringt aber auch in dem südlichsten Winkel des deutschen Westens, in Baden und Württemberg, das mitteldeutsche Wesen immer entschiedener vor; das alte Schwaben, vor Zeiten das Kernland des deutschen Südens, ist nicht bloß politisch, sondern auch social in Stücke gegangen. Es fehlt bei jenen beiden Staaten der Rückhalt einer großen von Natur conservativen Volksgruppe, wie sie für Preußen in der Mark, in Pommern u. s. w., für Bayern in Altbayern und bayerisch Schwaben, für Oesterreich in dem weitgedehnten Gebiet seiner Hochgebirgsländer gegeben ist. Wie sich die hannoversche, mecklenburgische, oldenburgische Bevölkerung in der neueren Zeit enger als je zuvor mit dem preußischen Volke verbunden weiß, so ist es auch trotz noch nicht verjährter entgegenstehender politischer Reminiscenzen mit den Bayern und Oesterreichern geschehen. Dem individualisirten, confessionell gemischten württembergischen und badischen Volke dagegen erscheinen die mitteldeutschen Nachbarn im Allgemeinen weit verwandter als das große Centralland des deutschen Südens, Oesterreich.

Für die sociale Ethnographie von Deutschland ergibt sich daher eine Völker- und Ländertrias, die weder mit den gegenwärtigen Staatengrenzen zusammenfällt, noch mit der alten geographischen Formel von Nord- und Süddeutschland, noch mit der Idee der politischen Trias der drei deutschen Großmächte, wie man sie vor etlichen Jahren aufgebracht hat. Der social centralisirte Norden umfaßt Preußen mit Ausnahme einiger thüringischen und sächsischen Landstriche und des südlichen Theiles der Rheinprovinz, Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, Oldenburg, Schleswig-Holstein, die Hansestädte. Zu dem social individualisirten Mitteldeutschland gehören die sächsischen, thüringischen und hessischen Lande sammt den übrigen Kleinstaaten des mittleren Deutschlands, Baden, Württemberg, die bayerische Rheinpfalz und der nördliche Theil von Franken. Zu dem social centralisirten Süden die Hauptmasse Bayerns und die deutschen Länder des österreichischen Kaiserstaates.

Dieſe drei Gruppen haben freilich auch ihre Vermittelungen und Uebergänge; nicht ausſchließende, ſondern nur entſchieden vorwiegende Eigenthümlichkeiten beſtimmen ihren ſocialen Charakter. Aber dem Weſen nach beſteht dieſe dreifache Gliederung. Man kann jetzt nur erſt ihre ungefähren Grenzen ziehen, aber dieſe Scheidelinien werden immer beſtimmter werden, mit je größerer Energie das ſociale Leben überhaupt ſich wieder entwickelt. Und dazu ſind wir auf dem geradeſten Wege.

Gegenwärtig ſucht namentlich Mitteldeutſchland noch ſich ſelber. Es wird ſich aber finden. Je tiefer der Gedanke einer ſocialen Politik in das Volksbewußtſeyn eindringt, je klarer die Thatſache wird, daß ein nach kleinen Häuflein abgeſondertes Volk in ganz anderer Art ſich hervorbildet, als ein nach großen Maſſen gegliedertes, um ſo deutlicher werden die Grenzen dieſes geſuchten Mitteldeutſchlands hervortreten. Wenn das zähe Feſthalten an überlieferten Sitten und das bewegliche Wechſeln derſelben, das Vorwiegen des großen Grundbeſitzes oder der Güterzerſtückelung, die Scheidung von Stadt und Land oder die Verwiſchung dieſes Gegenſatzes, das Vorhandenſeyn oder die Abweſenheit einer politiſch und ſocial einflußreichen grundbeſitzenden Ariſtokratie, die Bewahrung oder die Ausebnung der uralten natürlichen Ständeunterſchiede, der Gegenſatz eines vielfältig noch neu zu cultivirenden und eines bereits ausculturirten und überculturirten Landes, — wenn dieſe und hundert ähnliche Gegenſätze Land und Leute in ſocialem Betracht ſondern können, dann exiſtirt auch dieſes geſuchte Mitteldeutſchland.

Die Geographen ſind bekanntlich uneinig über die Grenzlinie zwiſchen Nord- und Süddeutſchland. Der Stein des Anſtoßes iſt eben Mitteldeutſchland; ſie wiſſen nicht, ob ſie es zum Norden oder zum Süden rechnen ſollen. Das Volk ſelber iſt hierüber gleichfalls noch uneinig und unklar. Denn Mitteldeutſchland iſt der Indifferenzpunkt, wo die beſtimmten, leicht greifbaren Gegenſätze des deutſchen Weſens zuſammenſtoßen, ſich kreuzen, verwiſchen und aufheben. Es läßt ſich leichter beſtimmen nach dem was es nicht iſt, als nach dem, was es iſt. Es iſt in dieſer Beziehung vergleichbar

dem „vierten Stande“ in der bürgerlichen Gesellschaft, der thatsächlich vorhanden, aber noch nicht abgeschlossen ist, dessen flüssiges Wesen die scharfe Begrenzung durch den Begriff flieht, der im Einzelnen nur die Elemente der modernen Stände in sich enthält, als Ganzes aber doch neu und eigenartig erscheint.

Weil in Mitteldeutschland die widersprechendsten Charakterzüge des deutschen Volkslebens zusammengedrängt und untereinander gemengt sind, so liegt die Versuchung nahe, diese bunte Encyklopädie unserer Gesellschaft für die bürgerliche Gesellschaft von ganz Deutschland zu nehmen. In diesem einseitigen Verfahren sind sehr viele ehrlich liberale Politiker befangen. Dasselbe gewinnt um so mehr den Schein für sich, als in der That eine große und reiche Periode unseres nationalen Lebens noch nicht weit hinter uns liegt, in welcher unsere ganze literarische Bildung wesentlich von denselben Elementen durchdrungen und getragen war, welche auch das mitteldeutsche Volksleben tragen und durchdringen. Der Humanismus, der die religiösen Gegensätze verwischt oder ignorirt, die Standesunterschiede ausgeglichen denkt und sich um die gewaltigen Trümmer der alten rohen, naturwüchsigen Volksorganismen nicht kümmert, fand seine thatsächliche Bestätigung in den Gesellschaftszuständen der mitteldeutschen Kleinstaaten. Es ist darum auch mehr als eine abgedroschene Phrase, wenn man seiner Zeit das „im Herzen“ Mitteldeutschlands gelegene Weimar das „deutsche Athen“ und Leipzig klein Paris genannt hat. Unsere klassische Literaturepoche gehört vorwiegend Mitteldeutschland an. Wien zählte kaum; Berlin war vor 50 Jahren noch eine Art literarischer Vorstadt von Weimar, Jena, Leipzig, Göttingen und all den andern kleinen Centralpunkten mitteldeutschen Geisteslebens. Selbst in den geistlichen Staaten und den „finsteren Pfaffenstädten“ am Rhein und Main herrschte damals ein Geist des Humanismus, der Aufklärung und des Weltbürgerthums, von welchem man in den uralt freien Marschen der norddeutschen Niederung und in mancher republikanischen Hansestadt wenig oder nichts wußte, und der der weitaus größten Ländermasse des centralisirten deutschen Südens bis auf diese Stunde

fremd geblieben ist. Darum brachte man aber auch bei der Schätzung der geistigen und gesellschaftlichen Nationalzustände diese Barbaren am Meere und im Hochgebirg gar nicht in Rechnung. Trotz seiner politischen Ohnmacht war Mitteldeutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in dem ersten Viertel des 19. tonangebend für die literarische Auffassung und Beurtheilung unseres gesammten socialen Lebens. Der gegenwärtige Kampf über die organische Gliederung oder die Ausebnung der Gesellschaft mit seinen ungeheuren Consequenzen ist ein Kampf des deutschen Nordens und Südens zur Freimachung von der socialen Oberherrschaft Mitteldeutschlands. Vom Norden und Süden, wo noch die großen Wälder, Sümpfe und Berge sind, kam die deutsche Reaction. Ist nicht in Norddeutschland dermalen das Hauptquartier der Junker und Aristokraten, der Männer der ständischen Gliederung, der Frommen und Strenggläubigen, der protestantischen Missionsleute, der Treubündler, der Männer des christlichen Staates? Sitzen nicht im Süden die Ultramontanen, die mönchischen Maler, die Schutzzöllner, die Zunftmänner, die schwarzgelben Monarchisten? In Norddeutschland ist heute noch ein Streit auch der politischen Parteien vorhanden, der sich um große Fragen dreht. In Mitteldeutschland hat man die großen Fragen schon längst mit den kleinen und kleinsten vertauscht. Das Alles wäre nicht so gekommen, wenn die „barbarischen" Hinterländer des deutschen Nordens und Südens nicht gleichsam neu wieder entdeckt worden wären auf der socialen Karte von Deutschland. Wäre die neueste Reaction aus Süden und Norden bloß eine Reaction der Regierungen, der Parteien, oder gar, wie man es gerne darstellt, einer Gruppe von Schulpolitikern gewesen, sie würde ohnmächtig geblieben seyn. Sie war aber zugleich eine Reaction aus dem Volke, eine gesellschaftliche Reaction, und soweit sie das letztere ist, hat sie nicht Verlebtes wieder aufgefrischt, sondern sie sucht Lebendes aber Vergessenes und Zurückgeschobenes wieder zu seinem Rechte zu bringen und bekundet hiermit auch das Wesen eines wirklichen Fortschrittes.

Im Norden wie im Süden Deutschlands hat übrigens die

sociale Centralisirung keineswegs die Vernichtung der berechtigten örtlichen Besonderheiten zur Folge gehabt. Einigung und Uniformität ist zweierlei. Schon die Mannichfaltigkeit der Volksdialecte, die an den Meeresküsten nicht minder groß ist als in den Alpen oder in den Mittelgebirgen, verkündet, daß unser Volksthum noch nirgends uniform geworden ist. Allein die niederdeutschen und oberdeutschen Mundarten haben eine Einheit, die mitteldeutschen keine. Schon in der oberflächlichen Gesammtbezeichnung des „Plattdeutschen," so reich sich auch dasselbe im Einzelnen wieder abstuft, ist der Gedanke eines herrschenden Grunddialects für ganz Niederdeutschland ausgesprochen. Für die obersächsischen, thüringischen, fränkischen, pfälzischen Mundarten Mitteldeutschlands ist eine solche Gesammtbezeichnung gar nicht denkbar, denn sie sind längst zu Mischdialecten des verschiedenartigsten Ursprunges geworden. Es ist mir begegnet, daß man mich um der entschieden rheinfränkischen Färbung meines Dialectes willen in Norddeutschland für einen Oesterreicher hielt, im Süden dagegen für einen ausgemachten Norddeutschen. Dergleichen kann eben nur einem Mitteldeutschen begegnen. Die schwäbischen, bayerischen und österreichischen Mundarten sind für den Poeten noch äußerst bildsam und haben sogar in unserer modernen Literatur sich wieder Geltung verschafft. Dieß ist bei keiner einzigen mitteldeutschen Mundart der Fall gewesen. Ja es hat sich sogar durch die moderne künstlerische Nachahmung und Erweiterung des süddeutschen Volksliedes, durch die schwäbischen Dorfgeschichten und österreichischen Volkspossen eine allgemeine, gleichsam schriftmäßige Form des Schwäbischen, Bayerischen und Oesterreichischen festgestellt, die keiner der hundertfältigen Abstufungen der Dialecte, wie sie in jenen Ländern wirklich gesprochen werden, vollständig entspricht, sondern die höhere Dialecteinheit all dieser örtlichen Schattirungen geradezu literarisch repräsentirt. Die plattdeutschen Mundarten werden auch noch ihre Dichter finden, welche gleich Hebel, Auerbach, Kobell, Gotthelf, Raymund für ganz Deutschland dichten.

Es ist ein wunderbares Ding um diese tiefe, oft den Leuten

ſelber unbewußte Einheit in der bunten Vielgeſtaltung des norddeutſchen und ſüddeutſchen Volkslebens. Der Bewohner der Hochalpenthäler lernt oft ſeine nächſten Nachbarn, die vielleicht nur zwei, drei Stunden Wegs von ihm entfernt ſitzen, niemals kennen, weil ſie in einem andern Thalgefälle wohnen. Er weiß von ihnen nur vom Hörenſagen; ſein eigenes enges Thal iſt und bleibt ſeine ganze Welt. Dennoch würden ſich dieſe Nachbarn, die ſich nie geſehen, ſofort als Brüder und nächſte Landsleute erkennen und begrüßen, wenn ſie ja einmal zuſammenkämen. In einer ihm ſelbſt unbewußten Einheit, nicht der einzelnen Sitten, wohl aber der Geſammtgeſittung, iſt dieſes Naturvolk verbunden. In dieſer äußerlichen Vereinſamung bei innerem Zuſammengehören trifft das Volk zahlreicher abgeſchloſſener Marſchen und abgelegener Inſeln der deutſchen Nordküſten mit den Alpenbewohnern zuſammen. So ſind z. B. die Marſchbewohner des Stade'ſchen Altlandes ein kleines Volk für ſich. Ihre Häuſer kehren eine andere Front der Straße zu, als die aller übrigen Bauern der Elb- und Weſermarſchen. Die Altländer unterſcheiden ſich auf's ſchärfſte in Sitte und Art von ihren unmittelbaren Nachbarn, den Kehdingern, die den Bewohnern des Landes Hadeln verwandt ſind und doch auch von dieſen wieder für den feineren Kenner in hundert Stücken verſchieden. Von der Giebelfirſt des Altländer Hauſes ſchaut das uralte Schwanenzeichen herab, welches ſich auch in Flandern findet, während in den angrenzenden elbaufwärts gelegenen Heideſtrichen das alte Wahrzeichen des Sachſenſtammes, die beiden Pferdeköpfe, an der Giebelſpitze prangt. Allein auch in dieſen Pferdeköpfen ſelbſt ſind wiederum feinere Unterſchiede des Volksthumes angedeutet. Denn bei Lüneburg, Uelzen ꝛc. ſind die beiden Köpfe nach Außen gekehrt, während ſie bei Bremen, Nienburg und ſtromaufwärts bis in Weſtphalen nach Innen ſchauen. Im Altland waren die Rechtsgewohnheiten noch bis in die neueſte Zeit altgermaniſchen Gepräges. Es gab Gräfen, Hauptleute, Vögte, Schöffen, Findungsmänner, es gab ein Gräfding, ein Botding, Jartentage u. ſ. w. Aehnliches finden wir bei vielen andern dieſer kleinen abgeſchloſſenen

Küſtenbezirke, die trotz ihrer eigenſinnigen Beſonderung dennoch in der Geſammtgeſittung einiger zuſammenſtehen, als die zerriſſenen Ländchen des in vollſter Auflöſung der alten Sitte begriffenen Mitteldeutſchlands.

In dem von der Natur wie von der Politik ſo viel vernachläſſigten Pommern machen ſich die verſchiedenen Städtchen in Volksſprüchen und Spitznamen über ihre Armuth gegenſeitig luſtig. Wenn ſich vordem Boote aus Wollin, Cammin oder Gollnow auf der Oder begegneten, ſo eröffneten ſie ein kleines Gefecht mit Waſſerſpritzen gegeneinander und die Wolliner wurden dabei als „Stinkköppe“ begrüßt, die Camminer als „Plunderköppe,“ die Gollnower als „Pomuffelsköppe,“ aber „Plump aus Pommerland“ hält darum doch feſter zuſammen, als die mitteldeutſchen Leute, die großentheils gar nicht den Humor mehr haben, ſich gegenſeitig zu beſpotten. Den Kreiſen Bütow und Rummelsburg ſagt man in Pommern nach, ſie hätten gemeinſam nur eine Lerche, die des Morgens in Bütow, des Nachmittags in Rummelsburg ſänge. „In Pencun hängt de Hunger up'm Tuhn“ (auf dem Zaun). „In Greifswald weht der Wind ſo kalt.“ „Maſſow — was ſo — is ſo — un blüwt ſo.“ „In Nörenberg haben die Krebſe die Mauer abgefreſſen.“ „Jakobshagen, Schaokopshagen.“ „In Ball wohnen die Schelme all.“ „Wer ſienen Puckel will behullen heel, de heed ſich vor Laobs und Strameehl; wer ſienen Puckel will hewwen vull, de goh noah Regenwull.“ Wer dieſe Auswahl von Spottſprüchen, mit denen ſich die kleinen pommer'ſchen Städte gegenſeitig beehren, noch erweitern will, der findet in der trefflichen Schrift von Th. Schmidt in Stettin über „die pommer'ſchen Chauſſeen“ weiteres Material dazu. Ein Volk, welches ſich ſolchergeſtalt noch über ſich ſelbſt luſtig machen kann, muß noch ein kräftiges Volk ſeyn, und ſo lange ſich der kleinſtädtiſche Partikularismus weſentlich in Verſen Luft macht, hat es mit demſelben auch keine Noth.

Der Bewohner einer Marſch heirathet ſo ſelten in eine andere, als der Bewohner eines Hochalpen-Flußgebietes in das andere.

In den abgelegenſten Thalwinkeln des bayeriſch-tiroliſchen Hochgebirgs gibt es noch einzelne Bauernhöfe, die nachweislich ſchon ſeit drei Jahrhunderten ununterbrochen im Beſitze derſelben Familie ſind. Die Abſchließung von der Welt hat der, vielleicht ſehr armen, Bauernfamilie ſolchergeſtalt zwei der wichtigſten ſocialen Attribute des alten grundbeſitzenden Adels geſchaffen: den Stammbaum und das geſchloſſene Familieneigenthum. Das Leben in der gleichen wilden Natur und der Kampf mit derſelben einigt die vereinſamten Siedler in den Bergen, und ſo ſteht der Vorarlberger dem fernab wohnenden Steyermärker weit näher, als der Pfälzer dem ſchwäbiſchen Nachbarn, oder der Rheinfranke dem Thüringer.

Ein merkwürdiges Exempel der von einer höheren Einheit zuſammengehaltenen Beſonderung des norddeutſchen Volksthumes im Gegenſatze zur mitteldeutſchen Zerſplitterung bietet die Inſel Rügen. Betrachtet man die Silhouette der Inſel auf der Landkarte, dieſe ſpinnenartig ausgeſpreizte Zuſammenſetzung von Vorgebirgen, Halbinſeln und Landzungen, deren Kern ſelber wieder von Binnenſeen durchlöchert, dann ſollte man glauben, hier könne nur ein bis zur Zerriſſenheit individualiſirtes Volksthum ſeinen Sitz haben. Wirklich tritt auch die entſchiedene Anlage zu dieſer Zerſplitterung überall hervor. Und doch iſt der Volkscharakter dieſer Inſulaner zugleich wieder in den Hauptzügen auf's ſtraffſte zuſammengehalten und in ſich abgeſchloſſen. Dieſe doppelſeitige Natur macht das Eiland zu einem ethnologiſchen Beobachtungspunkte, der wohl ohne Gleichen in Deutſchland iſt. Wie es beſonders bevorzugte meteorologiſche Stationen gibt, ſo auch ethnologiſche Hauptſtationen, auf denen ſich je ein ſteter Beobachter der Entwickelungen im Volksleben feſtſetzen müßte. Dann könnten aus dem Rapport einer ganzen Kette von Beobachtungen unſere Staatsmänner erſt ungefähr merken, wie ſich in den unteren Regionen Wind und Wetter macht.

Die Bewohner Rügens ſind geographiſch ſo ſtreng gegliedert, daß ſie in der gemeinen Redeweiſe ihre Inſel gar nicht einmal als ein einheitliches Ganze gelten laſſen. Von den Halbinſeln Wittow, Jasmund, Mönchgut, Zudar, ſpricht man hier, als ob das lauter

ſelbſtändige Länder ſeyen. Rügen iſt nur die Bezeichnung für einen kleinen Theil, und wollte man den Namen für die ganze Inſel gebrauchen, ſo würde der gemeine Mann aus dieſer geographiſchen Abſtraction ſo wenig klug werden, wie andere Leute aus der Abſtraction eines Geſammtdeutſchlands.

Der Verkehr zwiſchen den einzelnen Halbinſeln iſt erſtaunlich gering, und auf den beiden verbindenden großen Iſthmen, der „Schabe" und der „ſmalen Haide", hört faſt alle Cultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf ſogenannten Straßen bis über die Knöchel im Dünenſand und Geröll waten, ohne einer ſterblichen Seele zu begegnen. Wie in den Hochalpen ein Felsrücken, ein Gletſcher zwei nachbarliche Thäler wie zwei ferne Welten von einander abſcheidet, ſo halten hier die Landengen die ſelbſtändigen Geſtaltungen des Volkslebens auseinander. Jede Halbinſel hat ihre beſondere Schattirung des Dialects, Mönchgut namentlich ſeine ganz originelle Sprache. Hier herrſcht auch eine beſondere Volkstracht, während ſich ſonſt überall an der Oſtſee bei dem außerdem ſo zäh beharrenden Volke nur kümmerliche Reſte der alten Trachten erhalten haben. Die Leute in dieſen Landen haben wenig Sinn für künſtleriſche Formen und Farben. Frisia non cantat, ſagt man auch auf der andern Seite der ſchleswig-däniſchen Landzunge. Charakteriſtiſch für den farb- und klangloſen Norden iſt bei der Fiſchertracht auf Mönchgut, daß das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe liegt, die als ein wahres sans-couleur, als ein abſcheuliches Gemiſch von Schmutzgrau und Theerbraun ſich darſtellt. Nur die Frauen tragen noch derbe reine Farben an Rock und Mieder. Die Mönchguter haben anderes Herkommen als die Leute von Jasmund, von Wittow. Man ſpricht auf Mönchgut noch von dem Bußplatz der gefallenen Mädchen, von dem Schemel der Wittwen in den Kirchen. Davon weiß man auf andern Theilen der Inſel nichts mehr. So herrſcht hier überall das eigenſinnigſte Sonderthum, aber das Volksleben fällt darum doch nicht auseinander, wie im Binnenland. Das würde nur dann möglich geweſen ſeyn, wenn dieſes ſo reich

individualiſirte Land- nicht eine Inſel wäre, und zwar eine Inſel im Meer.

Was dieſer bunte unruhige Wechſel von Berg und Thal, Feld und Wald, Haideland, Dünenland, Sumpfland, Felsland in der Natur der Eingebornen zerſplittern mochte, das hielt das ringsum fluthende Meer wieder mit ſtarkem Arm zuſammen. Das Meer iſt die oberſte ſocial erhaltende Macht für Rügen. Im Großen wiederholt ſich die gleiche Erſcheinung bei den brittiſchen Inſeln. Das Meer hält Norddeutſchland zuſammen, wie die Hochgebirge den deutſchen Süden. Auf dem feſten Boden ſind die Intereſſen der Küſtenbewohner mannichfach geſtuft und gekreuzt, auf der See ſind ſie gleichartig. Die See erzeugt hier jene Einſeitigkeit, die eine weſentliche Vorbedingung alles Genies iſt, beim Einzelnen wie bei einer Volksperſönlichkeit.

Man ſieht das an dem kleinen Bilde Rügens gar deutlich.

Der Ausfall des Häringsfanges iſt eine „brennende Frage" für die ganze Inſel. Kommen im Frühjahr die Häringe in zahlloſen Schwärmen angeſchwommen, dann ſind die Leute auf Rügen fürs ganze Jahr luſtig, wie die Weinbauern nach einem guten Herbſt. Beide beten um volle Fäſſer, und das volle Häringsfaß läßt ſich ſo wenig mit Sicherheit prophezeihen, wie das volle Weinfaß. Die Rügen'ſche Chronologie zählt nach guten Häringsjahrgängen wie die Rheingau'ſche nach guten Weinjahrgängen. Aber die Olympiaden der guten Häringsjahre ſind glücklicherweiſe nicht ſo lang wie die Olympiaden der guten Weinjahre. Selbſt der Bauer auf Rügen, der keinen Fiſchfang treibt, iſt wenigſtens ſtolz darauf, eine Tonne „ſelbſt eingemachter" Häringe, die er „grün" aufgekauft, im Hauſe zu haben, und ſetzt ſie dem Fremden mit den nämlichen ſelbſtgefälligen Randbemerkungen vor, wie der Weinbauer ſeinen Haustrunk als eigenes Wachsthum.

Die ganze Art der Bildung, der Stoff des Wiſſens, iſt bei dieſen Küſtenbewohnern bedingt durch das Meer. Ein Rügen'ſcher Bauer weiß ſich in der Regel auf einer Landkarte ganz gut zu orientiren. Am Meere fehlt auch dem gemeinen Mann ſelten

einige Anſchauung von den gewöhnlichſten geographiſchen Hülfsmitteln. Ueberdieß braucht der Rügener nur auf den Rugard, das Pehrd oder die Höhenpunkte der Granitz zu ſteigen, ſo hat er ſeine Inſel gleich als Landkarte im Original vor ſich liegen. Zieht dagegen bei abgelegenen ſüddeutſchen Bauern der Wanderer eine Karte aus der Taſche, ſo kann er noch in den Verdacht kommen, ein Hexenmeiſter zu ſeyn, oder ein Beamter, der die Grund- und Hypothekenbücher zu revidiren komme. Von der Bedeutung einer Karte als Reiſehülfsmittel haben dieſe Leute noch keinen Begriff. Die Rügener erſchrecken auch nicht, wenn man ein Fernrohr ans Auge ſetzt, denn ſie halten das Ding nicht, wie ſo oft unſere binnenländiſchen Bauern, für eine Schießwaffe. Daraus aber zu ſchließen, daß dieſes Inſelvolk gebildeter ſey, als das binnenländiſche, wäre ſehr verkehrt. Es beſitzt nur eine Bildung anderer Art.

Dem Küſtenbewohner wird ſeine Intelligenz gleichſam vom Meere an den Strand geworfen; das Meer macht ihn zum Genie der Volksperſönlichkeit, aber nur — weil es ihn zur Einſeitigkeit zwingt. Die Thierfabel der Rügener ſpielt unter den Waſſerthieren wie die Thierfabel der Binnenlandsbewohner unter den Thieren des Waldes. Die Flunder z. B., ein kleiner plattgedrückter, poſſirlicher Fiſch mit zur Seite gezogenem aufgeworfenem Maul, iſt den Rügener Fiſchern der hohle Renommiſt in der Fiſchgeſellſchaft. Als die Flunder den erſten Häring ſah, zog ſie ein ſchiefes Maul und ſagte hochmüthig-ſpöttiſch: „Iſt der Häring auch ein Fiſch?“ Da blieb ihr zum Wahrzeichen ihres Hochmuths für alle Zeiten das Maul ſchief ſtehen. Vielleicht ſchreibt einmal ein Volkspoet an der Oſtſee einen Reinecke Fuchs, der in der Meerestiefe ſeine Ränke und Schliche entfaltet, und Kaulbach zeichnet die Charakterbilder der menſchlich närriſchen Fiſche dazu.

Selbſt die Poeſie des volksthümlichen Sagenſchatzes hat hier ihre lauterſten Heiligthümer in die Tiefe des Meeres verſenkt. Der Nibelungenhort dieſer Oſtſee-Inſulaner iſt Vineta, die verſunkene Stadt an der Küſte von Uſedom, das Traumbild unter

den goldglitzernden Wasserwogen. Wisby auf Gothland, die märchenhafte Trümmerstadt, das skandinavische Pompeji, ist gleichsam ein über den Wellen stehengebliebenes Vineta. Auf Arcona, der am weitesten in die offene See vorgeschobenen Rügen'schen Inselspitze, stand der Tempel Swantowit's, des großen Slavengottes. Der Punkt, wo das Meer, das „alte, ewige, heilige Meer," ringsum brandet, wo die schmale Spitze Landes dem, der lange sinnend über die Fluth hinausschaut, unter den Füßen schwindet, daß er mitten in den Wogen zu stehen vermeint — dieser Punkt und kein anderer mußte das Mekka der Insel seyn. Mir ist die tief-poetische Erzählung des Evangeliums, wie Christus auf dem Meere wandelt, nie großartiger und so ganz in ihrer anschaulichen und plastischen Fülle erschienen, als hier auf der Tempelstätte des Swantowit. Wäre ich Pastor auf Rügen, ich würde dem Inselvolk fleißig über diese Pericope predigen. Saxo Grammaticus beschreibt den vierköpfigen Götzen Swantowit. Die Gesichtszüge waren ernst und tiefsinnig, der Bart herabhängend, die Haare nach Art der Wenden gescheitelt. Das gestrehlt herabhängende Haar zeichnet heute noch die Fischer auf Rügen aus. Statt die Haare aus der Stirn zu streichen, lassen sie dieselben niederfallen, wie man wohl bei Meergöttern die Blätter des Schilfkranzes über die Stirne niederhängend malt. Die Sitte ist wiederum, wie fast alles auf dieser Insel, vom Meere dictirt; Wasser und Wind sind die einzigen Haarkräusler dieser Leute.

Der ganze Entwicklungsproceß von Rügen ruht gleichsam auf einem fortwährend ausgebeuteten Strandrecht. Nicht bloß „Bildung" wirft den Küstenbewohnern die See aus, nicht bloß Muscheln und verwesenden Seetang, den die Bauern zu wirthschaftlichen Zwecken heimfahren, nicht bloß Quallen und vornehme Badgäste, auch die Granitblöcke, mit denen die Kirchen gefundamentet, die Landstraßen unterbaut sind, wurden in einem großen Weltschiffbruch auf dieses Land geschleudert. Die räthselhaften erratischen Blöcke aus den skandinavischen Gebirgen liegen auf Rügen noch in ungezählter Menge, obgleich doch schon Jahrhunderte an diesem

gefundenen Capital gezehrt haben. Sie ſind vielfach ſo groß, daß man ſie mit Pulver ſprengen muß, um die Bruchſtücke zur weiteren Benützung fortzuſchaffen. Höchſt charakteriſtiſch nehmen ſich dieſe Granitſteine an den Untermauern und Sockeln der zahlreichen gothiſchen Kirchen der Oſtſeeländer aus. In bunter Farbenmiſchung, grün, grau, roth durcheinander, ſind die verſchiedenartigen formloſen Steintrümmer zu einem cyklopiſchen Bau zuſammengeſetzt, wie ſie gerade eine Sündfluth von den Wracks der verſchiedenſten Urgebirgsfelſen abgeriſſen hat. In ſcharfem Gegenſatz erhebt ſich dann darüber der Oberbau aus gleichgeformten, gleichfarbigen Backſteinen. So ſind auch auf Rügen die mannichfaltigſten Steinbrocken, wie man ſie nur aus Dutzenden von Steinbrüchen zuſammentragen könnte, zu buntſcheckigen trockenen Gartenmauern aufgeſchichtet, während überhängende Dornbüſche dieſe Granitmuſterkarte maleriſch bekrönen. Man muß eine von den pommeriſchen, aus Granit gebauten Landſtraßen, die gleich den norwegiſchen, faſt wie aus Eiſen gegoſſen ſind, einmal auf einen Tagemarſch unter den Füßen gehabt haben, um in dem brennenden Schmerz der Sohlen, für welche die granitene Solidität des Guten zu viel iſt, eindringlich belehrt zu werden, welch königliches Geſchenk das Meer dem ſteinloſen Flachland mit dieſen geſtrandeten Steinblöcken gemacht hat. So muß das Strandrecht den Oſtſeevölkern wohl als das erſte Naturrecht erſchienen ſeyn, und es iſt kein Wunder, daß ſie ſich Angeſichts ihrer Kirchen, ihrer Straßen, ihrer Gartenmauern, ſo ſchwer von ſeiner Unmenſchlichkeit überzeugen konnten.

Häufig wird der Wanderer in den abgelegenen Dörfern und Gehöften Rügens mit der Frage empfangen: Wie ſieht es in der Welt aus? Die Frage iſt ſehr ernſtlich gemeint. Ein alter Häringsfiſcher auf Mönchgut, dem abgeſchloſſenſten Winkel der ganzen Inſel, der dieſelbe Frage im Herbſte 1851 an mich richtete, hatte natürlich von dem damaligen politiſchen „Ausſehn der Welt“ nicht die dunkelſte Ahnung; nur eines intereſſirte ihn: ob die Franzoſen wieder losgeſchlagen hätten oder ob es bald geſchehen werde? Sein ganzes Wiſſen von der europäiſchen Politik beſchränkte ſich auf den einzigen

Gedanken, daß, zeitungsmäßig gesprochen, Frankreich der europäische Revolutionsherd sey. Die „Revue des deux Mondes" hatte zur selben Zeit diese Auffassung als ein künstliches Werk der europäischen Reaction bezeichnet. Aber sie ist in Deutschland eine tief im Volk gewurzelte, ein wirklicher Volksglauben, oder nach Umständen ein Volksaberglauben. Dieser Häringsfischer an den entlegensten Nordostmarken unseres Vaterlandes, der von der ganzen außerrügen'schen Welt nichts weiß, der von dem Lande Frankreich gewiß höchst abenteuerliche Begriffe hat, ist von der europäischen Reaction in Petersburg, Wien und Berlin vermuthlich nicht bearbeitet worden, und doch wurzelt jener Gedanke als ein Glaubenssatz in seiner Ueberzeugung. Und der gemeine Mann in ganz Deutschland schwört auf denselben Glauben. Ein solcher allgemeiner Volksglaube steht aber nie ganz in der Luft.

Demselben Mann erzählte ich von Süddeutschland — es war ihm ein weit fremderes Land als das revolutionäre Frankreich seiner Phantasie. Ich schilderte ihm die Hochgebirge, die Gletscher und den ewigen Schnee — und nahm dabei wohl wahr, daß er mich im Stillen für einen Aufschneider hielt. Ich sprach ihm von den reißenden Gießbächen, im Gegensatz zu den zahmen, schleichenden Sumpfgräben der Insel und des Küstenlandes, von den verheerenden Ueberschwemmungen, die wir dort bei dem kleinsten Bache zu gewärtigen hätten, während die Leute hier, umringt von der unermeßlichen Fluth des Meeres, sicher vor dem Wasser wohnten, von Hagelschlag und Gewittern, die im Binnenland so furchtbaren Schaden anrichteten, während es hier eine wahre Rarität ist, wenn es einmal donnert, und fügte hinzu, wie bei den vorsorglichen Schwaben schier auf jedem Gartenhäuschen ein Blitzableiter stecke, da doch an diesen flachen Meeresküsten die höchsten Thürme, Fabrikschornsteine und Paläste meist schutzlos und ungefährdet zum Himmel ragten. Dem zweifelnden Alten gegenüber mochten sich diese meine höchst einfachen Schilderungen fast wie die Reiseberichte des Shakspeare'schen Othello ausnehmen:

„Wo's von gewalt'gen Höhlen, todten Wüſten,
Von Brüchen, Felſen, himmelhohen Bergen
Zu reden im Verlauf der Dinge galt,
Von Kannibalen, die einander freſſen,
Antropophagen, Leuten, deren Kopf
Hervorwächst unterm Arm" — —.

Aber der Eindruck bei dem Alten ſchlug völlig um, als ich ihm die bäuerlichen Verhältniſſe im Innern Deutſchlands darſtellte. Ich erzählte ihm von der unbegrenzten Theilbarkeit der Güter, die dort alljährlich Tauſende von kerngeſunden, arbeitsfähigen Bettlern in's Land ſetze, während man auf Rügen nur Krüppel und Lahme betteln ſehe. Ich machte ihm anſchaulich, wie dort die Morgenzahl der einzelnen Bauerngüter in derſelben Proportion abnehme, in welcher die Zahl dieſer kleinen im Elende freien Gutsbeſitzer wachſe. Ich führte ihm als Exempel die mir genauer bekannte Lage von ſechs zu einer gemeinſamen Herrſchaft gehörigen Dörfern im Hohenzollern'ſchen an. Dort hatten vor 40 Jahren noch 77 Hofbauern geſeſſen, deren Güter je über hundert Morgen umfaßten, während jetzt in allen ſechs Ortſchaften kein einziger Bauer mehr hundert Morgen beſitzt. Das erklärt ſich leicht, denn jetzt müſſen ſich 5000 Menſchen in denſelben Gütercomplex theilen, worein ſich damals nur 3000 getheilt hatten. Vor vierzig Jahren gab es in dieſen 6 Dörfern 360 Pferde, jetzt gibt es noch 60, früher waren dort 830 Zugochſen vorhanden — jetzt beſitzen die dortigen Bauern gar keinen mehr und pflügen mit den Kühen. Wollte man vordem in Mitteldeutſchland einem recht armſeligen Bauern einen Schimpfnamen aufheften, ſo nannte man ihn einen „Kuhbauern," d. h. einen Bauern, der ſo heruntergekommen iſt, daß er mit den Milchkühen pflügt und dieſe im Zug abmelkt. Bald wird dieſer Schimpfname ein prahleriſcher Ehrentitel geworden ſeyn, denn ſchon beginnt man da und dort auf den winzig zuſammengeſchrumpften Bauerngütern die ganze Ernte mit Menſchenhänden nach Hauſe zu ſchaffen, und wer es noch mit einer Kuh kann, der gilt ſo viel als weiland ein zweiſpänniger Pferdebauer. Ich bat den Häringsfiſcher, nun einen

Vergleich mit seiner heimathlichen Insel zu ziehen, wo der Ueberschuß der jungen Mannschaft, statt das väterliche Gut zu zerfetzen, hinaus aufs Meer geht und — oft genug auf englischen Schiffen unter der Firma eines „dänischen" Matrosen — den Engländern Respect vor der Seetüchtigkeit des Volkes an der Ostsee beibringt, mit seiner Insel, wo die bäuerliche Abgeschlossenheit so schroff ist, daß die Mönchguter nicht einmal von einem andern Theil Rügens sich eine Frau holen und so „auswärtige" Familien in ihren väterlichen Gutsbesitz hineinziehen mögen. Als der Alte das gehört, da begann er meinen vorhergegangenen Schilderungen einer großartigen Berg- und Flußnatur, für die ihm seine Hügel und Bäche keinen Maßstab abgegeben, Glauben beizumessen, und meinte: so etwas Schlimmes müsse freilich bei unserem Land dahinterstecken; gleich als wäre der Gedanke des Dichters in ihm aufgestiegen, daß es auch Länder gebe, die zu schön sind, als daß dort die Menschen glücklich seyn könnten!

Der unvertilgbare Heimathstolz des Norddeutschen und Süddeutschen hängt sich bei dem naiven Mann aus dem Volke jetzt vielleicht an allerlei wunderliche Kleinigkeiten. Er hat aber seine tiefe historische Wurzel. Süddeutschland hatte seit uralten Tagen bis gegen die neue Zeit den stählenden Kampf mit Hunnen, Magyaren und Türken zu bestehen, Norddeutschland mit den Normannen und den slavischen und skandinavischen Grenznachbarn. Süddeutschland drang colonisirend in den Donauländern vor, und es ist seine Ehre, wenn man in Ungarn heute noch jeden Deutschen einen Schwaben heißt; Norddeutschland colonisirte die Ostseeländer. Mitteldeutschland hat nichts colonisirt, es ist ihm vielmehr ein Theil seiner besten Gaue bald vorübergehend, bald für die Dauer von den Franzosen abgenommen worden. Das Ausland unterscheidet darum vorwiegend auch nur Nord- und Süddeutschland. Die Mitteldeutschen blieben seit Jahrhunderten in ihrem engsten politischen Kleinleben sitzen, entwickelten sich freilich im geistigen Leben zu Zeiten desto reicher und freier, lebten sich aber auch rascher aus. Nur Norddeutschland und Süddeutschland hat in neuerer Zeit an der

europäiſchen Politik theilgenommen, und gerade um die Kraft unſerer beiden mächtigſten Ländermaſſen zu brechen, war es, daß Napoleon einen politiſch von beiden losgelösten mitteldeutſchen Staatenkörper nach eigener Phantaſie ſchaffen wollte.

Es iſt ein hiſtoriſcher Zug bei den kleinen Bauern Mitteldeutſchlands, daß ſie ſich, namentlich in Gegenden, wo früher der ſchwerſte feudale Druck auf ihnen gelaſtet, dem ſtädtiſchen Fremden gegenüber faſt immer für geplagter und gedrückter ausgeben als ſie wirklich ſind, während umgekehrt die Bauern in den uralt freien Gegenden des Nordens, oder aus den Hochgebirgen des Südens, wo die Wildniß den Mann frei macht, gern mit ihrem Wohlſtand und Behagen oder mit der Pracht und Herrlichkeit ihres Landes renommiren. Der reiche Bauer aus den Marſchen kommt freilich in verdächtig abgeſchabten Mancheſterhoſen nach Hamburg, er läßt es aber mit um ſo größerem Stolze merken, wie viele ſchwere Thaler in den Taſchen dieſer Hoſen zuſammenklingen, und der arme Senner und Alpenhirte, dem Ihr alle Vorzüge Mitteldeutſchlands preist, glaubt Euch doch zuletzt mit der einzigen Bemerkung aus dem Felde zu ſchlagen, daß es dort ja nicht einmal Gemſen gebe. In Norddeutſchland gibt es noch einen einflußreichen grundbeſitzenden Adel, es gibt daneben auch noch ein „Junkerthum.“ In Mitteldeutſchland gibt es kein eigentliches Junkerthum mehr, weil der Adel größtentheils zerfahren iſt gleich dem übrigen Volke. Dafür herrſcht aber der Jude, derſelbe kleine Jude, den der Adel zur Zeit ſeines entſchiedenſten Abfalles von ſich ſelbſt in's Land rief und hegte, in den mitteldeutſchen Dörfern, und der Bauer hat bereits zahlloſe Züge von der Art dieſes kleinen hauſirenden Juden in ſeine eigene hinübergenommen.

So beſitzt auch der geringe Jude auf dem Lande meiſt eine wahre Kunſt, ſich angeſichts der Gojim recht elend und armſelig darzuſtellen; er trägt abſichtlich einen verſchabten Rock, und wenn ihn kein Menſch arm nennt, dann nennt er ſich ſelber ſo, während andererſeits die vornehmen ſtädtiſchen Juden ihren Reichthum in der Regel um ſo beſſer zur Schau zu tragen wiſſen. Bei den

kleinen Bauern wie bei den kleinen Juden ſpukt nämlich die dunkle Reminiscenz mittelalterlicher Zuſtände, denen gemäß ein Mächtigerer ſie gebrandſchatzt und geplündert haben würde, wofern ihr wahrer Beſitz ruchtbar geworden wäre.

Die Erkenntniß des Unterſchiedes unſerer großen ſocial centraliſirten Ländermaſſen und der individualiſirten mitteldeutſchen Gaue iſt für die Lehre von der bürgerlichen Geſellſchaft von größter Wichtigkeit. Was hier bei der Unterſuchung des Verhältniſſes von Land und Leuten in ſeine geographiſche Beſonderungen zerlegt erſcheint, das ſoll in einem Grundriß der bürgerlichen Geſellſchaft von Deutſchland wieder zu ſeiner principiellen Einheit zuſammengefaßt werden. Es gilt dann aus den hier geſchilderten örtlichen Gliederungen und Bruchſtücken des Volkslebens in Deutſchland die idealen Gruppen des deutſchen Bürgers, des deutſchen Bauern ꝛc. in ihrer Allgemeinheit zu abſtrahiren. Dieſe allgemeinen Züge der deutſchen Geſellſchaftsgruppen werden aber ſo ſelten richtig erfaßt, weil man die örtlichen Beſonderungen und Zufälligkeiten vorher nicht beſtimmt genug als ſolche erkannt hat, und darum ſie ſelber wieder je nach perſönlicher Neigung oder politiſcher Parteimeinung für das Ganze nimmt. Ich wurde deſſen recht deutlich inne, als ich die vielfältigen Urtheile, welche mein Buch über „die bürgerliche Geſellſchaft" veranlaßte, im Geiſte zuſammenſtellte. Was man vom nord- oder ſüddeutſchen Localſtandpunkte als allgemein treffend und wahr in den Schilderungen erkannte, glaubte man häufig in der Anſchauung der Mitteldeutſchen für einſeitig und irrig erklären zu müſſen und umgekehrt. Gerade durch dieſe ſich kreuzenden Urtheile aber kam ich zu der beruhigenden Ueberzeugung, daß ich im Allgemeinen beiläufig das Richtige getroffen haben müſſe. Ich ſah aber auch ein, wie nothwendig es ſey, ſich über die örtlichen Beſonderungen und ihr Verhältniß zu dem aus ihnen geſchöpften Geſammtbild der bürgerlichen Geſellſchaft klar zu werden, und ſo entſtanden dieſe Unterſuchungen über Land und Leute als die nothwendigen Prolegomena zu dem Buche von der bürgerlichen Geſellſchaft.

Bei den centraliſirten Volksmaſſen des deutſchen Nordens und

Südens, denen vorwiegend die Gegenwart und die nächste Zukunft gehört, brechen auch alle ſociale Bewegungen mit um ſo größerer Energie und Einſeitigkeit hervor. Man muß ſich aber dadurch ebenſowenig verführen laſſen, dieſe kräftigen Einſeitigkeiten dem Ganzen unterzuſchieben, als man dieß früher bei der bunten encyklopädiſchen Mannichfaltigkeit, den Vermittelungen und Uebergängungen, bei der Auflöſung und Vertuſchung der ſchroffen Gegenſätze deutſcher Art und Sitte im mitteldeutſchen Volksthum hätte thun dürfen.

In den folgenden drei Kapiteln ſuchte ich nun die Aufgabe durchzuführen, zuerſt ein recht in's Einzelne ausgemaltes Bild des Volkslebens eines ächt mitteldeutſchen Gaues aufzurollen, dann demſelben ein ſtark abſtechendes Gegenſtück aus einer centraliſirten ſüddeutſchen Landſchaft zur Seite zu ſtellen, und dabei möglichſt fleißig die Parallele mit dem centraliſirten Land im Norden zu ziehen. Zum dritten aber gebe ich die Skizze einer Gruppe von Gegenden, bei welchen der Kampf des norddeutſchen Küſtenbewohners und des ſüddeutſchen Hochgebirgsvolkes mit der Unwirthlichkeit des Bodens, mit der Wildniß und den feindſeligen Elementargewalten in die friedlich anmuthigen Gebirge Mitteldeutſchlands hineingeſchoben erſcheint und im Verein mit dem eigenthümlichen Culturverhältniſſe dieſer Gaue die merkwürdigſten Uebergangsgebilde des Volkslebens erzeugt hat.

V.

Individualisirtes Land.

Zwei der derbſten Gegenſätze deutſcher Volksindividualität ſollen hier als ein Exempel aller verwandten Volksgruppen neben einander geſtellt werden: die Rheingauer als die originellſten Vertreter des zerſplitterten mitteldeutſchen Volkslebens und die Südbayern als ächte Stammhalter des nach breiten Maſſen entfalteten ſüddeutſchen Volksthumes. Ein armes Volk und ein reiches. Aber in dem Bilde des armen Volkes wird ein heiterer, ein humoriſtiſcher Grundzug überall hervorlugen, wie in dem Conterfei des reichen ein melancholiſcher. Und das arme Volk wohnt in dem reichen Winkel der alten goldenen Pfaffengaſſe, am Rheinſtrom, und das reiche auf den armen öden Hochflächen und Vorbergen Rhätiens! Treten wir zuerſt zu dem armen Volk im reichen Lande.

Es iſt ein altes Lied, daß der Rheingau kranke an einſeitiger Uebercultur, denn es wird bereits ſeit dem 15. Jahrhundert geſungen. Schon damals ſtanden Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht in keinem Verhältniſſe mehr zu dem Uebermaß der Weingärten, ſchon damals war der Weinbau eine Manie geworden, und das Volk verarmte und verdarb, weil es von der fixen Idee nicht laſſen konnte, daß aus jeder Scholle Landes ein Weinbrunnen rinnen müſſe.

Wir haben hier eine ganze Bevölkerung vor uns, welche jenes ſociale Elend, das uns ein modernes dünkt, bereits ſeit Jahrhunderten ausſtudirt hat, ein Bauernland, welches ſchon ſeit vielen Menſchenaltern gerade den Fluch am ſchwerſten trägt, den man ſonſt von den bäuerlichen Gegenden am meiſten weggenommen wähnt, den Fluch des Mißverhältniſſes zwiſchen der Rente des Kapitals und dem Lohn der Arbeit. Wie jetzt der rheingauiſche Winzer nach

Nordamerika und Australien auswandert, um zu versuchen, ob er dort leichteren Herzens die Frucht seines Weinstockes brechen könne, so ist er schon im 12. und 13. Jahrhundert nach Sachsen und Hessen, ja nach Brandenburg und Pommern hinausgezogen, wo er Weinbaucolonien gründete, die freilich längst zu Grunde gegangen sind. Aber bestehen blieb der Weltruf, welchen diese Auswanderer den Producten ihres heimathlichen Bodens gewannen und die Absatzwege, welche durch sie denselben geöffnet wurden.

Die Uebercultur bedrängt schon seit unvordenklichen Tagen diesen Landstrich. Aber erst in neuester Zeit ließen sich die Bewohner durch die bitterste Noth zwingen, hier und da zu einfacheren, gröberen Formen des Anbaues zurückzukehren und zu dem Weine sich auch ein Stück Brod zu suchen. Im Namen der höheren Cultur rodet man Weinberge zu Kartoffeläckern und Kornfeldern um, und freut sich des Gewinnes, als ob man eine Wüstung gerodet hätte. Wenn man sonst im Rheingau einen Mann als recht nachlässigen, lüderlichen Wirthschafter bezeichnen wollte, so sagte man von ihm: „Er pflügt seinen Weinberg.“ Jetzt hat das Pflügen des Weinberges aufgehört eine Barbarei zu seyn, denn aus den Furchen des Pfluges wächst doch vielfach da ein gewisses Stück Brod, wo vordem aus dem müheseligen Häufelwerk der Weinbergshaue nur der gewisse Bankerott aufgesproßt war. Der Viehstand der meisten Weinbauern war bisher viel zu klein — nicht erst seit gestern, sondern bereits seit Jahrhunderten — und doch beginnt man jetzt erst den Zauberkreis der Weinberge zu durchbrechen und prosaische Kleeäcker und Wiesengründe anzulegen.

Gleich hinter dem Johannisberg wurde im Spätsommer 1850 der Wanderer durch den Anblick eines weitgedehnten Berghanges überrascht, auf welchem sich tausende von kleinen qualmenden Feuern aneinander reiheten, zur Nachtzeit anzuschauen, als habe hier ein Kriegsheer sein Lager aufgeschlagen, während sie bei Tag dem von der Höhe Herabsteigenden das ganze Rheinthal in die dichteste Rauchhülle versenkten. Es war dieß ein großartiges Rodungsfeuer, welches die auf kleine Pyramiden gehäuften Rasenstücke sammt dem

endloſen Wurzelwerk eines buſchigen Waldbodens verzehren und ſo die Fläche zum erſten Umbruch fruchtbar machen ſollte, ein Rodungsfeuer, nicht, wie in Amerika, wider die uralte Wildniß gerichtet, ſondern wider das Elend der Uebercultur, wie es in den angrenzenden königlichen Rebenhügeln des Johannisberges unter goldgleißender Hülle ſich verbirgt. Die alten Rheingauer würden ſich alleſammt im Grabe umdrehen, wenn ſie erführen, daß man Anno 1850 an den Grenzfurchen des Johannisberges neue — Kartoffeläcker angelegt. Und doch iſt es wirklich ſo geſchehen!

Drei ehemalige geiſtliche Fürſtenthümer ſtoßen am Mittelrheine zuſammen: Würzburg, Kurmainz und Kurtrier. Im Rhein-, Main- und Moſelthale fielen die köſtlichſten Weinlagen in ihre Gebiete. Dieſer von Südoſt nach Nordweſt weithin geſtreckte Ländercomplex bildet den eigentlichen Kern des weſtlichen Mitteldeutſchlands. Hier iſt ſeit Jahrhunderten der Ackerbau ſelbſt eine Luxusinduſtrie geworden; der Winzer ſpeculirte im Mittelalter ſchon auf die Schwelgerei der zahlreichen Fürſten und Edeln, die ſich hier ringsum zu Dutzenden angeſiedelt hatten, und auf die durſtigen Kehlen in den reichen norddeutſchen Handelsſtädten. Kam die Zeit der Noth, dann brauchte Niemand mehr feinen Rheinwein zu trinken und der Weinbauer trank ſich an ſeinem eigenen Gewächs zum Lumpen. Reiche und arme Leute gibt's in dieſen geſegneten Gauen des Mittelrheins und ſeiner Seitenthäler ſeit uralten Tagen, aber keinen feſten Mittelſtand. Hier iſt für Deutſchland eine der Stammburgen des vierten Standes. Der Weinbau ſetzte bereits das ganze Elend des induſtriellen Proletariates in die Welt, als es noch gar keine moderne Induſtrie gab. Dem traubenreichen Maingrund zur Seite aber liegt auf würzburgiſchem und kurmainziſchem Gebiete Rhön und Speſſart mit ihrer verkümmerten Bevölkerung, dem üppigen Rheingau zur Seite im Taunus der Hungerbezirk des ehemaligen kurmainziſchen Amtes Königſtein, und an die Weinthäler Kurtriers grenzt der arme trier'ſche Antheil des Weſterwaldes und die noch viel ärmere Eifel und der Hunsrück. So haben wir hier in den Thälern den Humor und auf den Bergen die Tragik des Elendes

beisammen. Der eigentliche Mittel- und Knotenpunkt dieser merkwürdigen Ländergruppe ist unser Rheingau.

Kein dem Luxus dienender Industriezweig erholte sich langsamer von den Erschütterungen der letzten Jahre als die höhere Weincultur. Bei der nassauischen Domanialweinversteigerung von 1850 fiel der höchste Preis einem Stück Hochheimer Dombechantei 1846ger zu, welches nur mit 5000 fl. bezahlt wurde. Drei Jahre früher wären für ein Stück solchen Weines vielleicht 12 bis 14,000 fl. gegeben worden! Seltene, ganz alte Cabinetsweine aus den besten Jahrgängen des 18. Jahrhunderts, die man vor noch nicht langer Zeit zu enormen Preisen verkaufte, sinken immer tiefer im Werth. Wenn jetzt so viele Hunderte für derlei Seltenheiten gelöst werden, als wohl Tausende im Laufe der Zeit für sie aufgewandt wurden, dann ist der Handel am Ende noch nicht schlecht gewesen. Merkwürdig schnell ist die frühere Vorliebe für den alten Wein geschwunden und der junge gleich einseitig in Mode gekommen. Dieser Wandel im Weingeschmack ist dem des geistigen Geschmackes nicht unähnlich. Die alten Weine sind schwer, kräftig, aber auch herb, rauh und ohne den prickelnden Reiz des feinen, modernen Aroma's; es steckt nicht solche Technik kunstreicher Behandlung in ihnen, wie in den jungen. Nur in dem aristokratischen England erfreut sich der alte Rheinwein in Flaschen, die mit Kellersand bedeckt und mit Spinnweben verziert sind, noch der traditionellen Bevorzugung. Der 42er Wein gilt jetzt am Rheine schon für „alten Wein," dem ächten Zecher ist er bereits „eine Arznei," kein „süffiger Trank" mehr, und nur in den wenigsten Privatkellern lagern noch Vorräthe von demselben. Auch der 46er würde wohl gar gleichfalls nicht mehr jung seyn, wenn seitdem ein anderer ausgezeichneter Jahrgang dagewesen wäre. Der Abt würde sich bei einer neuen Theilung der Erde nicht mehr wie zu Schillers Zeit den „edlen Firnewein" wählen, sondern einen recht jungen, der gerade bis dahin aufgetrunken seyn müßte, wo er firn geworden wäre.

Diese Abhängigkeit der Erwerbsverhältnisse eines ganzen Landstriches von der Mode, von der Laune einer guten oder schlechten

Zeit unterwühlt alle Solidität des ſocialen Lebens. Der kleine Weinzapf wächst in dem Grade, als der größere Handel zuſammenſchrumpft; darum ſchießen jetzt die ſogenannten Strauß- und Heckenwirthſchaften im Rheingau überall wie Pilze auf. Bald wird jeder kleine Bauer Wirthſchaft halten. Der Wein wird ſolchergeſtalt im Trödelhandel verſchleudert, es wird Ausverkauf unter dem Fabrikpreiſe gehalten, damit nur etwas baares Geld herbeikomme. Es ſteckt ein furchtbares Elend hinter dieſen zahlloſen Straußwirthſchaften.

Auf dem jenſeitigen Rheinufer kam es ſchon vor, daß der geringe Wein nicht mehr nach dem Maße, ſondern nach der Trinkzeit ausgeſchenkt wurde: „Eine Stunde zu trinken koſtet 6 Kreuzer; die angefangene Stunde gilt für voll!“ Die Mode wendet ſich von den geringeren Weinen des eigentlichen Rheingaues immer mehr ab; die leichten Pfälzerweine, die minder herben, aber auch matteren Weine des unteren Rheinthales haben die geringen Rheingauer Sorten vielfach aus den Schoppenwirthſchaften der Nachbarländer verdrängt, und dieß beginnt auf die Exiſtenz der kleinen Weinbauern den traurigſten Einfluß zu üben. Zudem hat Preußen ſeinen Weinbau durch einen förmlichen Schutzzoll vor der gefährlichen Nebenbuhlerſchaft der Rheingauer Weine geſichert, indem es von dieſen eine Weinübergangsſteuer erhebt, welche bei den geringeren Sorten einem Einfuhrverbot gleichkommt, und den diesſeitigen Producenten, die ſich keines ſolchen Schutzes erfreuen, den empfindlichſten Nachtheil bringt.

Der Häuſerwerth iſt in den meiſten rheingauiſchen Ortſchaften unglaublich tief geſunken. Häuſer, deren bloße Baukoſten ſich wohl auf 12 bis 14,000 Gulden belaufen haben mögen, ſind, obgleich im beſten Zuſtande, hie und da zu 3 bis 4000 Gulden wieder verkauft worden. Aus ſtattlichen alten Herrenhäuſern, deren Portale mit Wappen und andern Bildwerken geſchmückt ſind, lugen proletariſche Inſaſſen hinter zerbrochenen oder mit Papier verklebten Fenſterſcheiben hervor.

Man hat nach einem zweihundertjährigen Durchſchnitt ausgerechnet, daß im Rheingau auf 20 Jahre 11 geringe Weinjahre kommen — für den größeren Gutsbeſitzer; für den kleinen Bauer

ſind das 11 Noth- und Hungerjahre! In den 9000 Morgen Weingelände des Rheingaues, die dem auf dem Dampfſchiffe vorüberjagenden Touriſten im Rebengrün ſo luſtig entgegenſchauen, wird gar manche bange Hoffnung in jedem Frühling mühſelig eingegraben, und im Herbſt findet ſich's doch, daß mehrentheils nur Hunger und Kummer darinnen aufgewachſen ſey. Mehr als ſieben und eine halbe Million Flaſchen großentheils vortrefflichen Weines erzeugt ein guter Rheingauer Herbſt, aber es ſitzen viel bittere Thränen in dem ſüßen Wein. Das Würfelſpiel der „Weinjahre" iſt die Angſtfrage des Rheingauers. Der fromme Glaube hat nicht umſonſt ſo viele Herrgottsbilder in die Weinberge geſtellt; er läßt ſich den Johanniswein in der Kirche ſegnen, und ſchüttet ihn als den letzten Aufguß zu dem jungen Wein in's Faß, damit gleichſam ein Segen das Faß ſchließe und den edlen Stoff behüte. Der Volksaberglaube iſt in tauſend Formen geſchäftig, er fragt die geheimnißvolle Blüthe des Epheus um Rath über die nächſte Weinernte, und ſucht in den Blumenkelchen der Jerichoroſe die Zukunft des Herbſtes zu leſen. Die Wiſſenſchaft hat ausgerechnet, daß man die Zahl der Wärmegrade einer Sommerperiode in die Zahl der darin gefallenen Regenmenge nach Kubikzollen auf den Quadratfuß dividiren müſſe, um die auf das Moſtgewicht zurückgeführte Weinqualität darnach mit Sicherheit zu beſtimmen, und Jeder kann ſich ſo von der Zeit des Verblühens des Weinſtockes an alltäglich in ſeinem Kalender notiren, um wie viel Grade er zum reichen Beſitz höher aufgeſtiegen, oder um wie viel Kubikzoll er tiefer in Noth und Elend zurückgefallen iſt.

Alle dieſe Vorausbeſtimmungen haben ihren unverſiegbaren Reiz in einem gemeinſamen Punkt — in ihrer Unzuverläſſigkeit. Selbſt wenn der Moſt aus der Kelter rinnt, weiß der Winzer noch nicht ganz, was er an ihm hat. Mancher ſcheinbar geiſtloſe Moſt iſt ſchon mit der Zeit zu einem wahren Genie von einem firnen Wein herangewachſen — ſo ging es z. B. vielfach mit dem 1848er — und umgekehrt offenbart mancher vielverſprechende „federweiße" erſt dann ſeine Flachheit und Mattheit, wenn er ausgegohren. Das

iſt das Geheimniß des Geiſtigen im Wein, ſeines Duftes, ſeiner Würzen, die ſich mit der Moſtwage nicht wägen laſſen, ſo wenig als eines Menſchen Genius, ſeiner „Gähre," die ſich nicht vorherbeſtimmen läßt, ſo wenig als eines Menſchen innerer Entwicklungsgang. Ein Spielball aber für dieſe dunkle Myſtik der Naturkräfte iſt des armen Weinbauern ganze Exiſtenz.

Die alten Rheingauer Kloſterbrüder, welche die beiden dualiſtiſch nebenbuhleriſchen Großmächte des Rheingaues ſchufen, den Steinberg und den Johannisberg, erzielten keine ſo feine Weine als wir, aber ihre Weinbaupolitik war viel feiner als die unſere. Wo die Eberbacher Bernhardinermönche in ihrer bewundernswürdigen Coloniſationspolitik Weinberge anrodeten, da gründeten ſie Höfe, keine Dörfer, da rundeten ſie das Weingut zu großen geſchloſſenen Maſſen ab, ja ſie kauften beſtehende Dörfer an, um alle Bewohner auszutauſchen und zum Frommen einer großartigen Weincultur das Dorf in einen Hof zu verwandeln. So haben ſie binnen 60 Jahren ganz organiſch und allmählich das Dorf Reichardshauſen wieder zu einem Hofe gemacht. Wenn man aber ſchon vor 700 Jahren nur durch arrondirte große Hofgüter den Weinbau fördern konnte, wie will dann vollends jetzt der kleine Weinbauer gegenüber der ungeheuer geſteigerten Concurrenz, gegenüber der zum Aeußerſten getriebenen Verfeinerung der Weincultur mit ſeinen paar Läppchen zerſtückten Landes zurechtkommen?

Der Rheingauer Herbſt iſt nicht mehr das farbenbunte Feſt, wie es in Büchern beſchrieben, in Liedern beſungen iſt, auch in den beſten Jahren nicht, wo der plötzliche reiche Gewinn das Volk ſelber noch zu feſtlicher Stimmung berauſchen mag. In kleineren Weingütern wird in ſchlechten Jahren wohl der ganze Traubenwuchs gegen ein Spottgeld an den Stöcken verkauft, weil der Beſitzer ſich nicht getraut, das Kapital der Erntekoſten hineinzuſtecken. Wenn man dann mit den Weinbeeren der rauheren Lagen, wie der örtliche Kunſtausdruck iſt, „Spatzen ſchießen" kann, mag man wohl das Pulver zu den ſonſtigen herbſtlichen Freudenſchüſſen ſparen. Das „Spätherbſten" iſt ein unberechenbarer techniſcher Fortſchritt; aber es hat den Novemberreif auf das Volksfeſt der Weinleſe

geworfen. In laublosen Weinbergen mit durchweichtem oder halbgefrornem Boden, den aschgrauen Himmel des Vorwinters über sich, vor Kälte zitternd, kann man kein Volksfest im Freien begehen. Als eine halbverklungene Mähr aus schönerer Zeit hat sich das Andenken an 1811 erhalten, wo, wie die Ueberlieferung alter Winzer lautet, die Zehnterheber in Hemdärmeln unter freiem Himmel den ganzen Tag an den Zehntbütten standen, weil die Oktobersonne noch so gluthheiß stach, daß man den Oberrock selbst ruhig stehend und im Freien nicht ertragen konnte.

Dieses Raffinement des Spätherbstes bezeichnet einen merkwürdigen Gegensatz zwischen den Weinbauern im Rheingau, wohl auch auf der Mosel und der Ahr,* und den Winzern von Württemberg und dem badischen Oberlande. Hier zieht man noch vorwiegend einen „Landwein" einen „Haustrunk," während der Rheingauer seinen Wein fast nur für den Handel baut. Im badischen Oberlande braucht der Winzer Geld zu den Kirmessen, die meist in den Oktober fallen. Also muß im September geherbstet werden. Bekommt er wenig für seinen schlechten Wein, aber das Wenige früh genug, dann ist ihm dieß im Augenblick lieber, als ob er nach dem Feste das Doppelte löste. Zudem würde der Kirmes der schönste Schmuck fehlen, wenn man keinen „Neuen" zu trinken hätte. Auf diese Art aber kann die Weinernte nur dann einmal recht gut ausfallen, wenn der liebe Gott und die Kirmes sich zufällig in gleicher Zeitrechnung begegnen. Da nun der Mensch eher über die Kirmes gebieten kann als über Regen und Sonnenschein, so wäre es vielleicht gut, wenn man die erstere tiefer in den Spätherbst hineinrückte. Beim warmen Ofen tanzt sich's auch so übel nicht. Man sieht aber aus diesem einzigen Zug, wie die Oberländer noch

* Es ist ein in der Volkssprache bewahrter alter Sprachgebrauch am Mittelrhein bei den kleineren Nebenflüssen den ganzen Gau ihres Gebietes mit „auf" zu bezeichnen; so „auf der Lahn," „auf der Weil," der Sieg u. s. w. Im 14. Jahrhundert schrieb man auch noch „auf dem Rhein" d. h. im Rheinthale, in der Rheingegend, welches man genau unterschied von „an dem Rhein," unmittelbar am Rheinspiegel. So wäre nach damaliger Redeweise z. B. Stuttgart „auf" dem Neckar gelegen, keineswegs aber „an" dem Neckar.

den Weinbau als Nebengeschäft zu ihrer Lust und nach ihrem Behagen betreiben. Im Rheingau ist dieses Behagen und mit ihm die Poesie des Herbstes jener andern Poesie geopfert worden, welche sich im kommenden Jahre auf dem Goldgrund eines aufs höchste veredelten Weines widerspiegelt und jener Prosa, welche bei dem Most, der aus der Kelter rauscht, nur noch die Musik der Thaler hört, die in den zusammengeschrumpften Beutel fallen werden.

Auch die alten sinnigen Herbstbräuche sind im Rheingau in demselben Grade schlafen gegangen als das Spätherbsten überhand nahm. Fast am längsten noch hat sich das uralte Schlußstück dieser Volksfeste erhalten, die sogenannte „Herbstmucke," indem nach vollendeter Lese das schönste Mädchen und der schmuckste Bursche der Gemeinde in buntem Maskenputze zusammen auf das zum letztenmale gefüllte Ladefaß gesetzt und unter Gesang und Musik, von allen Winzern begleitet, in's Dorf gefahren werden.

Das alles findet rasch sein Ende. Ist man doch selbst jener ergötzlichen Satyre auf die Weinbereitung, die unter der Firma des „Zinsweines" im ganzen Rheingau durchgeführt wurde und gleichsam den Humor in der Kelter darstellte, durch landständischen Beschluß zu Leibe gerückt. Der Zinswein ist eine altübliche Naturalleistung des Weinbauern an den Klerus. Es ist aber nur das zu liefernde Quantum vorgeschrieben, nicht die Qualität. Und hierin steckt eben der Humor des Zinsweins. Wenn man mit dem Auskeltern des wirklichen Weines fertig ist, dann wird der Zinswein gemacht. Den bereits ausgepreßten Trestern sucht man durch einen Aufguß gefärbten Wassers, einer nicht bloß metaphorischen, sondern natürlichen Lehmbrühe, oder wenn man recht anständig seyn will, alten sauren Weines und durch abermaliges Zerquetschen den letzten Rest weinartiger Substanz zu entlocken. Das gibt den „Zinswein." Kein Mensch hielt seit unvordenklicher Zeit dieses Verfahren für eine Fälschung; die ehrbarsten Leute erzeugten den Zinswein auf die beschriebene Weise, und die Pfarrer erwarteten nichts besseres. Jede stehende Naturalbesoldung erhöht sich von selber mit dem sinkenden Geldwerth. Dieß hatte man ausgeglichen, indem man

den Zinswein immer um ſo viel ſchlechter machte als das Geld wohlfeiler und alſo der wirkliche Wein theurer geworden war. Die Naturalbeſoldung war daher auf ihrem ſtiftungsmäßigen mittelaltrigen Nominalwerth ſtehen geblieben, denn der Preis des Zinsweines im 19. Jahrhundert ſtimmte auf's intereſſanteſte mit den rheiniſchen Weinpreiſen des 14. Jahrhunderts, wo zu Zeiten das Fuder Wein zwei bis drei Gulden galt. Der Zinswein war eine zur Sitte gewordene Unſitte, eine Fälſchung, die durch ihren hiſtoriſchen Boden ehrlich gemacht, ein Betrug, bei dem Betrüger und Betrogene einverſtanden waren, ſo daß ſchließlich nur der Sprachgebrauch der Betrüger war, indem er dieſe Flüſſigkeit „Wein" taufte.

Das Elend des Weinbaues hat aber doch die Fülle der Lebensluſt nicht vertilgen können, die dem rheingauiſchen Volkscharakter innewohnt. Die Leute vertrinken ihre Noth; denn je weniger Geld der Weinbauer hat, um ſo mehr hat er ja zu trinken. Den im Weine ſtets neu erblühenden Lebensmuth des Rheingauers hat der Volksmund gar ergötzlich in einer kleinen launigen Hiſtorie veranſchaulicht. Nirgends, ſo erzählt man, legt ſeltener ein Mann Hand an ſich ſelbſt als im Rheingau, beſonders aber iſt es in der ganzen Chronik des Gaues unerhört, daß ein Lebensſatter je die der düſterſten Melancholie eigenthümliche Todesart des Erhenkens gewählt hätte. Nur einmal war ein Rheingauer Mann, der ſich erhängen wollte. All ſein Hab und Gut war zerronnen; das letzte Hausgeräthe hatten ſie ihm gepfändet. Bloß eine halbe Zulaſt Wein hatten die Gläubiger noch im Keller liegen laſſen. Da ging der Mann auf den Speicher, nahm einen neuen Strick, ſtrich ihn mit Oel, damit er beſſer rutſche, drehte eine kunſtvolle Schlinge und ſtellte ſich unter einen Querbalken. Er wollte eben die verhängnißvolle Reiſe antreten, als ihm das halbe Zuläſtchen einfiel, das noch im Keller lag. Nur noch einen einzigen Schluck auf den Weg! Er beſann ſich lange; aber er ſchlich hinunter, nahm den Stechheber und ſteckte ihn zum Spundloch ein, wo man immer den beſten Trunk, ſo recht das edelſte Herzblut des Faſſes, herauszieht, und füllte ſich einen einzigen Schoppen. Und als er den geleert,

fand er, daß der Wein gut ſey und ſetzte den zweiten darauf. Beim dritten kam ihm der Gedanke, wie es doch gar thöricht wäre, noch einen ſo großen Reſt des guten Weines lachenden Erben zu laſſen; darum holte er ſich auch noch den vierten dazu. Als er aber beim ſiebenten Schoppen angekommen war, lupfte er ganz ſacht den Spunden, nahm den neuen geölten Strick, warf ihn zum Spundloch hinein und rief: ſo ertränk' dich ſelbſt, verdammter Strick! Erſt will ich das ganze Faß bis auf den Grund leeren, dann wollen wir ſehen, ob du noch zu brauchen biſt. Als der Mann aber nach einiger Zeit das ganze Faß wirklich ausgetrunken, fand er, daß der Strick nicht mehr zu brauchen ſey. Das war der einzige Rheingauer Mann, der ſich erhenken wollte.

Seit tauſend Jahren iſt das Rheingauer Leben gleichſam in Wein getränkt, es iſt „weingrün" geworden wie die guten alten Fäſſer. Dieß ſchafft ihm ſeine Originalität. Denn es gibt vielerlei Weinland in Deutſchland, aber keines, wo der Wein ſo eins und alles wäre wie im Rheingau. Hier zeigt ſich's, wie „Land und Leute". zuſammenhängen. Der Wein iſt allerwege das Glaubensbekenntniß des Rheingauers. Wie man zu Cromwells Zeit in England den Royaliſten an der Fleiſchpaſtete, den Papiſten an der Roſinenſuppe, den Atheiſten am Roaſtbeef erkannte, ſo erkennt man ſeit unvordenklicher Zeit den Rheingauer an der Weinflaſche.

Man erzählt ſich im Rheingau von Müttern, die ihren neugebornen Kindern als erſte Nahrung ein Löffelchen guten alten Weines einſchütteten, um ihnen gleich in der Wiege den Stempel der Heimath aufzuprägen. Ein tüchtiger „Brenner," wie man am Rhein den vollendeten Zecher nennt, trinkt alltäglich ſeine ſieben Flaſchen, wird ſteinalt dabei, iſt ſehr ſelten betrunken und höchſtens durch eine rothe Naſe ausgezeichnet. Die Charakterköpfe der gepichten Trinker, der haarſpaltenden Weingelehrten und Weinkenner, die übrigens doch alleſammt mit verbundenen Augen durch die bloße Zunge noch nicht rothen Wein vom weißen unterſcheiden können, der Weinpropheten, der Probenfahrer, die von einer Weinverſteigerung zur andern bummeln, um ſich an den Proben gratis ſatt

zu trinken, finden ſich wohl nirgend anders in ſo friſcher Originalität als im Rheingau. Alle dieſe Charakterköpfe in ihren unzähligen Spielarten zu Gruppen von „Weinproben" u. dgl. zuſammengefaßt, ſcheinen, gleich den Matroſenkneipen bei den alten Holländern, ein ſtehendes Thema in unſerer modernen Genremalerei werden zu wollen.

Die Chronologie des Rheingauers theilt ſich nicht ab nach gewöhnlichen Kalenderjahren, ſondern nach Weinjahren. Leider fällt die übliche Zeitrechnung, welche von einem ausgezeichneten Jahrgang zum andern zählt, ſo ziemlich mit der griechiſchen Rechnung nach Olympiaden zuſammen.

Die ganze Redeweiſe des Rheingauers iſt geſpickt mit originellen Ausdrücken, die auf den Weinbau zurückweiſen. Man könnte ein kleines Lexikon mit denſelben füllen. Mehrere der landesüblichen ſchmückenden Beiwörter des Weines ſind ein Gedicht aus dem Volksmunde, in ein einziges Wort zuſammengedrängt. So ſagt man gar ſchön von einem recht harmoniſch edlen firnen Trank: „es iſt Muſik in dem Wein;" ein guter alter Wein iſt ein „Chryſam," ein geweihetes Salböl. Die „Blume," das „Bouquet" des Weines ſind aus urſprünglich örtlichen Ausdrücken bereits allgemein deutſche geworden. An ſolch prächtigen poetiſchen Bezeichnungen für ſeinen Wein iſt der Rheingauer ſo reich wie der Araber an dichteriſchen Beiwörtern für ſein edles Roß.

Aber nicht minderen Ueberfluß hat des Rheingauers Wortſchatz an ſpöttiſchen Geißelwörtern für den ſchlechten aus der Art geſchlagenen Wein, in denen ſich der rheiniſche Humor gar luſtig ſpiegelt. Im Mittelalter iſt der ſchlechte, ſaure Wein, „davon die Quart nicht ganz drei Heller galt," am Rhein „Rathsmann" geheißen worden, aber wohl ſchwerlich aus dem unſchuldigen Grunde, den ein ſpäterer Chroniſt angibt, wenn er meint: „denn wie viel man deſſen trank, ließ er doch den Mann bei Verſtand, gleichwie alle Rathsleut verſtändig ſeyn ſollen." Maleriſch anſchaulich iſt die neuere rheingauiſche Bezeichnung als „Dreimännerwein," welcher nur dergeſtalt getrunken werden kann, daß zwei Männer den Trinker

feſthalten, damit ihm ein dritter das edle Naß in die Kehle gießen könne. Muſikaliſch anſchaulich klingt der dröhnende „Rambaß" für den groben, rohen Polterer unter den Weinen. Des Dreimännerweines leiblicher Bruder iſt der „Strumpfwein," ein Geſell von ſo ſauern Mienen, daß bei ſeinem bloßen Anblick die größten Löcher in den Strümpfen ſich von ſelber zuſammenziehen. Der leichte, flaue, milde, charakterloſe Wein, der Philiſter unter den Weinen, den man täglich wie Waſſer trinkt, läuft als „Flöhpeter" mit. Dem oberdeutſchen „Batzenwein" entſpricht der rheingauiſche „Groſchenburger," als der hervorragendſte Repräſentant ſämmtlicher „Kutſcherweine."

Der Rheingau hat bekanntlich auch ſeine eigenen Weinheiligen. Vorab den heiligen Goar, deſſen von Kaiſer Karl geſchenktes Faß ſich immer von ſelbſt füllte und der beſonders reich die Gäſte beſchenkte, welche, wofern ſie vorher die Waſſertaufe empfangen, bei ihm nun auch noch die Weintaufe begehrten. Die Sage vom heiligen Theoneſt, der ſein Märtyrthum beſtand, indem er in lecker Weinkufe längs dem ganzen Rheingau den Rhein hinabſchwamm und dann bei Kaub landete, wo er die erſten Reben pflanzte, ſchließt eine der ſinnigſten Symboliſirungen von all den Martern in ſich, welche die Traube zu beſtehen hat, bis ſie, erſtanden „aus den Todesbanden der Kufe," zum goldenen Weine ſich verklärt.

Wenn der norddeutſche Laſtträger mit einer ſchweren Laſt nicht recht vorwärts kommt und in kleinen Pauſen immer von neuem wieder anſetzen muß, dann kräftigt er ſich zu jedem neuen Anſatz durch einen herzhaften Fluch, und der hilft allemal. Wenn die Rheingauer Küfer ein recht ſchweres Faß aus dem Keller heraufſchroten, daß ſie in Pauſen immer von neuem wieder anſetzen müſſen, dann kräftigen ſie ſich zu jedem neuen Anſatze durch einen herzhaften Trunk Wein, und der hilft auch allemal.

Nicht minder unerſchöpflich als die Poeſie des Weinbergs, aber noch viel weniger ergründet iſt die Poeſie des rheingauiſchen Kellers. Nicht Schloß Johannisberg und Kloſter Eberbach allein haben ihren Wein in prachtvollen Kreuzgewölben lagern, wo der Doppelſchein des gebrochenen Tageslichts und des Lampenſchimmers

so magisch an den Wölbungen widerstrahlt, während schwer lastende Mauerpfeiler die riesig ausgereckten Schatten dazwischen werfen. Das wiederholt sich im Kleinen in Hunderten von alten Privatkellern — stolze unterirdische Prachtbauten in ihrer Art. Füllen sich im Vorwinter die Kellerräume mit den tödtlich betäubenden Dünsten des gährenden jungen Weines, dann werden, wenn man hinuntergehen muß, Feuerbrände von einem Absatz der Kellertreppe zum andern vorgeschoben, und während die dunkle Tiefe von dem grellen Scheine durchzuckt wird, steigt man unter dem Schutz und der Vorhut der reinigenden Flamme mählich zu den Fässern hinab. Dringt im Frühjahr unversehens die Rheinfluth in die weingefüllten Keller, dann fahren die Küfer nicht selten gleich dem heiligen Theoneſt in Weinkufen drunten herum, um die Fässer zu sprießen und solchergestalt am Boden zu befestigen. Aber nicht immer wissen sie sich so geschickt über dem Wasser zu halten wie jener Heilige, was dann die lustigsten Situationen herbeiführt.

So hat sich überall ein Goldfaden der Poesie in das Elend der Rheingauer gewebt. Ueberall wo eine Uebercultur des Bodens stattfindet, wird der Volksschlag prosaisch, mehr noch, wo der proletarische Geist im Gefolge dieser Uebercultur einzieht. Beide Vorbedingungen sind im Rheingau in hohem Grad vorhanden, und doch ist die eigenthümlichste Poesie des Volkscharakters hier gerettet, lediglich durch den göttlichen Humor des Weines, der all die Prosa der mageren Jahre im Volksleben noch immer mit magischem Goldschein durchleuchtet hat.

Der Einfluß der Rebe auf den Einzelnen, der Weincharakter des Individuums, wiederholt sich in den größeren Gruppen des Volkes. Es sitzt auch Politik im Wein. Die Rheingauer versichern wenigstens, daß 1848 ihre ganze Märzrevolution durch den Wein gemacht worden sey. Die essigsaure Gähre des Siebenundvierzigers begünstigte die politische Gährung außerordentlich. Nicht daß er die Leute durch Verzweiflung zur Revolution getrieben hätte. Aber weil er so schlecht war, daß man ihn nicht verkaufen konnte, schenkte man ihn weg, man ließ ihn laufen, und in der Richtung, in

welcher man ihn laufen ließ, durchſäuerte er als ein rechter politiſcher Sauerteig auch das ſüßeſte Gemüth. Der Siebenundvierziger führt bis auf dieſen Tag den Namen „Revolutionswein.“ Obgleich er ſo ſehr ſauer geweſen, obgleich er in Strömen des Ueberfluſſes ausgekeltert war und keine Käufer ſich einfanden, war er doch alsbald faſt ganz verſchwunden aus den Rheingauer Kellern. Die Revolution hat ihn aufgetrunken — bezahlt hat ſie ihn freilich nicht; er war aber auch nichts werth. Wenn der reiche Weinariſtokrat dann und wann eine Viertelohm dem „Volke“ opferte, ſo war damit jedes communiſtiſche Gelüſten eingelullt. Daß der Spender dabei mit „bourgeoismäßigen“ Hintergedanken nur den proletariſchen Siebenundvierziger an die Allgemeinheit hingab, den vornehmen Sechsundvierziger aber für ſich behielt, ſah ihm die rheiniſche Gutmüthigkeit gerne nach.

Der Revolutionswein erzeugte namentlich eine außerordentliche Vorliebe für alle Arten von Wahlhandlungen. Man ging hier und da ſo weit, die heute gewählten Bürgerwehrhauptleute und ähnliche volksthümliche Würdeträger nach 14 Tagen wieder abzuſetzen, und ſo immer weiter, lediglich auf daß es einen friſchen Wahlakt gebe, da doch jeder Neugewählte ſeinen Wählern anſtandshalber ein Fäßchen ſetzen mußte. Das gab dann periodiſch immer wieder ein allgemeines Volksfeſt. Die Fäßchen wurden hinausgerollt auf die Uferwieſen unter die alten Linden- und Ulmengruppen, wie ſie ſo häufig bei den Rheingauer Dörfern ſtehen, zu den Linden, in deren Schatten ſchon die Vorväter Angeſichts des ſtolzen Stromes volksfeſtlich verſammelt geweſen waren, und deren flüſternde Blätter nun ſchon ſeit Jahrhunderten keinen Becherklang mehr belauſcht hatten. Dort zechte dann alles zuſammen und jubelte, Vornehm und Gering, Männer und Weiber und Kinder, und wenn am Abend die ganze Gemeinde bis zu den Schulbuben abwärts angetrunken war, ſo ſtimmte das vollkommen zu dem Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit. Es war doch noch Humor in dieſer Art Revolution zu machen, und iſt wenigſtens eine künſtleriſch anmuthige Erinnerung daran übrig geblieben. Wann wieder einmal die Kunde einer neuen

Welterschütterung von der Seine herüberhallt, dann werden alle Weinfässer in den Rheingauer Kellern vor Schreck erzittern.

Als die nassauischen Soldaten im Sommer 1848 in den schleswig-holsteinischen Krieg zogen und die Mannschaft auf Dampfern den Rheingau entlang schwamm, zogen von allen Ortschaften Nachen mit Wein beladen nach den Schiffen hinüber und brachten den Söhnen des Weinlandes — nicht in armseligen Gläsern, sondern in Achtelohmfässern und wuchtigen Krügen — den Valettrunk auf's Deck. Von dem Ufer zu den Nachen, von den Nachen zu den Dampfschiffen trank man sich herüber und hinüber zu, und das hielt an bis die zögernden Dampfboote die Grenzlinie der ächten Weinregion überschritten hatten. Es war dieß ein ächt Rheingauisches Bild, das man hätte malen können.

Die Rheingauer sind ein Volksschlag, der zuerst in der Schule der Ueppigkeit und des Wohllebens, später aber in der allzustrengen Zucht des Unglückes verdorben worden ist, dem man aber nur ein paar Festtage zu geben braucht, um die guten Seiten seines Charakters wieder hervorzulocken. Ein Volk bildet und veredelt sich überhaupt immer noch eher als der Einzelne im Jubel der Festesfreude; wer das erproben will, der studire die Einzelzüge des Rheingauischen Volkscharakters. Man sagt, der südliche Thalhang des Rheingauer Gebirgs habe die wärmste mittlere Temperatur in ganz Deutschland; man vergleicht den hier breit gestauten, inselgeschmückten Rheinstrom gern mit den italienischen Seen, und die alten Zopfdichter haben den Rheingau stereotyp das „deutsche Italien" genannt. Man muß hinzufügen, daß die Rheingauer derjenige deutsche Volksschlag sind, dessen Charakter wohl am meisten Wahlverwandtschaft mit dem italienischen hat. Als vor einiger Zeit ein Rheingauisches Dorf fast zur Hälfte niederbrannte, half die Mannschaft des nächstgelegenen Städtchens mit so muthigem Eifer löschen, daß die abgebrannten Bauern in der aufwallenden Rührung des Dankes den Nachbarn die Spritze zurückhielten und den Wasserkasten derselben mit Wein füllten. Und nun lagerten sich die beiden Gemeinden auf der rauchenden Brandstätte, sangen und zechten brüderlich, Arm in Arm und

müheten ſich in die Wette die Spritze auszutrinken. Da ſtimmten die Stadtleute in aller Unſchuld das Lied an: „Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen ꝛc.," deſſen Verſe bekanntlich mit dem Rundreim ſchließen: „ach wenn es doch immer ſo blieb'!" Dieſer Rundreim wurmte den Bauern, ſie ſchauten umher auf die Aſche- und Trümmerhaufen, darunter ihre Habe begraben lag und geboten ihren Gäſten einzuhalten mit dem Liede, da ſie keineswegs wollten, daß es immer ſo bleiben ſolle. Dieſe aber meinten, es ſey ein gutes Lied und ſey nicht ſo gemeint, und ſangen weiter. Als aber der Rundreim wiederkam, ſchlugen die Bauern mit Fäuſten d'rein, die Städter gaben es zurück, und ehe noch die Spritze halbleer getrunken war, mußten die großmüthigen Wirthe und die aufopferungsvollen Gäſte ſchon mit blutigen Köpfen auseinander geriſſen werden.

Wäre dieſe Geſchichte nicht wirklich geweſen, ſo bliebe ſie doch wahr; ſie hat ein ſo ächt rheingauiſches Originalcolorit, daß man ſagen kann, ſie müſſe ſich in Zukunft noch zutragen, wenn ſie ſich nicht bereits zugetragen hätte. Aber mit ihrer aus der edelmüthigſten Rührung plötzlich um nichts und wieder nichts jäh zum wildeſten Groll überſpringenden Kataſtrophe könnte ſie eben ſo gut unter Italienern geſchehen ſeyn wie unter Rheingauern. Nur müßte man dann den einzigen Localton herauswiſchen, daß die Leute eine ganze Feuerſpritze voll Wein auf einen Sitz austrinken wollten, denn derſelbe iſt jedenfalls ſpecifiſch germaniſch.

Der Rheingauer iſt leicht empfänglich für jede Art von Anregung und Aufregung, namentlich für politiſche, aber bisher konnte man wahrnehmen, daß dieſelbe immer eben ſo raſch wieder verflog. Der gemeine Mann, der hier durchſchnittlich eher einem verbauerten Städter als einem wirklichen Bauern ähnlich ſieht, hat ein ungleich lebhafteres Temperament als die ſchwerfälligen Kornbauern in ſeiner Nachbarſchaft, ein raſcheres Urtheil, ein höheres Selbſtgefühl und einen gewiſſen Schliff allgemeiner Bildung. Der Wein ſchmeidigt den Volksgeiſt. Aber die Begeiſterung dieſes Volkes gleicht darum auch oft einem Weinrauſche. Als die Leute merkten, daß ſich's in der Revolution zwar recht luſtig gratis zechen laſſe, daß aber die

zahlenden Zecher von außen ausblieben, wurden ſie, die kleinen Weinbauern vorab, praktiſch ſehr reaktionär; theoretiſch gehört dagegen die Oppoſitionsluſt zu den ſtehenden Eigenthümlichkeiten des rheingauiſchen Charakters. Um faſt alle politiſche Bewegungen, von denen die Geſchichte des Rheingaues berichtet, ſpielt ein gewiſſer Zug von Bonhomie. In dem wilden Bauernkriege vergoſſen die Rheingauiſchen Bauern nur Rebenblut und ließen ſich gleichſam beim Faſſe todtſchlagen. Als die ſtreitbaren Bürger von Rauenthal ihrem Landesherrn, dem Kurfürſten von Mainz, grollten, weil er nicht erfüllte, was er ihnen verheißen, kamen ſie viele Jahre lang allabendlich beim Glaſe zuſammen, um ihrem Zorn in recht fürchterlichem Trinken Luft zu machen, und die Sage bezeichnet heute noch die Stube, worin ſie geſeſſen als die „Krawallſtube.“ Das war ihre ganze Empörung. In der erſten Verwirrung des Jahres 1848 fürchtete man für die großen Keller von Johannisberg und Eberbach, worin für Millionen flüſſiges Gold lagert, und ſchickte Bürgerwehrmannſchaften hin, um dieſe Schätze vor räuberiſchen Händen zu bewahren. Der Schutz erwies ſich als ganz überflüſſig. Denn da, wie die Volksſage berichtet, wenigſtens an einem dieſer Plätze der Genius des Ortes dergeſtalt auf die Beſatzung gewirkt haben ſoll, daß die Wachen, die mit dem Gewehr in dem einen und dem Weinkrug in dem andern Arm vor den Kellerthüren ſchilderten, mitunter nicht bloß abgelöst, ſondern auch abgetragen werden mußten, ſo kann es mit den Angriffen theilungsſüchtiger Anarchiſten wohl nicht ſehr ernſtlich gemeint geweſen ſeyn.

Es gibt ganze Bibliotheken von Reiſehandbüchern über den Rheingau, davon gemeiniglich eines dem andern dieſelben breitgetretenen Hiſtorien nachſchreibt. Man notirt jede ſteinerne und hölzerne Staffage der Landſchaft, aber die herrlichſte und eigenſte Staffage, die ſcharf geprägte Charakterfigur dieſes Volksſchlages ſtellt keine dieſer Beſchreibungen in den Vordergrund. Hier zeigt ſich recht die Neuheit des Studiums von „Land und Leuten“: das „Land“ iſt topographiſch ſo ausgebeutet, wie kaum ein anderer Strich in Europa, die „Leute“ überſieht man. Es liegt aber eine

gewiſſe Beruhigung für den gründlicheren Beobachter in dem Umſtand, daß für die allergrößte Mehrzahl von frivolen Touriſten, welche alljährlich kommen, um die Reize des Rheingaues abzugraſen, gerade der feinſte Reiz des Genuſſes, der in der Anſchauung eines originellen Volkslebens liegt, doch ewig verſchloſſen bleibt. So iſt es überhaupt in Deutſchland. Die ſo wunderbar mannichfaltig abgeſtufte Phyſiognomik unſeres Volkslebens harret in ihren Feinheiten und in ihren kleinen Einzelzügen faſt überall noch des Ausdeuters und Zeichners. In den zahlloſen Einzelgruppen, worin ſich unſere Volksſtämme wieder ſpalten, webt eine ſprudelnde Fülle des friſcheſten Lebens, die ſich als der dankbarſte Stoff jedem Beobachter von ſelbſt darbietet, der ſich in liebevoller Hingabe dem Volksleben zu nähern weiß. Die meiſten Reiſeſchriftſteller ſtolpern über dieſen Stoff und merken doch noch nicht einmal, daß er ihnen im Wege gelegen habe.

Der heutige Rheingau hat keine eigentlichen Städte und keine eigentlichen Dörfer. Alle Ortſchaften ſind Mitteldinge zwiſchen beidem. So iſt auch der rheingauiſche Winzer kein eigentlicher Bauer mehr, ob er gleich das Land baut. Andererſeits iſt er aber zum ganzen Bürger auch noch nicht fertig. Dieſe Verwiſchung der natürlichen ſocialen Gegenſätze läßt allemal auf eine Bevölkerung ſchließen, die ihre beſte Kraft bereits in früheren Zeitläuften ausgelebt hat. Auch in dem geſchäftlichen Beruf des Rheingauer Weinproducenten kreuzen und verſchmelzen ſich drei Hauptgruppen menſchlicher Betriebſamkeit: Ackerbau, Induſtrie und Handel. Man kann aber ſagen, daß hier weder im Ackerbau, noch in der Induſtrie, noch im Handel ein rechter Segen wohne, obgleich faſt alle Einwohner Ackerbau, Induſtrie und Handel zugleich betreiben. Es gibt faſt nur ganz reiche und ganz arme Leute, ſehr große Güter, die aber größtentheils auswärtigen Beſitzern gehören, neben einer aufs äußerſte getriebenen Bodenzerſplitterung.

Gleich allen ausgelebten Volksſchlägen hat der rheingauiſche längſt keine eigenthümliche Tracht mehr. Der Bauer kleidet ſich wie ein verlumpter Bürger. Auch der Dialekt hat ſeine ſchärfſten

Eigenthümlichkeiten längst abgeschliffen. Schon im 16. Jahrhundert war er durch die verschiedenartigen Sprachen- und Dialekt-Elemente, welche sich in demselben vermengt hatten, ausgezeichnet. Aber es war nicht der seit uralter Zeit sehr starke Fremdenverkehr allein gewesen, welcher die Besonderheiten der Volkssprache verwischt hatte. In dem ganzen politisch und social individualisirten Mitteldeutschland sind die selbständigen Dialekte zerstört. Nur Nord- und Süddeutschland zeigen noch die strengen Gegensätze abgeschlossener und annähernd reiner Volksmundarten, in den mittleren Gauen herrschen auch sprachlich zersplitterte, buntscheckige Uebergangsbildungen.

Die Geschichte des Rheingaues seit dem Ausgange des Mittelalters zeigt, wie trügerisch der allgemeine Satz ist, als müsse die Einwanderung reicher Leute in ein Land und das Einströmen eines großen Verkehrs nothwendig die Steigerung und Kräftigung des Volkswohlstandes zur Folge haben. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich eine bedeutende Zahl von Mainzer Patriciern nach dem Rheingau gezogen, eine Schaar reicher Forensen brachte Luxus und Wohlleben dorthin, die Mainzer Erzbischöfe betrachteten den Gau als ihr kostbarstes Besitzthum, als die vergnüglichste Wohnstätte in guten und den sichersten Zufluchtsort in bösen Zeitläuften, sie statteten ihn deßhalb mit allen möglichen Freiheiten und Vergünstigungen aus, — und doch erwuchs aus all diesen scheinbar so glücklichen Umständen gerade der sociale Ruin der Bewohner, welchem überall auch der materielle Ruin auf dem Fuße folgt. Die Bevölkerung war zu klein und zu unselbständig, um sich vor dem Eindringen dieser fremden Elemente zu schützen, das ganze Land, überdeckt mit Fürsten- und Adelssitzen, ward gleichsam ein großes Hoflager. Damit wurden allmählich alle natürliche Grundlagen der Gesellschaft erschüttert; die Bauern wurden bürgerlich, die Bürger sahen aus wie vornehme Leute, die alten Sitten wurden zerbrochen, es kam namentlich damals eine förmliche Revolution über das vordem sehr strenge und einfache Hauswesen der Rheingauer. Diese Zustände, die sich zu jener Zeit in verschiedenen

mittelbeutſchen Landſtrichen wiederholten, finden ihr ſchlagendes modernes Gegenbild in den Gegenden, wo jetzt die Bäderinduſtrie blüht. Wenn ſich's ein ganzes Gebiet zum ausſchließlichen Berufsgeſchäfte macht, auf die Vergnügungsſucht und die Verſchwenderlaune reicher Leute zu ſpekuliren, dann wird zuletzt die ganze Sinnesart der Bevölkerung ſich veräußerlichen, die Leute werden das Aufſteigen zu immer mehr verfeinerten Genüſſen als den letzten Zweck aller ſocialen Entwicklung anſehen, und tüchtige Bürger verwandeln ſich in ſervile Bedientennaturen und vornehmthueriſches Geſindel. Zur Bewahrung geſunder Geſellſchaftszuſtände iſt es nicht genug, daß das Volk arbeite und den nationalen Wohlſtand mehre: es kommt auch darauf an, was es arbeitet. Gar mancher moderne Arbeitsverdienſt, der dem reinen Finanzmann eine Mehrung des Volkswohles dünkt, iſt ein Blutgeld, ein Beutel voll elender Silberlinge, um welchen die geſellſchaftliche Gediegenheit der Bürger verkauft und verrathen wird.

Abgeſchloſſenheit eines Landes ſchafft ein in ſeinen Sitten gefeſtetes, an der überlieferten politiſchen Praxis feſthaltendes Volk. Dieß gilt aber nur, wo die Beſchloſſenheit des Landes eine natürliche, wo das Volk groß genug iſt, um in ſeinen geſellſchaftlichen Gebilden ſich ſelbſt genügen zu können. Die willkürliche Abſchließung eines Landes, das von Natur kein ſelbſtändiges Ganzes bildet, erzeugt den Partikularismus. Dieſer löst die Sitten des Volkes und tilgt in ihm den Sinn für eine in ſtätiger Gemeſſenheit fortſchreitende politiſche Entwicklung. Das Unruhige, Unfertige in dem Staatsleben eines allzukleinen Landes prägt ſich auch dem Volkscharakter ein. Es geht hier mit den Ländercomplexen, wie mit den Geſellſchaftsgruppen. Das feſte körperſchaftliche Zuſammenhalten der ächten Stände gibt der natürlichen ſocialen Gliederung erſt Kraft und Halt, während die Uebertragung der nämlichen corporativen Beſchloſſenheit auf die unächten Stände die ganze Geſellſchaft auseinanderſprengt.

Die mittelaltrige Landesverfaſſung des Rheingaues gibt das anſchaulichſte Bild einer ſolchen falſchen Abgeſchloſſenheit. Der

Gau, obgleich viel zu klein, um sich selbst genügen zu können, war geschlossen, gleich einer Burg. Im Süden und Westen sperrte der breite Grenzgraben des Rheinstromes das Land ab; längs der Ostgränze erhob sich vom Rheine bis zum Gebirg hinauf ein festes Bollwerk von Mauern und Thürmen, und wo diese Landesmauer aufhörte, da zog sich nördlich über das ganze Waldgebirg bis wieder zur Westgrenze des Rheines hinüber eine Grenzwehre der eigensten Art, das sogenannte Rheingauer Landgebück. Hier war der Wald selbst zur Festung gemacht, indem Baumzweige und Buschwerk auf Meilen weit zu dem festesten Zaun ineinander geflochten und im Laufe der Jahrhunderte so fest zusammen verwachsen waren, daß sie das Land besser als eine Mauer absperrten. Man konnte den ganzen Gau wie ein Haus zuschließen. Dieser territorialen Beschlossenheit entsprach die sociale und politische Abschließung des Volkes. Der Landesfürst schloß den Gau politisch ab durch seine Vogtei, und die Bewohner selbst schlossen sich social ab durch die äußersten Schwierigkeiten bei der Aufnahme eines Fremden in ihre Genossenschaft. Allein auch positiv sprach sich der social-politische Partikularismus aus in dem höchst merkwürdigen uralten Markverein der „rheingauischen Heimgeraide." Im ursprünglichen Geiste dieses Markvereins ist die ganze Landesbevölkerung als eine große Familie gedacht. Die Heimgeraide bildete das gemeinsame Eigenthum dieser Familie, die Almende des Landes. „Wald, Weide, Wasser, Weg und Steg" sind die Nutzungen, auf welche jeder Rheingauer ein angeborenes Recht hatte, aber nur im Sinne der Gütergemeinschaft, denn Keiner durfte sich von diesen Stücken etwas zum Privatbesitz aneignen. Dieser patriarchalische Communismus, der eine ganze Gaubevölkerung zur engverbundenen socialen Familie zusammenrückte, war außer dem Rheingau gerade in solchen Gegenden ganz besonders ausgebildet, wo heute noch eine starke politische Zerstückelung und Kleinstaaterei herrscht, in der südwestdeutschen Staatengruppe. In der ältesten Zeit ein mächtiger Hebel zur Förderung der Cultur und zur Entwicklung des politischen Gemeinlebens im Volke, wurden diese Markvereine und Wald-

genoſſenſchaften ſpäter die Stützen eines falſchen Sondergeiſtes. Selbſt die immer kräftiger herausgebildete landesherrliche Gewalt vermochte lange nicht, den im Volksleben gewurzelten Partikularismus zu bemeiſtern. Die Gränzen der Markvereine durchkreuzten ſogar mitunter die Gränzen der fürſtlichen Territorien und trugen ſo noch eine ſociale geographiſche Zerſplitterung in die politiſche hinein. Die wetterauiſche „hohe Mark von Oberurſel" z. B. griff in mainzer, hanauer, ſolmſer, frankfurter und anderherriſches Gebiet hinüber. Umgekehrt ſchloß dann die rheingauer Mark wieder einen Theil rein mainziſchen Gebietes als ſelbſtändiges Ganze ab. Die deutſche Kleinſtaaterei iſt keineswegs bloß eine Schöpfung der Fürſten, ſie gründet ſich auch auf den Partikularismus des Volkslebens, der altersgrau iſt neben dem noch ſehr jungen Inſtitute der fürſtlichen Landeshoheit.

Der Bürgerſtolz, dieſem hochbegünſtigten Gau anzugehören und die Eiferſucht, daß kein Unberufener eindringen möge, ſpricht ſich in der alten rheingauiſchen Landesverfaſſung auf's kräftigſte aus. Wer den Charakter eines Gaugenoſſen hatte, dem fielen die Anſprüche auf Theilnahme an den Freiheiten und Nutzungen zu, wenn er auch nur ſoviel Grundeigenthum beſaß, „daß man einen dreibeinigen Stuhl darauf ſtellen konnte," während ein Anderer, der, ohne jenen Charakter, die größten Liegenſchaften im Gau ſein eigen genannt hätte, dennoch davon würde ausgeſchloſſen geweſen ſeyn. Hier liegt der Vergleich mit den alten Reichsſtädten nahe. Aus ihrer früher ſo heilſamen Abſchließung entwickelte ſich bei vielen dieſer Städte ſpäter eine Verſteifung und Verknöcherung des Gemeinweſens, in Folge deren ſie im Wettſtreit mit dem entfeſſelten modernen Städteleben vollſtändig in die Ecke geſchoben wurden; bei andern aber, namentlich den kleineren, trat das gegentheilige Extrem ein: ſie verloren alle Eigenthümlichkeit und der ganze Charakter ihres Bürgerthumes löste ſich gründlicher als irgendwo in der ſocialen Ausgleichung der Gegenwart auf. Das letztere gilt auch vom Rheingau. Im Mittelalter hat es ſein Volksleben auf's individuellſte entfaltet und — ausgelebt. Das Uebermaß der

Abschließung schlug in sein Gegentheil um, in die Verflüchtigung aller Besonderheit. Der Gau, welcher früher so spröde that bei der Aufnahme von Fremden, war in unserm Jahrhundert, wie zur Strafe einmal, geraume Zeit eine wahre Freistätte für fahrendes Gesindel geworden.

Allein ob gleich fast alle die früheren socialen Charakterzüge des rheingauischen Volkes erloschen sind, so war doch ein einziger nicht zu vertilgen: der Rheingauer ist der Mann des deutschen Weinlandes, des Weinbaues und des Weintrinkens als solcher. Das ist die wunderbare natürliche Wahlverwandtschaft zwischen „Land und Leuten," die durch keine politische Umwälzung zerstört werden kann.

Der oberste Kanon der alten rheingauischen Landesrechte hieß: „Im Rheingau macht die Luft frei." Dieses große Privileg des salischen freien Landstrichs hat längst seinen politischen Sinn verloren. Aber ein tiefer poetischer Sinn ist dem wunderlich klingenden mittelaltrigen Rechtsgrundsatze geblieben. Die Luft ist es in der That, die das moderne, in den Banden einer eben so unreifen als überreifen Civilisation gefangene rheingauische Volksleben einzig noch frei macht, die milde, hesperische Luft in ganz Deutschland sonder Gleichen, welche die Traube des Steinbergs und Johannisbergs reift, damit der Wein wenigstens das arme Volk im reichsten Gau mit einem Strahl der Poesie verkläre, und ihm das Köstlichste nicht ganz verloren seyn lasse, was den einzelnen Menschen wie Volksgruppen und Nationen auszeichnet: eigenartige Persönlichkeit.

VI.

Centraliſirtes Land.

Wer aus dem westlichen Mitteldeutschland kommt, wo überall auf engstem Raum so große Mannichfaltigkeit des Volkslebens und der Bodenbeschaffenheit zusammengedrängt ist, wo man bei jeder Meile Wegs gleichsam um eine Ecke tritt, daß sich der Anblick eines neuen Landes, anders gearteter Menschen eröffnet, für den fällt auf den langgestreckten bayerischen Hochflächen zwischen der Donau und den Alpen vor allem das Weitschichtige, Auseinandergezogene der Landschaft wie der Volksgruppen auf, der Mangel der Individualisirung auf kleinem Raum. In den erstgenannten Gauen liegt das ethnographische und topographische Material in zahlreichen Duodezbändchen angehäuft, hier in zwei bis drei großen Folianten. Wo dort manchmal ein Nachmittags-Spaziergang genügt, um Gegensätze von Land und Leuten nebeneinander im Original zu vergleichen, da fordert dieß hier Tagemärsche. Nicht als ob es dem Flach- und Hügellande zwischen Iller und Inn an scharf geprägtem Charakter fehle: derselbe ist nur in breiten Zügen angelegt, und eben darum wußte er sich in ungebrochener Derbheit zu bewahren.

Den bis in's Kleinste individualisirten Landstrichen gehört die Vergangenheit, namentlich die mittelaltrige. Gehört vielleicht den in's Breite und Massenhafte angelegten Ländergruppen die Zukunft? Der Hauptstock der am individuellsten durchgebildeten Gegenden Deutschlands: Thüringen, Hessen, die Uferlande des Ober- und Mittelrheins ꝛc. ist in der Kleinstaaterei stocken geblieben; die Ländergebiete der drei mächtigsten deutschen Staaten: Oesterreich, Preußen, Bayern gliederten sich seit alter Zeit nach massenhafteren Gruppen. Auf den weiten Hochflächen an der Isar, in den weiten Sand-

niederungen an der Spree zogen sich in der neuesten Zeit die zwei bedeutendsten Mittelpunkte deutschen Kunstlebens zusammen; nie und nimmer hätte das Mittelalter an solchen Punkten Kunsthauptstädte zu gründen vermocht. Die große Fabrikindustrie und der Weltverkehr der Eisenbahnen suchen mit Vorliebe die weiten individualitätslosen Ebenen auf, und die endlosen Steppen des russischen Reiches sind es, aus welchen die beklommene Phantasie des vielgliederigen Abendlandes die dunklen Schattenbilder einer neuen Völkerwanderung von ferne heranziehen sieht.

Es gibt wohl einen Dualismus des deutschen Volksthumes, aber er fällt durchaus nicht mit den Kategorien von Nord- und Süddeutschland zusammen. Er gründet sich auf den Gegensatz von Centralisation und Individualisirung bei Land und Leuten. Die beiden bewegenden Kräfte des Einigungstriebs und des Sondergeistes in der bürgerlichen Gesellschaft entwickeln sich hier auch geographisch und ethnographisch. Der Norden und Süden unsers Vaterlandes zeigt entschieden wahlverwandte Gruppen von Volks-Individualitäten: Mitteldeutschland ist es, was den Gegensatz hierzu bildet. Sieht man von den Zufälligkeiten, von der Decoration, dem äußeren Costüm des Volksthumes ab, dann stehen die Ostfriesen, Schleswig-Holsteiner, Mecklenburger, Pommern den Altbayern, Tirolern, Steyermärkern unendlich näher als beide den Sachsen, Thüringern, Rheinfranken ꝛc. Im Norden und Süden sitzen noch Volksstämme in großen und ganzen Gebilden, im Binnenland sind die Trümmer originaler Stämme aufgelöst und bunt durch einander geworfen. Im Norden und Süden findet sich noch eine rein bäuerliche Bevölkerung, reine Dörfer, dazwischen aber auch reine Städte. In der Mitte ist bäuerliches und städtisches Wesen vielfach verwischt und ineinander getrieben, die Bauern sind städtisch, die Kleinstädter bäuerisch, bei Hunderten von kleinen Städten und großen Dörfern läßt es sich gar nicht genau bestimmen, ob sie mehr das eine oder das andere sind. Rein bäuerliche Bezirke sind da nur noch als Enclaven eingestreut. Reine Großstädte wie etwa Hamburg, Berlin, Wien hat Mitteldeutschland nicht aufzuweisen, eben so wenig so

reine Bauerndörfer, wie die am Fuß der Alpen und an der Meeresküste gelegenen. Im Norden und Süden weiß man noch ungefähr, was Stände sind, in der Mitte ist das Verständniß für die organische Gliederung der Gesellschaft fast ganz erloschen. Die letzten bedeutsamen Reste des alten Innungswesens muß man an der Nord- und Ostsee oder in den Vorländern der Alpen suchen. In Ober- und Niederdeutschland herrschen noch reine Volksdialecte vor; die Auflösung und Verwitterung des Volksdialects charakterisirt Mitteldeutschland. Im Süden und Norden wurzelt vorzugsweise noch ein strenges Kirchenthum im Volk, und der Pommer sieht noch ebensogut im Papste den wirklichen Antichrist, wie ihn der Tiroler im Doctor Luther sieht. Im Binnenland mischen sich die Confessionen, und Toleranz und Indifferentismus hat selbst im Volksthum fast nur noch gebrochene und gedämpfte Tinten des kirchlichen Lebens übrig gelassen.

Im Norden und Süden wohnen noch einsame Menschen, der Cultur entrückte Volksgruppen, in der Mitte sind alle Pfade aufgeschlossen und jedes Einzelnen Haus steht an der großen Heerstraße. Dort kann man noch Entdeckungsreisen machen, hier stolpert je alle zehn Schritte ein Tourist über den andern. Wie die Bewohner des einsamen Oberlechthales und vieler andern Alpenthäler in jungen Jahren in die weite Welt ziehen, um draußen ihr Brod zu suchen, und erst am späten Lebensabend als gemachte Männer in die stille Heimath zurückzukehren, so ziehen Tausende von Küstenbewohnern in gleicher Absicht nach allen Meeren. Von den alten Normännern geht die Sage, daß sie durch das Loos ein Procent des jüngern Volks zu ihren Seezügen ausgewählt hätten, und wunderbar genug wird ganz das Gleiche auch in den alten schweizerischen Wandersagen erzählt.

Norddeutsches und süddeutsches Volksthum unterscheidet sich in vielen Aeußerlichkeiten; im Kern und Wesen stehet sich beides erstaunlich nahe. Schon in der landschaftlichen Natur ist diese Verwandtschaft im Gegensatze zu Mitteldeutschland aufs schärfste herausgekehrt. Im Norden und Süden herrschen die massenhaften

geographiſchen Gebilde vor, große Ebenen, das Meer, große Ströme, große Gebirge; in Mitteldeutſchland der bunteſte Wechſel kleiner Hügel- und Flachlandpartien, Mittelgebirge der mannichfaltigſten geognoſtiſchen Zuſammenſetzung, eine Ueberfülle kleiner Gewäſſer. Dem entſpricht maſſenhaft centraliſirtes Volksthum auf der einen Seite, zerſplittertes auf der andern. Wenn Prof. Bernhard Cotta auf den frappanten Zuſammenhang zwiſchen den revolutionären Volksſtimmungen und örtlichen geologiſchen Bildungen in Deutſchland hingewieſen hat, ſo liegt in ſolcher Vergleichung in der That mehr als ein bloßes metaphoriſches Wortſpiel. Wo die urweltlichen Revolutionen augenfällig am tollſten gewirthſchaftet und die mannichfaltigſten Geſteinſchichten neben- und untereinander geworfen haben, da konnte naturgemäß auf dem zerriſſenen Terrain auch das Volksleben am früheſten zerriſſen und zerſplittert werden, und in dieſe Riſſe ſetzte ſich moderne Bildung und mit ihr die Empfänglichkeit auch für die revolutionären Produkte derſelben, während ein auf maſſenhaft gruppirtem Terrain heimiſches, maſſenhaft abgeſchloſſenes Volksthum ungleich ſpröder und zäher in ſeiner Eigenthümlichkeit verharren wird. Den mitteldeutſchen Stämmen fehlt jene ausſchließende Einſeitigkeit, aus welcher ſich große Volksgruppen als ein einheitliches, zäh beharrendes Originalgenie entwickelten, wie dieſe Einſeitigkeit den geognoſtiſchen und geographiſchen Bildungen ſeines Bodens fehlt.

In der Abſicht nun, ein nach breiten Maſſen angelegtes Land, ein in großen Zügen geſtaltetes Volksthum dem auf's äußerſte individualiſirten kleinen Winkel des Rheingaues gegenüberzuſtellen, wenden wir uns zu den ſüdbayeriſchen Hochflächen. Blicken wir zuerſt auf die Eigenthümlichkeiten des Landes.

Ein hohes, rauhes Tafelland, bildet es die Rieſenbrücke zwiſchen den Alpen und unſern binnenländiſchen Mittelgebirgen. Nur Hügel, namenloſe Hügel, keine Berge beleben die ungeheure Fläche. Jeder Fernblick gen Süden wird begränzt durch die am Horizonte verſchwimmenden Bergſpitzen der Voralpen. Man kann auf zwanzig Meilen von Weſten nach Oſten wandern, und ſchaut immer dieſelbe Bergkette im Hintergrunde. Die ewigen Alpen, das Sinnbild der

Stätigkeit in der Natur gleich dem ewigen Meer ſchauen als Herrſcher und Hüter über das ganze weite Land. Zahlreiche kleinere Flüſſe ſchießen von denſelben in reißendem Laufe die ſteil geneigte Hochfläche hinab der Donau zu, aber kein größerer Strom gliedert das Land. Ufer und Waſſerlauf gleichen ſich täuſchend bei faſt allen dieſen Gewäſſern, die meiſten ſtrömen in gleicher Linie von Südweſt nach Nordoſt. Bei den Thälern der Lech, der Iſar, Iller, Amper, Paar, Glon, Zuſamm, Schmutter ꝛc. iſt allenthalben, ſowie ſie den äußerſten Damm des Hochgebirges durchbrochen haben, die Thalweitung unverhältnißmäßig breit gegen die Höhe der umſäumenden Hügel und die Maſſe des Waſſerlaufs. Sonſt bändigt und beherrſcht in der Regel der Berg, ja der Hügel den Fluß oder Bach, zwingt ihn um ſeine Ecken und Vorſprünge ſich zu beugen: die Felſen und Höhen ſind die Rieſen, und die Bäche, zu ihren Füßen ſich windend, die Zwerge. Hier dagegen ſieht es aus, als ob die Hügel den Bächen nachliefen, und obendrein ſtets in ehrerbietiger Entfernung: dieſe Alpenſtröme ohne Alpen ſind die Rieſen, und die Hügel ohne ſichtbaren Felſenkern, mit weibiſch rundlichen Formen, die Zwerge. Man ſieht faſt überall zu viel Himmel und zu viel Erde.

Die größeren Flüſſe dieſer Hochflächen haben ſelten ein geregeltes Bett, ſie laufen faſt überall in zahlreiche Abzweigungen und Seitenarme auseinander, und nehmen mit nutzloſen Inſelchen, Sand- und Geröllbänken, Altwaſſern, kleinen Sümpfen dreimal mehr Platz ein als ihnen von Rechtswegen gebührte. In dieſen ſchwer zugänglichen Flußauen herrſcht oft noch Urwildniß. Denn es ſind dieſe Flüſſe noch nicht Knechte der Civiliſation, ſondern wilde Feinde derſelben. Sie hemmen den Verkehr, ſtatt ihn zu beleben. Die menſchliche Anſiedelung hat ſich nicht an ihren Ufern concentrirt, ſie iſt ihnen vielmehr möglichſt weit ausgewichen. Die Anſchwemmungen, welche das Hochwaſſer heuer geſchaffen, wird im nächſten Jahre wieder verſchlungen von den tobenden Fluthen. Vielleicht zeigen ſie nur in einer einzigen regneriſchen Sommerwoche ihre volle jähe Zerſtörungswuth, aber ein paar Stunden genügen dann, um

den Acker, welchen man Jahrelang dem Element mühselig abgetrotzt, in eine für immer zur Cultur unfähige Geröllbank zu verwandeln. In der Meringer-Au am Lech lag das uralte Schloß Gunzenlech, ein Bau von fabelhafter Größe und Herrlichkeit, in welchem die alten bayerischen Herzoge ihre stolzesten Feste feierten — es ist im Lech versunken und nicht bloß das Schloß, auch der Boden, auf dem es mit seinen weitberühmten Prunkgärten gestanden, und Keiner weiß mehr seine Stätte.

Uebermäßig breite Strombette, weitgedehnte unfruchtbare Alluvionen, große Moorflächen, in denen noch vereinzelte Colonisten wohnen neben den kleinen Dörfern, ansehnliche Seen und Weiher, zahllose Hügelgruppen, die einander folgen und sich gleichen wie eine Wasserwoge der andern, darüber ein Himmelsgewölbe, welches südwärts von den Alpen aufsteigt um im Norden weit über die Donau hinaus im Frankenlande sich wieder auf der Grundlinie des Erdkreises niederzulassen.

Diese breite Physiognomie sitzt dann auch den natürlichsten Kunstwerken des Landes wie angeboren: den Dörfern. Sie sind viel gedehnter angelegt, die Häuser geräumiger, als man's bei den Bauernwohnungen Mitteldeutschlands zu finden pflegt, die Fenster so breit, daß sie zum Entsetzen jedes künstlerischen Auges wohl gar quadratförmig werden. Selbst auf den Kirchhöfen liegen die Todten oft auffallend weit auseinander gebettet. Ueberall der Eindruck, daß in diesen Gegenden noch sehr viel Platz sey, Platz für eine verdoppelte Bevölkerung. Es ist noch allerlei Rohstoff des Landes vorhanden, nicht jedes Zipfelchen der Oberfläche präsentirt sich sofort als verarbeitetes Produkt. Die Wahrnehmung, daß hier die Welt noch nicht ganz vertheilt sey, hat für Jemand, der aus einem übervölkerten Landstrich kommt, etwas Behagliches, Beruhigendes. Die Ackerparcellen sind für ein mittelrheinisches Auge mehrentheils erstaunlich groß. Es wäre freilich sehr verkehrt, wenn man diese räumliche Ausdehnung als Beweis eines größeren Reichthums nehmen wollte, denn auch die Ausbeutung des Bodens zielt meist mehr auf das Massenhafte, als auf die Benützung im Kleinen und

Einzelnen. Die Ackerfurchen ſind auffallend breit und tief gezogen, die Pflanzen meiſt weitſchichtig geſetzt. Wie conſequent leuchtet dieſer Grundcharakter eines ausgedehnten, geräumigen Landſtriches überall durch! Und dieſe hohen und breiten Beete des gepflügten Ackers, deren Urbild die bis zur Donau ſtreifenden ſogenannten Hochäcker oder Bifänge zeigen, ſind zugleich hiſtoriſche Denkmale; denn ſo breit und tief wie heute der oberbayeriſche Bauer ſeine Furchen zieht, zog ſie hier auch vor langen Jahrhunderten der Kelte mit dem rhätiſchen Pfluge, den Plinius beſchreibt. In den Wäldern ſieht man mehrentheils die gefällten Bäume mehrere Fuß über der Wurzel abgeſägt, während dieſer lange Stumpf mit der Wurzel im Boden ſtecken bleibt und häufig genug unbenutzt verwittert. Das iſt das letzte Zeichen der Erinnerung an die Zeiten, wo die ganze Bevölkerung an dem in den Wäldern von ſelbſt verdorrenden Holze gerade genug hatte, um ihre geſammte Feuerung damit zu beſtreiten.

Dem regelloſen Lauf der Flüſſe auf dieſen Hochflächen ſind mehrentheils auch die Wege zu vergleichen. Die kleineren Gemeindewege zumal nehmen ſich mit ihren Krümmungen — die in uralter Zeit der Fuß des Wanderers vorgezeichnet haben mag, nicht die Meßſchnur des Wegbauers — mit ihren dem Hauptweg bald nahe bald weitab zur Seite laufenden Hülfsfußpfaden genau wie das wilde Strombett eines vertrockneten Fluſſes aus. Dieſe ungeregelten, überzähligen wilden Pfade freſſen unglaubliche Strecken culturfähigen Landes weg. Wenn Walther in ſeiner „Topiſchen Geographie von Bayern“ verſichert, daß Bayern durch die Cultur aller ſeiner Moore innerhalb ſeiner eigenen Grenzen an urbarem Flächeninhalt ein nicht unbedeutendes Fürſtenthum erobern könne, ſo glauben wir, daß durch die Regulirung der wilden Wege wenigſtens auch noch eine ſtattliche Grafſchaft dazu zu gewinnen wäre. Aber dann müßten die geregelten Wege freilich in einem ganz andern Stande gehalten werden als gegenwärtig; denn ſo lange man bei naſſem Wetter ſelbſt im friſch gepflügten Acker reinlicher geht, als in dem Schlammſtrom der Straße, wird die Nothwehr von Roß und Mann doch immer die wilden Wege uſurpiren. Nur wer die

Armuth an Bruchsteinen auf diesen Hochflächen aus eigener Anschauung kennt, begreift wie die Straßen so schlecht seyn können, während doch das Budget so beträchtliche Summen für deren Unterhaltung aufweist. Elendes kleines Kalkgerölle, welches man in andern Gegenden zu schlecht erachten würde, um den letzten Feldweg zu stücken, wird hier wohl gar meilenweit verfahren zur Unterhaltung von Staatsstraßen ersten Ranges. Wenn man in dem weiten Hügel- und Flachlande zwischen Ulm und München gelegentlich einen durch den Zufall verschleuderten tüchtigen Bruchstein am Wege liegen sieht, so betrachtet man ihn mit kindischer Freude, mit jener Pietät, mit welcher man in holzarmen Gegenden zu einem vereinzelten Baum aufblickt. Hölzerne Grenzsteine sind in den Dorfgemarkungen nichts seltenes; dem Conflikt mit der Logik, der in diesen hölzernen Steinen liegt, geht man neuerdings wohl auch durch Grenzsteine von gebranntem Thon aus dem Weg.

Wo der Backsteinbau ausschließlich herrscht, werden Land und Leute fast immer nur nach breiten Massen individualisirt seyn. Der Backstein und die ebenmäßigen breiten Wandflächen bedingen sich gegenseitig, und der Mensch ist enger mit seinem Haus verwachsen, als man gemeiniglich glaubt. Ich habe oben auf die Parallele zwischen den Marschen und Niederungen des deutschen Nordens am Saume des Meeres und den Mooren und Hochflächen des deutschen Südens am Fuße der Hochalpen hingewiesen, da nicht bloß die Bodenbeschaffenheit, sondern auch die darin gewurzelte Verwandtschaft der Culturentwicklung des Volkes zum Vergleich herausfordern. Und gerade diese letztere Verwandtschaft läuft in hundert Zweigen auf den gemeinsamen Mangel des Bruchsteins und die Aushülfe durch den gebrannten Stein zurück. Ein Landmann vom nördlichen Saum der Allgäuer Alpen erzählte mir als etwas mährchenhaftes, daß er in Mannheim Häuser gesehen habe, deren Dächer „ganz mit Schreibtafeln benagelt" seyen. Er war entzückt von diesem Eindruck; ganz dasselbe hätte bei einem norddeutschen Küstenbewohner der Fall seyn können.

Den Einfluß des Bruchsteins oder Backsteins auf den Volks-

charakter in ſeiner ganzen Breite und Tiefe nachzuweiſen, iſt noch eine ſtattliche Aufgabe für einen Culturhiſtoriker. Die Gegenſätze, welche ſich auf dieſe entſcheidenden Rohſtoffe der Civiliſation gründen, erweitern ſich bei hiſtoriſchem Rückblick in rieſigem Maßſtabe; aus örtlich geſchichtlichem Gegenſatz wächst ein weltgeſchichtlicher auf: der Orient des Alterthums, der, wie Babylon durchaus, oder wie Indien zum großen Theil, auf den gebrannten Thon hingewieſen war, und das bruchſteinreiche Hellas und Rom; der backſteinbauende Nordoſten Deutſchlands im Mittelalter und die ſüdweſtdeutſchen Bruchſteingegenden in demſelben Zeitraum! Ueberall kommen wir auf gleiche Grundunterſchiede zurück, die zuletzt in dem Bruchſteinhaus des Gebirgsbauern und in dem Lehm- oder Backſteinhaus des Flachland- oder Moorbauern zu dem kleinſten Maßſtab zuſammengeſchrumpft, aber nicht erloſchen ſind.

Wie fein ſtuft ſich wieder, um auf der ſüdbayeriſchen Hochebene ſtehen zu bleiben, hier der ziegelgedeckte Backſteinbau in den Dörfern des hügeligen Theils gegen die ſtrohgedeckten Häuſer der Moosdörfer, gegen die ſchweizeriſchen Holzſchindelhäuſer der höheren Lage ab! Die plumpen, maſſiven, breit und tief gebauten Häuſer der Hügelregion mit ihren quadratförmigen Fenſtern, ihren hohen aber faſt im ſtumpfen Winkel geſpannten Giebeln, ihren weiten Hausfluren ſtellen uns den ſoliden, wohlhäbigen aber ſchwerfälligen Kornbauer dieſer Gegend, der ausſieht, als könne man Wände mit ihm einrennen, den Pommer Süddeutſchlands, in klarſter architektoniſcher Symbolik dar. Da, wo die Amper bei Wildenrott, die Würm bei Obermühlthal in die Ebene des Dachauer Mooſes durchbricht, hat die Natur zum letztenmal, als auf dem letzten vorgeſchobenen Poſten, ein Stück wildromantiſcher Hochgebirgsſcenerie inmitten des Flachlandes improviſirt, und genau in dieſer Gegend tritt auch bei den Dörfern die Bauart der Gebirgslandſchaft ein, obgleich bei den Nachbarn rechts und links noch weit hinaus die Bauart der Hügel- und Mooſsſtriche gilt, und eine zwingende klimatiſche Nothwendigkeit zur Anlage dieſer ſchweizeriſchen Bauernhäuſer gewiß noch nicht vorhanden war. Mit ſo wunderbar ſicherem Inſtinkt hat der Volksgeiſt

ſeine beſcheidenen architektoniſchen Schöpfungen dem Charakter des Landes angepaßt. Eine Synopſis des überlieferten deutſchen Dorfbauſtyls, nach den topographiſchen Parallelen geordnet, würde außerordentlich lehrreich ſeyn, und es wäre hohe Zeit, dieſelbe zuſammenzuſtellen, bevor das immer weiter freſſende Nivellement auch hier die alten natürlichen Unterſchiede verwiſcht hat. Die Bauart der Bauernhäuſer, wo ſie noch hiſtoriſch und ächt iſt, gehört ebenſogut der Kunſtgeſchichte, als das Volkslied der Geſchichte der Muſik. Nicht überall freilich gibt es Dörfer, deren Bau den äſthetiſchen Gehalt eines volksthümlichen Kunſtwerkes beanſpruchen darf, aber auch nicht überall ſprudelt der Quell des Volksliedes. Die moderne Architektur, nachdem ſie mit der Nachahmung der höheren Kunſtformen vergangener Jahrhunderte ſo ziemlich fertig geworden iſt, hat jener Baukunſt des Volkes ſchon manche für neu geltende Formen abgelauſcht, was uns lebhaft an die Ausbeutung des Volksliedes durch unſere gelehrten Componiſten erinnert, und wenn bei manchen neu ſtyliſirten Fabrik- und Eiſenbahnbauten das traveſtirte ſchweizeriſche Bauernhaus aus allen Ecken hervorlugt, ſo iſt dieß nichts anderes, als wenn die große Oper durch den Schmuck alter Volkslieder wieder jugendlichen Reiz zu gewinnen ſucht.

Wie im deutſchen Mittelalter die Individualiſirung des Volkslebens auf die äußerſte Spitze getrieben war, ſo bezeichnet auch die gothiſche Architektur dasſelbe Aeußerſte in äſthetiſcher Hinſicht. Der Backſtein iſt der ärgſte Feind der gothiſchen Architektur. Nicht leicht mag eine Stadt ſolch redendes Zeugniß dafür ablegen, als Augsburg, der uralte Centralpunkt der ſüdbayeriſchen Hochflächen. Die gothiſche Architektur iſt hier verkümmert in dem widerſtrebenden Material, die altromaniſche Weiſe und der Zopf, beide mit breiten Wandflächen, herrſchen deſpotiſch. Das geht dann weiter fort durchs ganze Land. Die Centraliſirung des Dorfkirchenbaues hat ſich zwiſchen Iller und Iſar in einer Weiſe vollendet, die vielleicht in ganz Deutſchland ohne Gleichen iſt. Ueberall derſelbe romaniſche Unterbau des Kirchthurmes, auf den der Zopf dann einen luftigen achteckigen Pavillon geſetzt und dieſen mit einer zwiebelförmigen Kappe

gekrönt hat, überall dieselben schlanken minaretartigen Thürme, die, dem Charakter des Flachlandes entsprechend, wie riesige Spargeln aus der weiten Ebene aufschießen. Es geht eine scharfe Grenzlinie des bayerischen und schwäbischen Volksstammes mitten durch die Hochfläche, das Land in zwei große, nach Geschichte, Sitte, Dialekt grundverschiedene Gruppen theilend, aber die Dorfkirchen sind in der gleichen Weise gebaut, hüben wie drüben. Wer da weiß, wie consequent sich im Mittelalter der Kirchenbau, und zumal dieser kleinere, handwerksmäßige, streng nach den Gränzen des Gaues sonderte, der wird die Bedeutung dieses Umstandes ermessen. Ich verwies oben auf die unterschiedliche Bauart der Hügelland-, Moor- und Gebirgsdörfer hin: für die alten Dorfkirchen allein existiren diese Unterschiede nicht, sie sehen sich in allen drei Strichen fast durchweg so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Diese Gleichförmigkeit mag das künstlerische Auge zur Verzweiflung bringen; der Culturhistoriker sieht in den hunderten gleich gebauter Thürme, Schiffe und Chöre ein imponirendes Denkmal der centralisirenden Gewalt der Kirche.

Auch diese alten Dorfkirchen sind wenigstens ein Bruchstück volksthümlicher Kunst. Wenn uns die charakteristischen Bauernhäuser die produktive architektonische Kunstrichtung des Volkes darstellen, dann bezeichnen uns diese Kirchen die reproduktive. Denn in ihnen spiegelt sich die rohe, handwerksmäßige Auffassung, welche der gemeine Mann in alter Zeit von dem höheren Kunststyl sich aneignete, gleichsam sein praktisch dargelegtes Verständniß des letzteren. Wer freilich an den modernen Dorfkirchenbau denkt, der lediglich durch die Willkür des Baumeisters, der Gemeindevorstände ꝛc. bestimmt wird, der mag schwer begreifen, welch ein ungehobener Schatz für die Kunstgeschichte noch in den alten Dorfkirchenbauten liegt, die sich nach ganz natürlichen örtlichen Gruppen ordnen und, wie die ganze mittelaltrige Baukunst, aufs festeste in dem engbegrenzten Boden gewurzelt sind, der sie trägt.

Eines der merkwürdigsten Denkmale der Wahlverwandtschaft der norddeutschen Küstenländer mit den süddeutschen Hochflächen ist

die gothiſche Frauenkirche zu München. Sie zeigt in ihrer Bauart die auffallendſte Aehnlichkeit mit den gothiſchen Kirchen der deutſchen Oſtſeeländer, die eine ſo ganz eigenthümliche, in der Natur von Land und Volk wie in der Art des Baumaterials (Backſtein) begründete Einzelart des gothiſchen Styles darſtellen. Weite Länderſtrecken liegen trennend zwiſchen dieſen beiden Polen Deutſchlands, nirgends iſt eine örtliche Vermittelung, ein Uebergang, und doch bauete man zu München in derſelben, weil dem Volksgeiſt, dem Boden und dem Material entſprechenden Weiſe, wie an der fernen Oſtſeeküſte.

Barthold in ſeiner Geſchichte des deutſchen Städteweſens zieht eine Parallele zwiſchen dem alten Lübeck und dem alten München, und weiſet auf den großen Abſtand in den jüngſten Epochen beider Städte. Nur in zwei Bauwerken findet er, daß ein Denkmal der alten Verwandtſchaft geblieben ſey: in den düſteren, hünenhaft über das Maß ausgereckten Formen der Münchener Frauenkirche und der ſtylverwandten St. Marienpfarre zu Lübeck. Und wie der Dachgiebel und die wunderlich bekuppelten Doppelthürme der Frauenkirche, alles moderne Werk nebenan an Maſſe überragend, dem von den Alpen niederſteigenden Wanderer als erſtes Wahrzeichen aus der Ebene aufſteigen, ſo begrüßt auch der Schiffer im Golf von Wagrien das Gewölbe und Nadelpyramidenpaar der Marienpfarre als erſte Landmarke.

Ein Holſteiner oder Mecklenburger könnte von Heimweh überwältigt werden, wenn er an den kleinen Seen zwiſchen dem Ammer- und Starnbergerſee wandert, durch dieſe Buchenhaine von ſo tief geſättigtem, ſaftigem Grün, wie es nur die Nähe des Meeres oder der Alpen erzeugen kann, über dieſe ſmaragdfarbigen Triften, wie ſie nur dem äußerſten Norden und dem äußerſten Süden unſeres Vaterlandes eigen ſind. Unter unſern älteren Landſchaftsmalern haben die größten Meiſter jener duftigen Luftperſpectiven, jener feuchtverklärten Fernen entweder an unſern nordiſchen Meeren oder auf unſern ſüdlichen Hochflächen ihre beſten Studien gemacht.

In der Mitte Deutſchlands, im individualiſirten Land, ſpielt

der vorzugsweiſe romantiſche Theil unſerer Geſchichte. Dort ragen auch unſere ſchönſten Burgen, der reichſte Kranz von dichteriſch ſchönen Städtetrümmern und Kirchen- und Kloſterruinen. Viel grimmigere Völkerſchlachten wurden aber im Nordoſten und im Süden geſchlagen; an beiden Punkten Vertilgungskämpfe gegen einbrechende Barbarenhorden. Die ſüdbayeriſche Hochfläche iſt ſeit länger als einem Jahrtauſend gleichſam Ein großes Schlachtfeld geweſen. Hier prallten die Maſſen aufeinander, wenn im individualiſirten Mitteldeutſchland die Individuen zuſammenſtießen. Und doch ſind unſere nordöſtlichen Grenzmarken gleich den Hochflächen des Südens arm an augenfälligen hiſtoriſchen Trümmern. Die zahlreichen Burgen des linken Lechufers ſind faſt alle bis auf die Grundmauern weggetilgt. Es iſt ein Charakterzeichen für dieſe Gegend, daß man faſt immer entweder lediglich die Burgkapelle ſtehen ließ, oder aus dem letzten Trümmerreſt eine Kirche auf die Burgſtätte gebaut hat.

Mehr als bloßer Zufall aber iſt es, daß in den Gauen, wo die äußeren hiſtoriſchen Denkmale am reichſten bewahrt ſind, der hiſtoriſche Charakter des Volkes am meiſten erloſchen iſt, während in den von monumentalen Trümmern ſo arg entblößten großen Landſtrichen des Südens und Nordens das lebende Denkmal der hiſtoriſchen Einrichtungen und Sitten am feſteſten ſich erhalten hat.

An den norddeutſchen Meeresküſten zeigt man oft kleine Strecken des Küſtenſandes, die ganz roth gefärbt ſind von zermalmten, aus der Tiefe des Meeres aufgeſpülten Ziegelſteinen. Es ſind die Stätten, wo ganze Dörfer vor Jahrhunderten von den Fluthen verſchlungen wurden. So ſieht man auf den ſüdbayeriſchen Flächen mitunter Hügel, deren Köpfe ganz roth gefärbt ſind von einer förmlichen Saat zerbröckelter Backſteine. Einen ſolchen Hügel nennt man am Lechraine einen Burgſel, weil er eine Burg getragen, das rothe Gerölle aber iſt jetzt das einzige Monument verſunkener Macht und Herrlichkeit.

In ihrer Maſſenhaftigkeit ſind dieſe Hochflächen ſchön, wie die flachen Meeresküſten in ihrer Maſſenhaftigkeit. Der landſchaftliche Reiz unſerer individualiſirten mitteldeutſchen Gegenden liegt dagegen

faſt immer in geſonderter Plaſtik einzelner Formen. So geht auch die landſchaftlich äſthetiſche Bedeutung Hand in Hand mit der topographiſchen und ethnographiſchen. Das Lechfeld, von der hiſtoriſchen Sage wie von der Geſchichte geweiht, iſt eine Oede, baumlos, hügellos, eine unabſehbare braungrüne Fläche. Man hat ſie mit einem erſtarrten See verglichen. Aber gerade über dieſer endloſen Oede ſchwebt im verglimmenden Abendſonnenſchein ein dämoniſcher herzbewegender Zauber. Es iſt nur eine ungeheure Oede, aber doch wieder von tiefem ureigenem Charakter. Und in der Erhabenheit der endloſen Oede überwältigt uns der Gedanke, daß die Erde überall ſchön ſey, denn ſie iſt überall Gottes.

Alles ſüdlich der Donau gelegene bayeriſche Land gliedert ſich für unſere Anſchauungsweiſe nur in zwei große Hauptmaſſen. Seit uralten Tagen macht hier der Lech den Satz zu Schanden, daß die Flüſſe nicht trennende Grenzlinien ſondern Verbindungslinien der Ufervölker ſeyen. Und nicht bloß Südbayern theilt ſein Lauf von der Quelle bis zur Mündung in zwei große Gruppen, ſondern alle ſüdlich der Donau gelegene deutſchen Gaue in eine ſchwäbiſche und eine bayeriſch-öſterreichiſche Hälfte. Der Charakter des Bodens auf beiden Ufern bildet durchaus keinen entſprechenden Gegenſatz, und doch hält der ſchmale Waſſerſtreif ſo ſcharfe Gegenſätze im Volkscharakter mit der Genauigkeit einer mathematiſchen Linie auseinander. Er iſt merkwürdigerweiſe eine Völkerſcheide ohne zugleich eine Landesſcheide zu ſeyn. Lediglich in der äußeren Figuration des Bodens liegt die Grenznatur: der Lech iſt die ſenkrechte Linie von den Alpen auf die Donau gefällt, alſo die natürlichſte Vertheidigungslinie gegen jedes durch die breite Heerſtraße des Donauthales einfluthende Heer. Und ſo ward der natürliche Vertheidigungsgraben in ſo vielen Völkerkämpfen zum Grenzgraben, an welchem die zwei Hauptgegenſätze ſüddeutſchen Volksthumes auseinander gehen.

Aber auch die politiſche Zerſplitterung der Ecke zwiſchen Iller und Lech war eine zufällige, nicht durch des Landes Art gebotene. Selbſt die landſchaftliche Phyſiognomie der Gegend ſymboliſirt dieſes Verhältniß. Die Hochfläche zerklüftet ſich zwar in zahlloſe Hügel,

dieſe aber ſondern ſich nirgends zu ſelbſtändig geſchloſſenen Einzelgruppen ab. Das Bewußtſeyn der alten zufälligen Gebietsunterſchiede wird gar bald bei der Bevölkerung vollends erloſchen ſeyn, aufgeſogen durch den in unvordenklicher Verjährung eingewurzelten Hauptunterſchied der ſchwäbiſchen und bayeriſchen Lechſeite, den keine politiſche Verſchmelzung ſo bald vertilgen wird. Nur eine Reminiscenz der alten Herrſchaftsverhältniſſe iſt — wie faſt überall — auch bei den bayeriſchen Schwaben des linken Lechufers noch unverloren, daß nämlich die Leute aus den ehemals geiſtlichen Gebietstheilen mit wehmüthigem Behagen der goldenen Zeit gedenken wo ſie noch unter dem Schatten des Krummſtabs wohnten, und — die Maas Bier nur zwei Kreuzer koſtete.

Wie ſcharf die Lechlinie ſich auch als Grenze der beiden Mundarten bewährt, dafür genüge ein einziges Beiſpiel. Auf dem linken Lechufer gehen gut drei Viertel aller Ortsnamen auf die Schlußbildung „ingen" aus, dieſe charakteriſtiſche Form der ſchwäbiſchen Ortsnamen, die im Herzen Schwabens bis zum Komiſchen die Alleinherrſchaft behauptet. Alſo: Göggingen, Bobingen, Inningen u. ſ. w. Sowie man aber den Fuß über den Fluß ſetzt, iſt ſchlechterdings kein „ingen" mehr aufzuſpüren, dieſelbe Form hat ſich in „ing" verwandelt, welches in Bayern ebenſo charakteriſtiſch vorherrſcht wie „ingen" in Schwaben. Alſo: Mering, Statzling, Derching u. ſ. w. Dieſe Ortsnamen auf „ing" gehen aber, obwohl ſparſamer, durch das ganze ſüdlich der Donau gelegene Oeſterreich fort bis zur ungariſchen Grenze, auf der andern Seite läuft das ſchwäbiſche „ingen" durch Württemberg und Baden nach dem Elſaß, und erliſcht erſt in den Oſtgrenzen von Lothringen und der Franche-Comté. Dieſe Conſequenz, mit welcher ſich die am meiſten charakteriſtiſche Formbildung der Ortsnamen für ganz Süddeutſchland am Lech abſcheidet, zeigt uns recht, welch eine ſcharf gezeichnete Grenze der Volksſtämme in dieſem Fluß gegeben iſt. Im Norden der Donau wird man die Grenzlinie zwiſchen „ingen" und „ing" da finden, wo die Marken des alten ſchwäbiſchen und fränkiſchen Reichskreiſes im Flußgebiet der Altmühl und der Wörnitz in einem

Winkel mit dem bayerischen Kreise zusammenstoßen. In Franken kommen beide Endungen nebeneinander, doch nur sporadisch, vor. Vorzugsweise in Süddeutschland zeigt sich die Kreiseintheilung des Reiches, wie sie Kaiser Maximilian I. geschaffen, als großentheils trefflich begründet auf die natürlichen Länder- und Völkergrenzen. So hatte sie sich auch bei Bayern und Schwaben streng an den großen strategischen Grenzgraben des Lechbettes gehalten.

Heute noch hat der Lech auffallend wenig Brücken, und der Localverkehr zwischen beiden Ufern ist erstaunlich gering. Der nächste Uebergangspunkt oberhalb Augsburg ist nicht weniger als sechs bayerische Stunden von dieser Stadt entfernt bei dem Dorfe Lechfeld. Hier ist eine Brücke, allein nur für Fußgänger praktikabel. Sie ist mit einem Thor abgeschlossen, und eine gute Strecke seitab in den Wiesen steht das Haus des Pförtners und Brückenzollerhebers. Will man die Brücke passiren, so ruft man diesen Mann herbei, der uns mit dem Schlüssel zur Brücke begleitet, das Thor aufschließt und den Zoll erhebt, um dann wieder hinter uns abzuschließen. Diese ebenso gemüthliche als gründliche Art der Brückengelderhebung und Controle gibt ein Bild von der hier herrschenden Lebhaftigkeit des Verkehrs zwischen beiden Ufern.

In alten Tagen lag es im Interesse der Politik möglichst wenige feste Brücken über den großen Grenz- und Vertheidigungsgraben des Lech zu bauen; die moderne Zeit aber hat in Bayern überhaupt noch nicht allzuviel von dem nachgeholt, was frühere Jahrhunderte in Brücken- und Straßenbau versäumt haben. Der Abgeordnete v. Koch bemerkte in einem 1850 erstatteten Bericht über das Budget des Straßenbaues als etwas besonders auffallendes, daß fast sämmtliche Brücken des Königreichs Bayern als gleichzeitig reparaturbedürftig aufgeführt seyen. Als Sanct Sebaldus im heutigen Bayern an die Donau kam, fand er weder eine Brücke noch ein Fahrzeug. Er besann sich aber nicht lange, breitete seinen Mantel aus und steuerte wie auf einem Schifflein wohlbehalten über das Wasser. Man sieht, die Brückennoth ist historisch im Lande.

Aeußerſt wenige Dörfer liegen unmittelbar am Uferrande des Lech, die meiſten ſind bis auf eine Stunde Wegs landeinwärts geſchoben; dagegen ſieht man vielfach die verwachſenen Reſte alter Wälle, Schanzen und Gräben am Waſſerſaum.

Im allgemeinen iſt auf der bayeriſchen Lechſeite noch viel größere Abgeſchloſſenheit des Volkslebens, ältere Sitte, mindere Beweglichkeit der Entwicklung wahrzunehmen als auf der ſchwäbiſchen. Schon die Bauerntracht, obgleich nicht mehr ganz ſtreng nach der Flußgränze geſchieden, macht dieß anſchaulich. Auf beiden Ufern ſind alterthümliche Volkstrachten, aber das Datum der bayeriſchen iſt das bei weitem ältere. Wenn unſere heutigen Volkstrachten nichts anderes ſind als aus der Mode gekommene ſtädtiſche Trachten, dann ſind die Altbayern bei einer wenigſtens um hundert Jahre früher abgelegten Garderobe ſtehen geblieben als die ſchwäbiſchen Bayern. Das rechte Lechufer zieht den Rock des 17., das linke des 18. Jahrhunderts vor. Dort hohe ſpitze Hüte, kurze Wämſer und lange faltige Lederſtiefel bei den Männern und die über die Schultern emporgedrückten Schinkenärmel der Frauen; hier das kleine runde Hütchen oder der Dreimaſter der Zopfzeit, lange Oberröcke mit ſtehendem Kragen, kurze Hoſen mit Schnallenſchuhen und Zwickelſtrümpfen, oder auch kurze Hoſen mit Schnallenſchuhen und — keine Strümpfe, wobei der poſſirlichſte Contraſt von Natur und Etikette auf Beineslänge zuſammengerückt iſt. In der Dachauer Gegend iſt die altüberlieferte Tracht der Frauen häßlich, unbequem und ungeſund zugleich. Aber je mehr man die Leute verſpottet über ihr wunderliches Kleid, welches auch das ſchlankſte Mädchen von hinten wie eine Buckelige von vorn wie eine Schwangere erſcheinen läßt, deſto feſter halten ſie an demſelben.

Warum ſind aber dieſe Volkstrachten gerade bei den oben bezeichneten beſtimmten Zeitpunkten ſtehen geblieben, warum nicht eben ſo gut bei einem ſpäteren oder früheren? Und iſt nicht beiläufig in demſelben Zeitraum, wo der Dorfkirchenbau auf dem rechten Lechufer zu ſtehenden Formen erſtarrte, auch die Volkstracht dieſer Gegenden für die kommenden Geſchlechter normirt worden? Wäre

ein ſolches Zuſammentreffen ſo ganz zufällig? Wenn ein Volk die Tracht einer beſtimmten Periode auf Jahrhunderte beibehält, dann betrachtet es damit jene Periode als die für ſein ganzes nachfolgendes Culturleben entſcheidende, als die Periode, in welcher es, Hegeliſch zu reden, den letzten „Ruck in ſeiner Weltgeſchichte“ gemacht hat.

Die Formen der altbayeriſchen Dorfkirchthürme und der altbayeriſchen Volkstrachten gehören weſentlich der nächſten Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege an. In dieſem Vernichtungskampfe war in den bayeriſchen Landen von Freund und Feind furchtbar gründlich aufgeräumt worden. Es war Raum für Neubildungen da. Daß ſie hervorbrachen darf nicht Wunder nehmen. Weil aber gleichzeitig das vorwärts drängende politiſche Leben in Bayern erſtarrte, blieben auch dieſe einzelnen äußerlichen Schöpfungen des Volksgeiſtes ſtehen. Die geiſtigen Kämpfe des 18. Jahrhunderts mit ihren Gährungen, Zerſetzungen, Auflöſungen, mit ihren Vorbildungen der Neuzeit ſind für Altbayern im Allgemeinen kaum, für das Bauernvolk gar nicht vorhanden geweſen. Das 19. Jahrhundert ſetzte hier gleichſam unvermittelt an das 17. an, das 18. war für dieſe Gegenden nur eine Wiederholung des 17. geweſen. Dieſer Umſtand, daß Altbayern an der Hand ſeiner geiſtlichen Führer um das 18. Jahrhundert herumgekommen iſt, mag gar manche Eigenthümlichkeit des Volkslebens wie neuerer politiſcher Zuſtände erſt in das klare Licht ſetzen.

Der gemeine Mann iſt hier im Durchſchnitt noch ſtreng kirchengläubig, er weiß nichts von den religiöſen Kämpfen und Zweifeln, die ſeit den letzten hundert Jahren wieder die gebildetere Welt aufgerüttelt haben. Er kennt nur ſeinen Katholicismus und mancher ſehr anſtändige Mann in Altbayern, der einen ſehr feinen Rock trägt, würde baß erſtaunen, wenn man ihm die Neuigkeit berichtete, daß die Proteſtanten auch an Chriſtum glauben. Als Luther mit Langenmantel zur Nachtzeit Augsburg verlaſſen, ritten ſie acht große Meilen in Einem fort das Lechfeld hinauf dem blauen Hochgebirg zu und die zur Verfolgung ausgeſandten Leibwächter des päpſtlichen Legaten kehrten erſchreckt um, da ſie Luther und den Langenmantel

auf gluthſchnaubenden und die dunkle Oktobernacht erhellenden Roſſen mit Windeseile vor ſich herbrauſen ſahen. In einer in der Lechgegend merkwürdig allgemein verbreiteten Kunde fügt der plumpe Volkshumor hinzu, daß der Reformator bei ſeiner Flucht in Augsburg die Zeche für zwei Bratwürſte ſchuldig geblieben ſey. Dieſe Geſchichte von den Bratwürſten und den feuerſchnaubenden Roſſen iſt dem Landvolk jedenfalls geläufiger als irgend eine auch nur entfernte Anſchauung von Luthers Lehre. Der Bauer von altem Schrot und Korn treibt hier ſein Roß an mit den ſtehenden Worten: „Vorwärts in Gottes Namen!“ und wenn er's muthwillig unterließe vor jedem Crucifix und Heiligenbild am Wege den Hut zu lüpfen, ſo würde er ſchwerlich mit heiler Haut oder ganzem Geſchirr heimzukommen glauben. In München hörte ich, wie zwei Bettelleute von Fach, die geſchäftsmäßig für jede empfangene Gabe ein Paternoſter zu beten verſprochen, ſehr nachdenkliche Erwägung pflogen, inwiefern die Fürbitte eines Lebenden einem andern Sterblichen nützen könne, und ob ſie den vornehmen Hallunken, denen ſie für ihre Pfennige ein Gebet zurückzahlten, noch zu einem Danke verpflichtet ſeyen oder nicht vielmehr dieſe ihnen. Unter den bayeriſchen Volksſagen bilden die kirchlichen Legenden eine ungeheure Zahl. Der beſtimmte kirchliche Geiſt ſitzt ſo tief im Volksleben, daß ſelbſt der Volksſchwank noch arglos kirchliche Anſchauungen in ſeinen Bereich zieht. Eine fromme Mutter aus Balderſchwang hatte ihr Söhnlein vermahnet, vor jedem Crucifix die Kappe zu ziehen und auch, wo möglich, daſſelbe andächtig zu küſſen. Der Bube nahm ſich's zu Herzen und als er auf dem Felde ein eiſernes Ding wie ein Crucifix liegen ſah, warf er ſich andächtig zum Kuſſe nieder. Es war aber kein Crucifix, ſondern eine Fuchsfalle; ſie ſchlug zu und nahm dem Andächtigen die halbe Naſe weg. Allein der Bube rief bloß voll Verwunderung über dieſen Empfang: „O g'rechter Herrgott wie g'ſchnell biſt du!“ Selbſt in vielen Spruch- und Redeweiſen ſpricht ſich noch dieſes Durchdrungenſeyn des ganzen Volksgeiſtes von kirchlichen Anſchauungen aus. Ein Ding das ſchnell läuft, läuft „wie ein Vaterunſer,“ und ein beſtialiſcher Trinker ſäuft

nicht wie ein Bürſtenbinder, ſondern noch, nach dem mittelalterlichen Worte, „wie ein Templer.“

Hier hat die Macht des Clerus in der That ihre feſte Stütze im Volke ſelbſt. Eine höchſt eigenthümliche Erſcheinung iſt der altbayeriſche niedere Geiſtliche des vorigen Jahrhunderts geweſen, wie ihn Bucher ſo oft und mit ſo großer Meiſterſchaft der humoriſtiſchen Charakteriſtik geſchildert hat. Dieſen Prieſtern aus der guten alten Zeit machte die Wiſſenſchaft in der Regel nicht viel Beſchwerde, ſie waren kapuzinerhaft volksthümlich, Bauern, die geiſtlich ſtudirt hatten, und deren höchſt maſſive Auffaſſung des prieſterlichen Berufes vortrefflich zu der maſſiven Natur ihrer Beichtkinder paßte. Dieſe merkwürdigen Leute waren es, welche zumeiſt dafür ſorgten, daß das bayeriſche Volk vom 17. Jahrhundert in's 19. herüberging, ohne etwas vom 18. gemerkt zu haben. Sie hielten zugleich das gemüthliche Zuſammenhalten des Bauernvolkes mit dem Clerus zu einer Zeit feſt, wo ſich's anderwärts der gebildetere Geiſtliche gerade umgekehrt zur Pflicht machte, jede unmittelbare Berührung mit der rohen Natürlichkeit des Volkslebens von ſich zu weiſen, ja von ſeinem iſolirten Paſtoralſtandpunkte aus die überlieferten Volksſitten möglichſt gründlich umzubilden und zu zerſtören.

Das altbayeriſche Volk iſt politiſch conſervativ, — allein erſt in zweiter Linie; in erſter Linie iſt es kirchlich conſervativ. Das weiß der Clerus ſehr wohl. In den ſocial zerſetzten Kleinſtaaten Mitteldeutſchlands reſpectirt das Volk vielfach nur noch deßwegen die Macht der Kirche, weil es durch die Staatsgewalt geſetzlich dazu gezwungen iſt. In den ſtreng proteſtantiſchen Provinzen Preußens dagegen geht im Volksbewußtſeyn noch vorwiegend die Treue gegen die Majeſtät des Staatsoberhauptes und die Treue gegen die ideelle Herrſcherwürde der Kirche in den allgemeinen Gedanken einer preußiſch-proteſtantiſchen Loyalität auf. Wenn irgendwo, dann iſt dort noch der proteſtantiſche Grundſatz, daß der Landesfürſt summus episcopus ſey, eine in der Volksauffaſſung gewurzelte Thatſache. Wir erhalten alſo auch hier eine dreifache

Gruppirung. Allein der Gegenſatz des ſtreng-katholiſchen Südens und des ſtreng-proteſtantiſchen Nordens berührt ſich auch wieder ungleich näher in ſich, als mit der kirchlichen Indifferenz Mitteldeutſchlands. Südbayern war zuerſt durch die Kirche centraliſirt, nachher durch den Staat. Im Norden und Oſten Preußens dagegen trat die kirchliche Centraliſation, wie in allen proteſtantiſchen Ländern, erſt mit der politiſchen und durch dieſelbe ein. Der Proteſtantismus kennt nicht nur Landeskirchen, ſondern auch Provincialkirchen, und wo der Partikularismus ſeiner Kirchenverfaſſung theilweiſe aufgehoben wurde, da iſt dieß immer auf Anregung oder wenigſtens unter thätigſter Mitwirkung der Staatsgewalt geſchehen. Im Süden ſehen wir, daß die katholiſchen Biſchöfe durch ſehr entſchiedene Forderungen zu Gunſten der politiſchen Unabhängigkeit ihrer Kirche die Miniſterien in Verlegenheit ſetzen, während im proteſtantiſchen Norden die Miniſterien in dem kirchlichen Eifer ihrer Biſchöfe eine Stütze für ihre eigenen, an das Volk gerichteten politiſchen Forderungen ſehen.

Wir kehren zu unſerer Charakterſkizze des Volkes auf den ſüdbayeriſchen Hochflächen zurück.

Auf dem rechten Lechufer ſind bis zur Donau hinab buntbemalte „Todtenbretter" an allen Straßen aufgeſtellt, und überall prangt noch in den Dörfern der altbayeriſche Kirmesbaum, ſtatt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geſchnitzten und übermalten kleinen Figuren geziert. Auf der linken Lechſeite wird man ſo wenig ein einziges Todtenbrett oder einen Baum der Art finden, als einen Ortsnamen, der auf „ing" ſtatt auf „ingen" auslautete. Es bekunden aber die Todtenbretter ſowohl wie die Kirmesbäume einen eigenthümlichen monumentalen Sinn bei den altbayeriſchen Bauern. Iſt Jemand geſtorben, ſo wird ein Brett von Manneshöhe bunt bemalt mit den Sinnbildern des Todes, die Leiche wird eine Weile auf das Brett gelegt und daſſelbe nachher mit einer Inſchrift verſehen, die gewöhnlich anhebt: „Auf dieſem Brett iſt todt gelegen der ehrengeachtete N. N." ꝛc. Dieſe Bretter werden an Feldwegen, bei Crucifixen und Heiligenhäuschen, an einem Acker des Verſtorbenen, oder

auch an ſeinem Lieblingsplatz, wo er ſich in Wald oder Feld auszuruhen pflegte, aufgeſtellt. Mehrentheils findet man ſie an Grundſtücken der einzelnen Familien, und zwar familienweiſe, zuſammengruppirt. Der Bauer hat keine Familiengruft, aber die »Monumenta« ſeiner Familie, wie ſie auch oft ausdrücklich genannt ſind, ſtehen bei einander auf dem ererbten Grundſtück. Der Cultus der Leiche, welcher darin liegt, daß der entſeelte Körper durch unmittelbare Berührung das Brett, auf dem er „todt gelegen," ſich zu eigen weihen muß, hat etwas ſchaudererregendes, und wenn der einſame Wanderer des Nachts am Saume des Waldes oder der Feldflur ſich plötzlich von einem ſolchen Brett mit dem hellgemalten Todtenkopfe angegrinst ſieht, ſo weckt das gerade nicht die behaglichſte Stimmung. Und doch wohnt dieſen bunten Brettern zugleich etwas Ehrwürdiges bei; ſie ſind einer der Uranfänge aller monumentalen Kunſt, die in der vollen Naivetät des grauen Alterthumes hier in unſere civiliſirte Welt hereinragt. Ein roh bemaltes Brett, das ſich in ſeinen Umriſſen ſogar oft der menſchlichen Geſtalt nähert, zum Gedächtniß eines Verſtorbenen an ſeinem Acker aufgeſtellt, könnte ebenſo auf einer Südſeeinſel landesüblich ſeyn als in Altbayern.

Der Kirmesbaum iſt das Monument der Lebenden. Statt der Zweige ſind breite Brettchen ſproſſenartig über einander in den Stamm gefügt, und auf denſelben die Kirche des Orts und die vornehmſten Häuſer in Schnitzwerk nachgebildet, dazu die Figuren der Bewohner in ihren verſchiedenen Hantierungen begriffen. In den Rathhäuſern unſerer alten Reichſtädte haben unſere Vorfahren mitunter die Modelle ihrer Häuſer, dazu Abbildungen der üblichen Trachten u. dgl. als ein ausdrückliches Vermächtniß für kommende Jahrhunderte niedergelegt. Iſt ein ſolcher Baum, an deſſen Stamm das Abbild des Dorfes mit allen ſeinen charakteriſtiſchen Figuren ſich bis zum Gipfel rankt, nicht ganz daſſelbe Vermächtniß, zwar nicht für kommende Jahrhunderte, aber doch vielleicht, wenn Sturm und Wetter gnädig ſind, für die nächſte Generation?

Dieſes Beſtreben, dem Individuum eine beſondere Erinnerung

zu ſtiften und zu bewahren, offenbart ſich auch noch in vielen anderen Eigenheiten des geſchilderten Volksſchlages. So gilt es z. B. als Ehrenpunkt der Familien, daß bei dem Begräbniß eines jeden ihrer Glieder vom Pfarrer eine biographiſche Skizze des Verſtorbenen in die Grabrede eingeflochten werde, ja bei Kindern, die keine acht Tage alt geworden ſind, werden die Geiſtlichen häufig um ein „Lebenslaufle" erſucht. Denn nach den Anſchauungen dieſer Bauern mangelt es auch bei einem Säugling von drei Tagen keineswegs an biographiſchem Stoff. Es gilt da zu erörtern, ob er leicht oder ſchwer zur Welt gekommen und geſtorben ſey, namentlich aber einen Excurs über die Eigenſchaften der Eltern und Taufpathen einzuflechten, und ihre Stellung in der Familie und in der Gemeinde zu ſchildern, wobei die Erwähnung der Würden, welche dieſelben etwa im Gemeinderathe, im Feldgericht ꝛc. bekleiden, um keinen Preis vergeſſen werden darf. In dieſem Herkommen ſpricht ſich eine merkwürdige Werthſchätzung des Individuums aus, welche ſehr gut zu dem hiſtoriſchen Geiſte ſtimmt, der überhaupt in dieſer Bevölkerung webt. Während dieſe Bauern ſelbſt dem Säugling ſeine individuelle Geſchichte zuerkennen und dieſelbe über dem offenen Grabe ausdrücklich beurkundet wiſſen wollen, iſt es eine angeblich unendlich höhere Civiliſation, welche die Menſchen nur noch nach Haufen und Maſſen mißt und es darum für ganz paſſend hält, daß der einzelne Verſtorbene, der ja aufhört „Werthe zu produciren," in der Stille wie ein Hund verſcharrt und ſein Gedächtniß der Vergeſſenheit überliefert werde.

Eine andere Bethätigung des monumentalen Sinnes im Volke zeigt ſich in den gemalten Votivtafeln, die in ungezählter Menge in allen den ſüdbayeriſchen Kirchen hängen, welche ein wunderwirkendes Kleinod beſitzen. Auf dieſen Tafeln ſind die Gebrechen und Krankheiten, welche geheilt worden ſind, die Stücke Vieh, welche durch das Mirakel vor Seuchen, die Häuſer, welche vor Feuer- und Waſſersnoth bewahrt werden ſollen, in einem höchſt populären Genreſtyl abconterfeiet. Muſtert man eine ſolche oft hunderte von Tafeln umfaſſende Bildergallerie, dann wird man eine Menge

interessanter Züge aus dem Volksleben vieler Generationen in naivster Weise monumental fixirt finden.

Dieses buntfarbige Bildwerk aller Art, wozu auch noch die zahllosen ausgemalten Gedenktafeln für Verunglückte zu rechnen sind, hebt in den Alpen an, herrscht auf der rechten Lechseite weit entschiedener vor als auf der linken und verschwindet größtentheils an der Donau. Auch der Schmuck der Bauernhäuser innen und außen mit allerlei bunten Schnörkeln des Tünchers (den man hier, und zwar oft mit vollem Recht, einen „Maler" nennt) pflanzt sich aus den Alpen über die südbayerischen Hochflächen fort, gegen das Donauthal hin mehr und mehr verblassend. Es ist der Zug der alten Handelsstraße aus Italien, auf welchem diese rohen Aeußerungen des Kunstsinnes beim Volke immer noch fortleben. In den Städten hat selbst der Mangel guter Pflastersteine den Vorwand zu künstlerischem Schmuck abgeben müssen, indem man die kleinen dunklen und hellen Flußkiesel zu allerlei Rosetten, Sternen, Schachfeldern, mit Arabesken und Namenszügen durchwebt, mosaikartig zusammenpflastert. Dasselbe findet sich auch in italienischen Städten.

Die Rohheit der Sitten und die intellectuelle Bildungslosigkeit, in welcher vielfach noch das südbayerische Landvolk befangen ist, erhält ein merkwürdiges Gegengewicht durch die Hegung des künstlerischen Productionstriebes. Die Kunst hat hier wirklich einen volksthümlichen Boden, und wer die Malereien und Schnitzwerke in hunderten von altbayerischen Dörfern gesehen, der wird nicht behaupten, daß die moderne Kunstpflege in München willkürlich improvisirt sey und außer allem Zusammenhange mit der Bildung und dem Geiste des Landes stehe. In Sachen der Volksbildung sind überhaupt unsere städtischen Literaturmenschen gar flink mit einseitigen Urtheilen zur Hand. Die oberdeutschen Gebirgsbauern, welche von den niederdeutschen Küstenbewohnern in allerlei Kenntniß und Wissen weit überflügelt werden, besitzen wiederum für sich einen Schatz des Kunstsinnes und technischer und künstlerischer Fertigkeiten, von welchen jene keine Ahnung haben. Wenn in den bayerischen und tirolischen Dörfern hübsche Heiligenbilder gemalt, niedliche Holzschnitzereien

gemacht werden, wenn dort von allen Feldern ſinnige Volkslieder in tauſendfacher Auswahl erklingen, wenn auf dem Schwarzwald in Strohflechterei und Uhrmacherei treffliches geleiſtet wird, ſo iſt das auch Volksbildung. Es gehört zu den größten modernen Verkehrtheiten, daß man die Volksbildung bloß darnach mißt, wie viel Procent von Artikeln des Converſationslexicons der gemeine Mann im Kopfe hat.

Zwiſchen Lech, Iller und Donau dehnt ſich eine waldbewachſene Hügellandſchaft aus, deren Bewohner, die ſogenannten „Staudenbauern," gewiß zu den abgeſchloſſenſten und bildungsarmſten des ganzen ſüdbayeriſchen Tafellandes gehören. Man wird hier wahrlich keinen ſonderlichen Kunſtſinn ſuchen. Und doch ſtieß ich auch hier auf die überraſchendſten Spuren volksthümlicher Kunſtübung. Einen verweltlichten Nachklang der Schauſpiele von Oberammergau, vielleicht auch einen Ueberreſt jener Bauernſpiele, wie ſie im 17. Jahrhundert durch die Jeſuiten eingeführt wurden, fand ich in einem der abgelegenſten Thäler dieſer Waldhügelregion, in dem Markte Welden. Auf einer Anhöhe über dieſen Ort ſtanden bis vor wenigen Jahren die Trümmer einer Burg mit dem Aufgang einer ſtolzen hundertjährigen Lindenallee. Dieſe maleriſchen Ruinen bildeten die Schaubühne; auf welcher früher in beſtimmten Jahreszyklen zwiſchen Oſtern und Pfingſten weltliche dramatiſche Bauernſpiele von den Bauern aufgeführt wurden. Jetzt, wo man die Burg der Erde gleich gemacht und die herrlichen Propyläen des Theaters, die Lindenallee niedergehauen hat, iſt die kühle Bräuhalle des Marktes zum Muſentempel erwählt worden. Im Frühling 1852 wurde die Geſchichte des ſächſiſchen Prinzenraubes in einer vom Schulmeiſter eigens bearbeiteten Dramatiſirung an allen Sonntagen und einigen Mittwochen zwiſchen Oſtern und Pfingſten dargeſtellt. Aus der Umgegend war fortdauernd großer Zuſtrom der bäuerlichen Bevölkerung. Der Bearbeiter hatte ſein Buch ganz im Geiſte der Darſteller und dieſer Zuhörerſchaft gehalten. Unſtreitig hatte er ein Ritterſchauſpiel aus dem vorigen Jahrhundert zu Grunde gelegt, dieſes aber in der Art umgebildet, daß er alles eigentlich literariſche

daraus entfernte, namentlich die Reflexionen und Deklamationen strich, die psychologischen Motivirungen auf das nothdürftigste einschränkte, dagegen alle thatsächlichen, die Handlung vorwärts bewegenden Momente stehen ließ und in derben, unvermittelten Gegensätzen aneinander reihte. So war das literarische Ritterstück in der That zu einem ächten Bauernspiel geworden, und die Darsteller fanden sich vortrefflich zurecht in dieser ihrem Bildungsstandpunkte durchaus angepaßten Dichtung. Sie entwickelten die in rohen Umrissen gezeichneten Charaktere auf das Bestimmteste und sprachen ihren Dialog im bayerisch-schwäbischen Dialect, öfters unverkennbar improvisirend, mit einer Naivetät, welche ein Ueberschlagen der ernsthaft pathetischen Darstellung in's Komische durchaus verhütete. Wir saßen im Dämmerlichte der kühlen Halle auf Brettern, die über Bierfäßchen gelegt waren, hinter uns eine athemlos lauschende, durchaus andächtige von allem Kritisiren weit entfernte Zuhörerschaft, vor uns die matt erleuchtete Bühne mit ihrer kindlichen im Orte selbst gemalten Scenerie, mit den derben, überkräftigen Gestalten der bäuerlichen Spieler, die in seltsam travestirtem Costüme dröhnenden Schrittes auf dem Kothurn einhergingen, und unvermerkt wurden wir kritische städtische Zuschauer in dieselbe Andacht hineingezogen, wie die Bauern und folgten der Handlung gleich Kindern, die zum erstenmal die Herrlichkeit der Bühne schauen; wir waren vollkommen von dem Ernste der dargestellten Situationen erfüllt und verließen die Halle mit einem Eindruck, mit dem man bei Dramen verwandten Inhaltes unsere besten Theater so selten verläßt, mit dem Eindrucke, das historische Ereigniß mitgelebt zu haben. Dieß kam aber lediglich daher, weil die Darsteller selbst noch so unbefangen waren, daß sie im vollen Ernste in ihren Situationen stacken, weil sie mit heiligem Eifer spielten, in dem naiven Bewußtseyn, das einzig Richtige zu wollen und zu leisten, ohne alle Kritik sich dem instinktiven Verständniß der ganz einfachen für ihre Bildung passenden Thatsachen, Charaktere und Entwicklungen hingebend.

Die begeisterte Anerkennung, welche einer der ausgezeichnetsten Kenner deutscher Bühnenkunst unlängst der freilich ohne Vergleich

höher ſtehenden vollendeten Natürlichkeit der Kunſtübung bei den Paſſionsſpielen von Oberammergau ſpendete, hat die Zionswächter der rein intellectuellen Aufklärerei im Volksleben ſofort allarmirt. Denn daß ein Volksſchlag dem Drange nach geiſtiger Bewegung in derlei idylliſcher Kunſtübung Genüge thut, ſtatt nützlichere Dinge zu lernen und ſeinen Geiſt zur ſelbſtändigen Kritik an Staat und Kirche zu ſchärfen, iſt doch wohl ſchlimm genug, und dem in ſich befriedigten Traumleben einer ſolchen Kunſtſpielerei das Wort zu reden, dahinter ſteckt doch wohl ein arger Obſcurantismus!

Wie wir aber die individuelle Mannichfaltigkeit in den Gliederungen der Geſellſchaft erhalten und weiterbilden möchten, ſo auch bei den Volksgruppen. Das Volksleben eines jeden Gaues ſtrebt ſeinem eigenthümlichen Berufe zu, und ſtatt darüber zu ſtreiten, ob ſüddeutſches Volksthum um ſeiner vorwiegend künſtleriſchen Bildungsſtoffe höher oder tiefer ſtehe, als manche in intellectueller Richtung beſſer geſchulmeiſterten Volksgruppen des deutſchen Nordens, ſollten wir froh ſeyn, daß wir beide Bildungsformen neben einander beſitzen; denn die individuelle Durchbildung des Charakters der einzelnen Volkskreiſe iſt eine Bürgſchaft für die Lebensfähigkeit der geſammten Nation.

Unſere oben gemachte Bemerkung, „daß in den deutſchen Gauen, wo die äußeren hiſtoriſchen Denkmale am reichſten bewahrt ſind, der hiſtoriſche Charakter des Volkes am meiſten erloſchen ſey, während in andern von monumentalen Trümmern entblößten Landſtrichen das lebende Denkmal der hiſtoriſchen Einrichtungen und Sitten am feſteſten ſich erhalten habe," findet auch auf die Bewahrung der überlieferten volksthümlichen Kunſtproductivität theilweiſe Anwendung. In den Rheingegenden, wo im Mittelalter ſo reges Kunſtleben waltete, iſt jetzt der ſchöpferiſche Kunſttrieb im Volke entweder ganz erloſchen, oder außer allem Zuſammenhang gekommen mit der früheren volksthümlich künſtleriſchen Thätigkeit. Ein neues Volk wandelt zwiſchen den alten Denkmalen. Ganz anders iſt dieß bei Südbayern. Hier hat das Volk ſelber die geſchichtliche Ueberlieferung ſeiner alten Künſtlerthätigkeit praktiſch bis auf dieſen Tag

festgehalten. Namentlich in der bildenden Kunst sind die verschiedensten populär gewordenen Spielarten des Styles neben und durch einander stehen geblieben und wieder verarbeitet worden, ganz wie bei dem ächten Volkslied, wo auch Jahrhunderte ihren Beitrag zu einzelnen Formen, Wendungen und Zügen liefern, so daß es vielen Generationen zu eigen gehört, aber keiner von ihnen ganz. Dieß zeigt sich schon in dem Häuserbau der Dörfer, in dessen mannichfaltigen Abstufungen von den Alpen bis zur Donau die verschiedensten Zeitalter neben einander vertreten sind. Klarer noch tritt es in den Cultusbildern zu Tag. Die steifen, byzantinischen Formen der Muttergottes von Altötting, mit geradlinigem, durchaus vergoldetem Gewande, schwarzem Gesicht und einem Mohrenknaben als Christkind auf dem Arme, werden von dem ländlichen Bilderschnitzer Südbayerns immer noch in archaistischer Weise nachgeahmt, während bei anderen Darstellungen der Madonna das Ideal der gothischen Sculptur oder der Zopfzeit in einer modernen und volksthümlichen Auffassung festgehalten und weitergebildet worden ist. So sind die ältesten Anfänge der geistlichen Bauernspiele in dem „Pfingstritt" zu Kötzing im Bayerwalde, in dem „Drachenstich" zu Furth in der Oberpfalz ꝛc. lebendig geblieben, während in den Oberammergauer Passionsspielen diese volksthümlichen Kunstproductionen nach der Tradition ihrer reifsten Entwickelung fortgeführt wurden und in den oben geschilderten periodischen Schauspielen zu Welden in der Verzopfung des 17. Jahrhunderts erscheinen, bei welcher aber einzelne ältere historische Erinnerungen halb erloschen immer noch durchschimmern.

Zu solch unläugbarem künstlerischem Instinkt, der überall im südbayerischen Volksleben aufblitzt, stehen dann freilich so manche hervorstechende Züge massiven, rohen, ungeschlachten Wesens in grellem Contrast, jenes derben Materialismus, den der deutsche Norden so gerne in Verbindung bringt mit den vielberufenen 7½ Millionen bayerischen Eimern Bier, die jährlich im Lande gebraut werden. Der Zug des Plumpen und Massiven im Charakter des Volkes dieser rauhen Hochflächen spiegelt sich trefflich in einer

bayerischen Variante zu einer hessisch-thüringischen Legende von der heiligen Elisabeth. Der frommen Landgräfin von Hessen verwandelten sich bekanntlich die Speisen, welche sie verbotenerweise den Kranken zutrug, in Rosen, als sie, von ihrem Gemahl ertappt, behauptet hatte, der Korb enthalte Rosen. Die heilige Radegundis, welche von den Anwohnern des Lechs verehrt wird, trug gleichfalls Speisen verbotenerweise den Kranken zu; als sie ertappt wurde, behauptete sie, sie trage Lauge und Kämme im Korbe, und Milch und Butter fand sich in Lauge und Kämme verwandelt. Das charakterisirt mitteldeutsches und oberdeutsches Volksthum: dort Rosen, hier Lauge und Kämme. Auch in der volksthümlichen Kunstbetriebsamkeit Südbayerns wird man das Graziöse, den rheinisch-französischen Schick für eine anmuthige Gesammtwirkung vergeblich suchen.

Jeder, der auch nur ein winzig Bruchstück des deutschen Volkes kennt, glaubt sich berechtigt, dieses Fragment für das deutsche Volk im Allgemeinen zu nehmen und demgemäß von den Ansichten, dem Bewußtseyn, den Forderungen des Volkes zu sprechen.

Das Bewußtseyn des deutschen Volkes unterscheidet sich aber dadurch von dem der meisten andern Völker Europa's, daß es sich in endloser Vereinzelung abstuft und nur in wenigen großen Grundzügen eins ist.

Diese Bauern der südbayerischen Hochflächen, die so gut wie gar nicht politisch räsonniren, die in der überfüllten Schenkstube, wenn die Abendglocke das Ave Maria läutet, das Bierglas vom Munde setzen und in dem plötzlich kirchenstill gewordenen Raume, während vielleicht die Wirthin oder gar die Kellnerin den Abendsegen spricht, andächtig die Responsorien sagen, und wenn der letzte Ton der Glocke verklungen, wieder zum Bierglas greifen und weiter zechen, wie die Bürstenbinder — diese Bauern sind ebensogut ein Stück deutschen Volkes, und zwar ein tüchtiges Stück, wie ihre viel aufgeklärteren Collegen in Baden, Rheinpreußen oder sonstwo.

Die groben Verbrechen gegen Person und Eigenthum: Mord, Todtschlag, Raub, Diebstahl sind hier verhältnißmäßig noch häufig unter dem rohen Volk; anderwärts wiegen die feineren selbst bei

dem gemeinen Manne schon vor: Meineid, Fälschung, Betrug ꝛc. Wer will entscheiden, welches von beiden für die tiefere Unsittlichkeit zeuge? Man erzählt sich von altbayerischen Orten, wo eine Kirmes nicht für eine recht lustige gilt, wenn nicht Einer wenigstens im Jubel todtgeschlagen worden ist. Es wird den Leuten kannibalisch wohl, daß sie ausrufen: „Heute ist's sakrisch lustig, heut muß noch Einer hin werden!" Das ist etwas zu viel Natur, aber doch eben noch Natur.

Das Landvolk steht im weitaus größeren Theil Süddeutschlands fast durchweg unter geistlichem Einfluß. Man muß daher in Sachsen oder am Rhein nicht glauben, daß dem „deutschen Volke" überhaupt der Weg zur Kirchenthüre bereits aus dem Gedächtniß gefallen sey. Bei Bergheim, im Wertachthale, sind zwei merkwürdige hölzerne Unglückstäfelchen aufgerichtet. Das eine besagt, daß hier ein Bauer des Ortes im dreißigjährigen Krieg von einem Schweden erschlagen worden; das andere, daß der Dorfschmied dem Pferde eines schwedischen Reiters an den Schweif gebunden, bis dorthin geschleift worden sey und an der Stätte seinen Geist aufgegeben habe. Solche landesübliche hölzerne Tafeln dauern in der Regel nur zehn bis zwanzig Jahre, man läßt sie verwittern und mit der verlöschenden Schrift erlischt auch allmählich das Gedächtniß des Unglücksfalles. Aber während man tausende solcher Tafeln zu Grunde gehen ließ, sorgte man, daß gerade diese Denksäulen von Gräuelthaten der Schweden durch mehr als zwei Jahrhunderte immer wieder hergestellt wurden, damit dem Volke das Grauen vor den schwedischen Ketzern recht frisch und lebendig bleibe.

Das wunderliche Gemisch von natürlicher Rohheit und naiv religiöser und volkskünstlerischer Bildung macht den südbayerischen Bauer zu einer höchst anziehenden Charakterfigur. Gesteigert finden sich dieselben Züge bei den Tirolern wieder, wo die blasirten vornehmen Leute ja längst das Anziehende der Erscheinung herausgefunden haben und dem pfiffigen Gebirgssohn einen Sechsbätzner geben, damit er sie butzt und ihnen ein paar Grobheiten sagt und hinterher die dummen Teufel auslacht, welche meinen, diese bezahlte

Grobheit ſey Natur geweſen. Viele bayeriſche Dörfer haben ihre förmlichen Heroen der Rauf- und Prügelkunſt, Burſche von fabelhafter Kraft der Fauſt, deren Andenken oft noch nach hundert Jahren in der Bewunderung des Volkes fortlebt. Wir wiſſen nicht einmal, ob der alte Heide Herkules, oder der ſtarke Hermel aus Rheinland wirklich gelebt hat, aber daß der „Herkules von Bächingen" wirklich gelebt hat, daß er den bayeriſchen Hieſel mit der Fauſt zu Boden geſchlagen, daß er die Franzoſen in den Revolutionskriegen gefoppt und durchgewalkt hat, wie Simſon die Philiſter, das wiſſen wir beſtimmt. Dieſer Herkules aus dem 18. Jahrhundert, von deſſen Thaten noch immer die Spinnſtuben in dem Winkel zwiſchen Donau, Iller und Lech widerhallen, ließ ſich an den Webſtuhl feſſeln, wie der alte Herkules an den Spinnrocken, und ſtarb als ehrſamer Webermeiſter.

Wo die Rohheit dieſes Volk herabwürdigt, da adelt es auf der andern Seite die Kraft. Wenn man ſolchen Leuten mit einemmale Bildung und feine Politur aufdringen wollte, dann würde man ſie in Grund und Boden verderben. An den bayeriſchen Seen theeren ſie ihre Kähne nicht, ſo daß dieſelben nach wenigen Jahren verfaulen. Ich möchte aber den Hexenmeiſter ſehen, der es ſolchen Stockbauern in den Kopf brächte, daß ein getheertes Schiff, welches doppelt ſo lange hält, als ein ungetheertes, darum faſt noch einmal ſo wohlfeil ſey, als dieſes.

Die Bauern der ſüdbayeriſchen Hochflächen ſind unzugänglich, ſchwer in's Geſpräch zu bringen; ſie verrathen dem Fremden gegenüber durchaus nicht jene vordringliche Neugier, welche den mitteldeutſchen Bauer auszeichnet. Wo die nächſten Hügel grenzen, da iſt ihnen, wie man ſagt, die Welt mit Brettern zugenagelt. Eben weil ihnen die Neugierde fehlt, kann eine fremde Bildung nicht bei ihnen eindringen. Einem ganz geſcheidten und in ſeiner Art ſehr gewürfelten Bauersmann am Ammerſee ſuchte ich vergeblich die Thatſache begreiflich zu machen, daß ſeine Seegegend vor den benachbarten Hügelregionen durch große Regenmaſſen heimgeſucht ſey. Er meinte, wenn es am Ammerſee regne, werde es auch in der übrigen Welt regnen, übrigens kümmere es ihn gar nicht zu wiſſen,

ob es anderwärts regne, er habe an ſeinem eigenen Regen genug. Der rheingauiſche Bauer iſt das gerade Widerſpiel zu dieſer Art. Er iſt das neugierigſte Geſchöpf, und ſeine Phantaſie weilt oft lieber in Holland, dem gelobten Lande ſeiner Schiffer und Floßknechte, als in der eigenen Heimath.

Der gemeine Mann auf den ſüdbayeriſchen Hochflächen trägt zu jeder Jahreszeit einen ſchweren Tuchmantel, der aufgeklärte Bauer der mitteldeutſchen Gebirgsgegenden meiſt einen luftigen Kittel.

In Südbayern ißt man im Dorfe noch Fleiſch, und zwar tüchtige Portionen, dazu auch häufig Weizenbrod, und trinkt ein kräftiges Bier. In den rauheren Gegenden Mitteldeutſchlands iſt Fleiſch längſt eine große Rarität beim Bauersmann geworden, man hilft mit Kartoffeln und Käſe aus, ißt ſchweres, naſſes Hafer- oder Kartoffelbrod und trinkt Branntwein dazu.

Das materielle Wohlbehagen iſt im äußerſten Süden wie im äußerſten Norden Deutſchlands der Landbevölkerung auch in ſolchen Schichten noch zu Theil geworden, wo in Mitteldeutſchland die Armſeligkeit vorwiegt. Bei den ſüdbayeriſchen Bauern, die doch immer noch auf einem Wagen mit ein paar ſchweren Pferden wettfahrend in die Stadt zum Markte kommen, iſt der letzte Reſt des ſtädtiſchen Wohlſtandes, der weiland in Augsburg Geſchäfte mit 175 Procent Reingewinn machte, gleichſam auf's Land gezogen. Wenn ich in einem Dorfwirthshauſe nur die Hälfte der aufgetragenen mächtigen Fleiſchportion zu bewältigen vermag, und der Wirth überraſcht mich durch die Darreichung von einem Bogen Papier, damit ich die andere Hälfte, weil ſie ja bezahlt ſey, zu mir ſtecken und mit mir nehmen möge, ſo zeugt das doch noch von Wohlſtand und Solidität. Erkennt man nicht auch hierin, wie ſich in Bayern die neue Zeit unvermittelt an die alte angeſetzt hat?

Treten wir in unſere mitteldeutſchen Dörfer, ſo fällt mehrentheils das Schulhaus, als der Palaſt im Dorfe, dem Wanderer zuerſt in's Auge. In Südbayern iſt dagegen mehrentheils das Wirthshaus der Palaſt im Dorfe, das Schulhaus findet man ſeltener heraus. Aber neben dem Wirthshaus ſteht gemeiniglich die Kirche,

und wenn das Wirthshaus am Sonntag Abend bis zum Erdrücken voll iſt, ſo war doch auch die Kirche im Lauf des Tages nicht minder überfüllt. Es gibt mancherlei Volkserziehung, und aus ſich ſelber bildet das Volk immer diejenige Pädagogik heraus, die ſeiner Natur am angemeſſenſten iſt. Dieſe ſo grundverſchieden geartete Natur der deutſchen Volksſtämme läßt ſich vielleicht ausgleichen im Laufe der Jahrhunderte aber gewiß nicht heute oder morgen. Wer ſo friſchweg von dem Bewußtſeyn und den Bedürfniſſen des deutſchen Volkes im Allgemeinen ſpricht, der bringe es einmal erſt dem ſüdbayeriſchen Bauern bei, daß er die Erziehung der Schule über die Erziehung der Kirche ſetze, daß er links vom Lech einen ſpitzen, und rechts vom Lech einen runden Hut trage, daß er Kartoffeln eſſe, ſtatt Kalbsbraten; daß andererſeits der mitteldeutſche Bauer im Sommer einen ſchweren Tuchmantel überhänge, ſtatt des Kittels, und daß die rheiniſchen Gaſtwirthe aus freien Stücken dem Gaſt einen Bogen Papier bringen, damit er den bezahlten aber unverzehrten Reſt ſeiner Mahlzeit mitnehmen könne. Wer das nicht fertig bringt, der muß auch das ihn zunächſt umgebende Bruchſtück des deutſchen Volkes nicht flugs für das ganze Volk nehmen.

Es gibt zweierlei Kunſt der inneren Verwaltung: für individualiſirtes und für centraliſirtes Land. Das ausgelebte, übervölkerte, individualiſirte Land fordert, daß man neue Entwickelungsbahnen für die Thatkraft ſeiner Bewohner aufſchließe, neue Gewerbe, neue Formen der Bodenbenutzung ſchaffe; das dünn bevölkerte, von der Natur in's Große angelegte, Land mit ſeiner in der Cultur noch naiven Bevölkerung bleibt ſteif und ſtörrig in ſeinen alten Formen ſtehen. Den alten Ackerbau, das alte Gewerb muß man hier quantitativ fortbilden, lebendig machen und nicht eine Cultur ganz neuer Art ſchaffen wollen. Hier wäre Gift, was dort heilende Arznei.

VII.

Das Land der armen Leute.

Ich begegnete einmal im Walde zwei Holzhauern, welche mit der dem gemeinen Manne eigenen Liebhaberei für allgemeine moralische Betrachtungen über ihre eigene Armuth philosophirten. Der Eine meinte, Armuth sey ein böser Stand, der Andere aber, nein, Armuth sey der beste Stand und die armen Leute die besten Leute; denn wäre Armuth nicht der beste Stand, so würde ihn Christus nicht vor allen andern sich erwählt haben und aus freien Stücken ein armer Mann geworden seyn. Darauf erwiderte der zuerst gesprochen: eben darum weil unser Herr Christus aus freien Stücken arm geworden, sey er gar kein rechter armer Mann gewesen, denn wer arm seyn und bleiben wolle, der höre damit schon von selber auf „arm" zu seyn; nur wer arm sey und reich werden wolle ohne es zu können, der sey der rechte arme Mann.

Vervollständigt man die Theorie dieses Holzhauers, dann gibt es zweierlei Armuth, die eigentlich nicht arm ist: die freiwillige und die naturnothwendige. Die Letztere kann wiederum eine unbewußte seyn wie bei ganz rohen Naturvölkern und Naturmenschen, oder eine bewußte, die sich aber in ihrer Naturnothwendigkeit erkennt oder ahnt.

Mit den beiden letzteren Gattungen haben wir es hier zu thun.

Es ist eine ganze Kette deutscher Landstriche, die uns diese natürliche, an dem Boden haftende Armuth darstellt, mehr als ein geographisches und ethnographisches denn als ein sociales Phänomen. Diese Gegenden sind darum aber nicht bloß für das Studium der Wechselbeziehung von „Land und Leuten" besonders wichtig, sondern

auch eben so sehr für das der socialen Gebilde. Wir können hier den Unterschied zwischen armen Leuten und Proletariern, zwischen der naiven und der reflektirten, der reactionären und der oppositionellen Armuth im Spazierengehen kennen lernen. Diese Gegenden sind in socialer Beziehung eine großartige historische Ruine. Wir sehen in denselben die armen Leute des Mittelalters noch leibhaftig vor uns stehen, während eine Wanderung von wenigen Stunden seitab in üppigere Gründe und Ebenen uns zu den modernen armen Leuten führt, von verarmten Bauern, die aber noch ächte Bauern sind, zu ächten Gliedern des vierten Standes. Hier also können wir höchst praktische Vorstudien für eine der entscheidendsten Fragen in der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft sammeln.

Ich habe schon mehrfach im Vorbeigehen auf diese für den Culturhistoriker wie für den Social-Politiker gleich wichtigen Landstriche hingewiesen. Zuerst in dem Kapitel von den „Wegen und Stegen." Dort zeigte ich, daß die Armuth in den hier zu besprechenden Gegenden der deutschen Mittelgebirge nicht zu allen Zeiten eine naturnothwendige war, wie in den unzugänglichen Winkeln des Hochgebirgs, sondern daß sie zum Theil erst in neuerer Zeit eine naturnothwendige geworden ist, geworden durch die unbeugsame Macht gänzlich umgewandelter Verhältnisse der allgemeinen Civilisation. Dennoch aber war es nicht Zufall oder Willkür was diese Gegenden hierbei allmählich in die Ecke schob, sondern die zwingende Nothwendigkeit der Bodenverhältnisse. Gerade durch diese zusammengesetzte Einwirkung der Nothwendigkeit flüssiger Culturentwicklung und der Nothwendigkeit für alle Zeit feststehender Bodenverhältnisse bieten die Zustände dieser abgeschlossenen Mittelgebirgsgegenden ein ungleich tieferes soziales Interesse als die einfachen Zustände der bloß durch die Naturgewalt von jeher vereinsamten Winkel des Hochgebirgs und der Meeresküsten. Zum andernmale gedachte ich der naiven Armuth dieser Mittelgebirge, als ich von dem mit Elend gesättigten Reichthum, dem proletarischen Reichthum, jener Rebengaue sprach, die, an ihrer Schwelle liegend, unmittelbar unter ihren Schutz gestellt sind.

Ich faſſe hier vorzugsweiſe die, auch geologiſch eng zuſammenhängende Baſaltgebirgskette des Weſterwaldes, des Vogelbergs und der Rhön in's Auge. Denn in dieſer Gebirgsgruppe finden ſich die gedachten Verhältniſſe am reinſten vor; wie eine Inſel voll eigenartiger, in ſich abgeſchloſſener Natur ragt ſie aus dem individualiſirten Mitteldeutſchland auf und bildet zugleich in ihrem nordweſtlichen Theile eine Grenzſcheide zwiſchen mitteldeutſchem und norddeutſchem Land.

Der hohe Weſterwald iſt ein in's Rheinfranken- und Heſſenland vorgeſchobenes Stück Weſtphalens; er bildet den vorderſten Wall des weſtlichen Norddeutſchlands, ja er zeigt in Volksart und Sitte bereits Züge norddeutſchen Charakters, wie ſie viel weiter nördlich im Rheinthale noch nicht hervortreten. Fränkiſche und ſächſiſche, oberdeutſche und mitteldeutſche Natur ſtößt hier auf einander, vermittelt und verbindet ſich. Dieſe kahle, arme, faſt nur mit dem grünen Sammt der Heidevegetation geſchmückte Hochfläche, auf welcher zahlloſe Baſaltblöcke zerſtreut liegen, als habe der Himmel in ſeinem Zorn Felſen gehagelt, bildet darum ſchon in rein ethnographiſchem Betracht eine der merkwürdigſten Uebergangslinien Deutſchlands.

Nicht am Main, nicht am Taunus, nicht an der Lahn, ſondern erſt auf den ſüdlichen Höhevorſprüngen des Weſterwaldes beginnt die oberdeutſche Mundart ſich von der niederdeutſchen zu ſcheiden; hier aber auch ſo ſchroff und plötzlich, daß man die Grenzlinie oft bis auf eine Stunde Wegs ausrechnen kann. Der weſtphäliſche und kölniſche Dialect des Weſterwälders ſchließt ſich äußerſt ſpröde ab, wie alles auf dieſem Gebirgszug in Eigenheit und Eigenſinn ſich abſchließt; er hat den ſüdlichen Grenznachbarn erſtaunlich wenig Einfluß vergönnt.

Die ſüdlichen Vorberge des Rothhaargebirgs, wo Ruhr und Lippe entſpringen, ſtoßen von Norden her in einem ſtumpfen Winkel auf die Nordoſtſpitze des Weſterwaldes. Sie verknüpfen ſich ſo eng mit demſelben, daß man ſie auch als deſſen nordöſtliche Vorkuppen anſehen kann. An dem Edderkopf, um deſſen Beſitz ſich

Rothhaargebirg und Westerwald streiten können, quillt gen Westen die Sieg, gen Norden die Edder, gen Osten die Lahn, gen Süden die Dill. Mittelrheinisches, niederrheinisches und Wesergebiet sind in dieser Waldwildniß mit ihren Wurzeln förmlich in einander verflochten: die Marklinie West- und Mitteldeutschlands stößt mit der Marklinie Süd- und Norddeutschlands in dieser öden Ecke zusammen.

Ganz ähnlich wie hier an der westlichen Pforte Mitteldeutschlands ist es auch an der östlichen, beim Fichtelgebirg, dessen sociale Zustände sich vielfach mit denen unserer Basaltgebirgsgruppe in Parallele setzen ließen. Am Fichtelgebirg stößt Böhmen, Sachsen, Thüringen und Franken zusammen, und von seinem Hauptstock fließen Saale, Eger, Naab und Main nach den vier Weltgegenden und den vier Hauptströmen Deutschlands ab. Solche natürliche Grenzburgen sind aber auch immer in socialer Beziehung Burgen geblieben, die nur wenig fremdes Wesen einließen, deren Volksleben namentlich unter einer politischen Centralisirung selten gelitten hat. Keine dieser Grenzburgen ist früher in den Händen einer starken politischen Macht gewesen und die bureaukratischen Verordnungen konnten in diesen Einöden der Sitte wenig anhaben. So konnte der Fichtelberger zur Zeit der haltlosen bayreuthischen Wirthschaft das trutzige Verschen sprechen:

„Bayreuther Gebot,
Selber Brod,
Thiersteiner Bier
Währet nur ein Wochener vier."

Mit den ersten Steigungen des Westerwaldes heben die natürlichen Sympathien für die norddeutsche Großmacht, für Preußen an. Der Westwälder des Südabhanges wohnt noch im Guldenlande, er rechnet aber trotzdem nach Thalern; seine Flüßchen und Bäche ziehen nach Süden in's Lahngebiet, aber er folgt nicht diesem natürlichen Zuge. Eine Meile südwärts in's Thal hinab ist ihm weiter als drei Meilen nordwärts über den Kamm des Gebirges. Nach Norden zieht ihn sein ganzes Interesse; nach dem Kölner Lande führt er seine Produkte aus, und aus den gewerbfleißigen

Thälern der Sieg, der Wupper und der Ruhr ſtrömt ihm das induſtrielle Leben zurück.

So wird auch der ſüdliche Weſterwald zu einer moraliſchen Provinz Preußens, obgleich öde Bergköpfe und Waſſerſcheiden den mitten über die Hochfläche laufenden preußiſchen Grenzgraben nicht nur als eine politiſche, ſondern auch als eine natürliche Grenze bezeichnen. Der Weſterwald weiß ſich als ein Ganzes trotz der politiſchen Theilung, weil er *ſocial* zuſammengehört. Sowie man hier die preußiſche Grenze auch nur um ein paar Stunden überſchreitet ſtößt man auf eine blühende Induſtrie, während auf der naſſauiſchen Seite ein armes Bauernland iſt, in welchem ſich die Keime gewerblicher Betriebſamkeit erſt mühſelig durchzuringen beginnen; aber Induſtrieland und Bauernland fühlt ſich hier verbunden und einig, weil beides Weſterwälderland iſt.

Grenzwälle und Grenzgräben pflegt man öde liegen zu laſſen: ſo ſind auch dieſe rieſigen Grenzwälle der Baſaltberge, welche theils Mitteldeutſchland von Norddeutſchland ſcheiden, theils ſich in das mitteldeutſche Land hineinkeilen, um dieſe ohnedieß ſchon hinreichend zerriſſene Strichen noch mehr zu zerreißen, öde liegen geblieben.

Die Stabilität der Sitte, dazu auch das ökonomiſche Verwildern und Zurückbleiben der Bauern unſerer Baſaltgebirgsgruppe erhält durch die Grenzlage dieſer Hochburgen eine hiſtoriſch-politiſche Begründung. Wenn der Weſterwald als ein weit hinausgeſchobenes Vorgebirg erſcheint, dann trafen neben und in den Bergzügen der Rhön und des Vogelbergs in alten Zeiten die Kreuzungswinkel der verſchiedenſten Landesgrenzen aufeinander. Auf der Rhön ſtießen die Grenzen von fuldaiſchem und würzburgiſchem Gebiet zuſammen, dann berührten ſich hier die Spitzen von hanau-münzenbergiſchen, heſſenkaſſel'ſchen, hennebergiſchen Ländertheilen, und dazwiſchen eingeſtreut lagen Enclaven der fränkiſchen Reichsritterſchaft.

So klein die Kette des Vogelberges iſt, ſo berührten ſich an und auf derſelben doch die Marken von Heſſen-Darmſtadt, Fulda, Hersfeld, Iſenburg, Solms-Lich, Solms-Laubach, Hanau-Münzenberg, Stollberg-Gedern und von reichsritterſchaftlichem Gebiet. Von einer

gemeinſamen Verwaltungspolitik des ganzen Gebirges konnte alſo nicht entfernt die Rede ſeyn, faſt jedes Thal lag ja für ſich abgeſperrt in dem Grenzwinkel eines andern Landes. Heutzutage ſtehen bayeriſche, heſſiſche, weimariſche und meiningiſche Markſteine auf der Rhön, doch iſt wenigſtens die überwiegend größere Maſſe zu Bayern gefallen.

Für den Culturfortſchritt der Gebirge ſind jene alten politiſchen Zuſtände natürlich vom größten Nachtheil geweſen. Sie vermochten aber nicht auseinanderzureißen, was die Einheit der Bodenbildung zu einem ſocialen Ganzen verband. Die Einförmigkeit namentlich des Weſterwaldes und Vogelbergs in den Berg- und Thalformen, in der Vegetation, in der Anlage der menſchlichen Siedelungen wirkte mächtiger als die Buntſcheckigkeit der willkürlichen politiſchen Abgrenzungen. Dieß iſt ein ſehr merkwürdiges Zeugniß für die Zähigkeit des Zuſammenhanges von Land und Leuten.

Sodann zogen ſich ſeit dem Ausgange des Mittelalters die Reſidenzen der Fürſten wie die Herrenſitze des begüterten Adels immer mehr den Ebenen und großen Flußthälern, den dort gelegenen größeren Städten zu. Nach dem dreißigjährigen Kriege bis gegen die neuere Zeit hin ſind jene rauhen Berggegenden unſeres Vaterlandes für die gebildete Welt wie verſchollen geweſen; ſie mußten erſt wieder entdeckt werden. Nicht einmal die modernen Touriſten mochten die Romantik der einförmigen Oede des hohen Weſterwaldes und Vogelsberges ſchmecken. Als im Herbſte 1850 deutſche Heerestheile auf den unwirthlichen Hochflächen des Fulderlandes Quartier bezogen hatten, und nun die Klagelieder über die entſetzliche Dürftigkeit dieſes Strichs durch alle Blätter zogen, da wurde für einen guten Theil des deutſchen „Leſepublikums“ das Elend erſt entdeckt, in welchem die Leute von der Rhön gefangen liegen. Man nahm mit geſpannter Aufmerkſamkeit die Schilderungen dieſer patriarchaliſchen Armuth und Genügſamkeit hin, die dann auch der weſterwäldiſchen und vogelsbergiſchen wie aus dem Geſicht geſchnitten ähnlich ſah. Es iſt bemerkenswerth, daß die Händel großdeutſcher und kleindeutſcher Politik — Bronnzeller Andenkens — die Oedungen

und Wüſteneien auf eine Zeitlang tagesgemäß gemacht haben. Nachgehends kamen die Hungersnöthe auf den unwirthlichen Baſaltbergen, da wurden dann die „Myſterien“ dieſer vergeſſenen Winkel erſt recht intereſſant für die blaſirten Stadtleute.

Seit alten Tagen ſind jenen Landſchaften von tauſend Fortſchritten der Staatsverwaltung und Volkswirthſchaft nur kümmerliche Bruchſtücke zu gut gekommen. Die abgelegenen Bergbewohner fühlen es heute noch, und ſprechen es aus, daß ſie die Stiefkinder des Staates ſeyen gegenüber den Bewohnern der Niederungen mit ihren Reſidenzen, Haupt- und Handelsſtädten, mit ihren centraliſirten Erwerbsquellen. In dem individualiſtiſchen Mittelalter waren die Gaben gleichmäßiger vertheilt, darum ſtanden damals die unwirthlichen Gebirge weit weniger in der Cultur zurück gegen die geſegneteren Ebenen zu ihren Füßen. In der bureaukratiſchen Zeit betrachtete man wohl gar ſolche Berggegenden als ein kleines Sibirien, wohin man mißliebige und unfähige Beamte verbannte, als bequeme Strafcolonien für anſtößige Geiſtliche u. dgl. Als ob es nicht im Gegentheil die natürlichſte Forderung der Staatsklugheit geweſen wäre gerade den Kern der Beamtenſchaft dorthin zu ſenden, wo die härteſte Arbeit winkte, wo am heißeſten zu ſchaffen war, um durch geſteigerte Cultur, durch Ausbeutung aller Hülfsquellen der Ungunſt von Boden und Klima Trotz zu bieten!

So liefen ſeit Jahrhunderten tauſend feine Fäden zuſammen um allmählich dieſes große Netz von Noth und Elend zu ſtricken, welches ſich um dieſe deutſchen Gebirge zuſammengezogen hat, und die feinen Fäden dünken vielen bereits unzerreißbar wie Schiffstaue.

Ein Blick auf die Specialkarten lehrt, daß die Dörfer faſt nirgends dichter bei einander liegen als auf unſern magern mitteldeutſchen Baſaltgebirgen, und zwar ſeltſamerweiſe oft in den ödeſten Strichen am allerdichteſten. Es iſt dieſes Phänomen aber leichter zu erklären wie etwa das analoge, daß die ärmſten Leute in der Regel die meiſten Kinder bekommen. Den rauhen Gebirgen entging die chirurgiſch heilende Kraft der großen Kriege, welche die Bevölkerung der Ebenen gar mächtig centraliſirte. Im Mittelalter

waren die Dörfer in den Ebenen ebenso dicht gesäet wie jetzt noch auf manchen Bergzügen. Die Kriege fegten ein starkes Procent dieser kleinen Dörfer vom Boden weg, und trieben die Bewohner zu größern, wehrhafteren Ortschaften zusammen. Zahllose Namen im Bauernkriege und im dreißigjährigen Kriege ausgegangener Dörfer legen in den historischen Topographien Zeugniß dafür ab. Auf der hohen Rhön, der Eifel, dem hohen Westerwald ꝛc. verbietet sich das Kriegführen von selbst. Anno 1850 machten wir diese Erfahrung zum letztenmal. Die ärmsten und unwirthlichsten Gegenden haben deßhalb noch die Ueberzahl der kleinen mittelalterigen Dörfchen bewahrt, weil der Hunger kein Magnet für Kriegsheere ist. Also auch hier ist wieder ein mittelalterlicher Zustand unberechtigt in's moderne Leben hereingewachsen.

Auf dem Westerwald, wo die Kriege so wenig auf die Zusammenziehung der Siedelungen einwirkten, daß jetzt noch ein großer Theil der Ortschaften in der Uebergangsbildung von einer bloßen Hofgemeinde zur Dorfgemeinde begriffen ist, gingen im 18. Jahrhundert noch einzelne Dörfer aus, sie gingen von selber aus, wie ein Licht ausgeht, weil ihm die Nahrung fehlt. Das wird sich im übrigen Deutschland in dieser Zeit selten finden.

Auf dem Westerwald lag im 14. Jahrhundert eine Burg, Rohrbruch, inmitten eines kleinen Sees. Sie soll über Nacht spurlos in den See versunken seyn. An diese melancholische Sage gemahnten mich immer die ausgegangenen Westerwälder Dörfer. Sie versanken spurlos, weil der Boden der Cultur, der sie tragen sollte, zu dünn war, weil er immer mürber geworden, sie sind nicht vertilgt worden, sie sind verloren gegangen, versunken über Nacht, man weiß nicht wo sie hingekommen sind.

Auch auf der Rhön begegnen wir der melancholischen Volkssage von im Moor versunkenen wohlhabenden Dörfern. Die historische Kritik hat zwar dort das versunkene Dorf im Schwarzen-Moor auf ein verlassenes reducirt, allein es bleibt immerhin ein bedeutsamer Zug, daß die Rhöner die „dumpfen Abendglocken" ihres Vineta's unter dem Schlamm eines Moorgrundes läuten hören, und da von

verſunkenen Schätzen träumen wo dieſelben jetzt nur noch in der Form von Torf zu heben ſind. Es iſt der rückwärts gekehrte Seherblick des Volkes, dem die Viſion von den verſunkenen Dörfern erſchienen iſt, und der Wanderer wird ergriffen von der Wahrheit dieſer Mythe, wenn er durch ſo manches rhöniſche Dorf wandert, welches ſeinem innern Auge auch bereits als verſunken erſcheint, ob es gleich für das äußere noch feſt auf dem Boden ſteht.

Die Barbarei der Philanthropie, welche es für human hält dem Proletarier die Gründung einer exiſtenzloſen Familie zu geſtatten und für ſtaatsklug Menſchen zu züchten auf die Stückzahl, wie man Vieh züchtet, dieſe Barbarei der modernen Philanthropie trug redlich das ihrige dazu bei, daß die oben angedeuteten unberechtigten mittelalterlichen Zuſtände feſtgehalten und erweitert wurden. Ich ſah auf einem der höchſten bewohnten Punkte der Rhön ein einſam gelegenes ganz ſtattliches ſteinernes Haus. Der Beſitzer hat aber wenig oder gar kein Feldgut. Er ſpeculirt im Sommer auf allerlei gelegentlichen Erwerb, und der Sommer muß den Winter ernähren.

In dem harten März 1852 als ich jene traurige Einöde beſuchte, hatte er keine Kartoffel mehr im Haus, kein Geld und keine Arbeit, wohl aber 9 lebendige Kinder. Er konnte nicht einmal mit Erfolg betteln gehen, denn ſein Haus iſt ſo abgelegen, daß eine halbwegs einträgliche Bettelfahrt ihm täglich einen Fußmarſch von 6 bis 8 Stunden im Schnee koſten würde. Man wird ihn unterſtützt haben, und er wird nicht verhungert ſeyn mit ſeinen 9 Kindern. Aber es fragt ſich, iſt das nicht Barbarei aus Philanthropie, Grauſamkeit aus Humanität geweſen, welche einem Mann erlaubte eine Familie zu gründen wo er in einer den Ackerbau kaum zulaſſenden Gebirgslage bloß ein Haus beſaß, dazu etwas Speculationsgeiſt, aber keine Ausſicht ſich durch Handwerk oder Landwirthſchaft jemals ſicher zu ſtellen? Den Proletariern das Heirathen zu verbieten iſt oft wenig „human," aber deſto menſchlicher. Wenn einer auf der hohen Rhön bloß ein Haus beſitzt und auf dieſen Beſitzſtand hin eine Familie gründen will, ſo iſt

das gerade wie wenn ein Städter nachwieſe, daß er Eigenthümer eines Ehebettes und einer Kinderwiege ſey, und auf Grund dieſes Beſitzthums um Heirathserlaubniß petitionirte.

Unſere Bureaukratie, die keine ſociale Politik ſtudirt, greift oft in gar curioſer Weiſe in ſolche Zuſtände des ſocialen Kleinlebens hinein. So fand ich in den höchſten Lagen des Fichtelgebirges ein Einödenhaus, worin ein — Schneider wohnte. Um auch nur zu ſeinem nächſten Kunden zu kommen, mußte er ſchon eine Stunde Wegs marſchiren. Mit einer 10 Köpfe ſtarken Familie bewohnte er ſein kleines Häuschen, welches kaum für 3 Menſchen hinreichenden Raum bot. Das jüngſte Kind, 5 Wochen alt und noch nicht getauft, ſchaukelte ſtatt in der Wiege in einem Kiſſen, welches mit Stricken an der Stubendecke befeſtigt war und alſo eine Art Hängematte darſtellte. Das Häuschen war in früherer Zeit der Familie dieſes Schneiders vom Staate geſchenkt worden, nicht aber der Grund und Boden, worauf es ſtand. Dazu hatte er das Recht, ſich ſeinen ganzen Holzbedarf unentgeldlich zu fällen. Nun wollte er bei der Vermehrung ſeiner Familie das Häuschen erweitern; allein man geſtattete es ihm nicht, weil man ſolchen Einödenſiedelungen ſchon aus forſtpolizeilichen Gründen mit Recht nicht hold iſt. Er kann aber auch ein ſolches Haus nicht verkaufen, er kann es auch nicht zuſammt der koſtbaren freien Holznutzung im Stich laſſen. Die Behörden zwingen ihn alſo aus Gründen, die im Einzelnen alle ganz triftig ſind, mit ſeiner ganzen Familie zum vollendeten Proletarier zu werden. Aus Gründen der ſocialen Politik dagegen bliebe den Behörden nichts anderes übrig als ihm ſein Haus und ſein Holzungsrecht abzulöſen und ihm dadurch die Mittel an die Hand zu geben, ſich anderswo eine vernünftigere und berechtigtere Exiſtenz zu ſchaffen.*

Wie ſolche Familien kein Recht haben, in ſolcher Weiſe zu

* In den ſtatiſtiſchen Tabellen figurirt ein ſolcher ſchneidernder Einödenbauer natürlich auch unter der Rubrik der „Handwerker auf dem Lande“ und hilft jene Zahl füllen, durch welche uns die ſocialen Gleichmacher beweiſen wollen, daß der Unterſchied zwiſchen Stadt und Land nicht mehr beſtehe. Er gehört auch zu der „Stadt“ die auf das Land gezogen iſt.

beſtehen, ſo gibt es in unſern Gebirgen ganze Dörfer, denen das Recht der Exiſtenz fehlt. Man ſagt, der Begriff der Uebervölkerung iſt ein Unding. Wohl. Wenn man aber etliche Tage ſelbſt hungrig auf der Rhön oder dem Vogelsberg umher gewandert iſt, dann kommt man gewiß zu der Ueberzeugung, daß wenigſtens die falſche Vertheilung der Bevölkerungsmaſſen kein Unding ſey.

Vergleicht man die Einwohnerzahl dieſer Bergketten mit der Ziffer des Flächengehaltes, dann ſcheint es als ſey die Bevölkerung dort allzudünn, nicht allzudicht. Es iſt dieß aber nur ein trügeriſcher Schein, der abermals lehrt, wie vorſichtig man bei den Folgerungen aus nackten ſtatiſtiſchen Ziffern ſeyn müſſe. Da ein großer Theil des Bodens aus Wäldern und Wüſteneien beſteht, welch letztere kaum je culturfähig werden dürften, da ferner das angebaute Land ſelbſt einen unverhältnißmäßig geringen Ertrag abwirft, ſo iſt die an ſich dünne Bevölkerung dennoch zu dicht. Auch in den Wohnungen der zahlloſen winzigen Dörfchen drängen ſich hier die Leute weit enger zuſammen, als es ſonſt auf dem Lande zu geſchehen pflegt. In dem Speſſart, dem Vorhofe der Rhön, in deſſen weitgedehnten, unwegſamen Wäldern gut die Hälfte aller deutſchen Räuberromane ſpielt und wo die menſchlichen Siedelungen wirklich nur äußerſt ſparſam eingeſtreut erſcheinen, herrſcht trotzdem Uebervölkerung. In den elenden Häuſern, die meiſt nicht einmal Schornſteine haben, ſondern wie bei halbwilden Völkern den Rauch zum Fenſter hinaus laſſen, wohnen durchſchnittlich *ſieben bis neun Menſchen*, ein Verhältniß, welches dem der übervölkerten oberſchleſiſchen Dörfer gleichkommt und in dem angränzenden Frankenland nur erſt in den kleinen Städten wiedergefunden wird. Dafür ſind dann aber auch dieſe überfüllten, ungeſunden Häuſer, die ſich mit ihrer hinteren Wand meiſt an feuchte Bergabhänge lehnen, die ſteten Herde langſamen Siechthums und ſchnell hinraffender Seuchen. Von dieſen traurigen Zuſtänden ſuchen ſich aber die Bewohner keineswegs frei zu machen, ſie nehmen dieſelbe vielmehr als nothwendige, von der Natur gegebene hin. Prof. Virchow in Würzburg, welcher ſehr lehrreiche ärztliche Unterſuchungen über „die Noth im Speſſart“

veröffentlicht hat, erzählt von einer dortigen Bauernfamilie, von deren 6 Gliedern 5 am Typhus erkrankten und 3 rasch nach einander starben. Nichts desto weniger ging der Familienvater zu keinem Arzte, sondern gab nur, als es gar zu schlimm ging, sein letztes Geld hin, um dafür einige Messen lesen zu lassen! Nach der Bemerkung desselben Schriftstellers sind im Spessart die meisten Orte, welche von den Pesten des 17. Jahrhunderts heimgesucht wurden, auch in unserer Zeit die Stammsitze jener Typhen gewesen, die oft sehr nahe an den Hungertyphus gränzen. Also nicht bloß der Bau der Dörfer, nicht bloß die Sitte der Bewohner, nicht bloß die Armuth, sondern auch ganz bestimmte Formen des Siechthums sind hier historisch. Und doch erreichen trotz alledem viele arme Leute des Spessarts ein hohes Alter; das Leben in der Wildniß, das unverkünstelte, rohe Naturleben erhält den Körper zäh bei allem Elend und die meisten der so verrufenen Bezirke des Spessart zeigen ein günstigeres Sterblichkeitsverhältniß als die Großstadt London und die bedeutendsten englischen Fabrikbezirke, deren wohlgenährte, mit Fleisch gesättigte Bevölkerung uns die Männer des modernen Industrialismus als so gar glücklich auszumalen pflegen.

Auf unsern verödeten Basaltgebirgen will sich die Natur erlösen von dem krankhaften Zustande der Uebervölkerung, weil ihr von außen her durch Kriegsheere oder Staatsmänner nicht geholfen worden ist. Sie reagirt durch Seuchen und Hungersnoth. Die modernen örtlichen Nothzustände sind die Symptome der Krisis, in welcher der kranke Leib sich zur Gesundheit aufzuringen trachtet. Was die Arznei nicht heilt, das muß Eisen und Feuer heilen. So sagen die Aerzte. Auch für die Pathologie und Therapie in der Volkswirthschaft gilt dieser Spruch. Unten in den Thälern sitzen die kleinen Menschen und flicken Theorien zusammen über sociales Elend und materielle Noth, und oben auf den Bergen fähret der Herr einher im Sturmwind und sendet Unwetter, Seuchen und Hunger, damit sie die chirurgische Operation, die Feuer- und Eisencur an dem kranken Gliede vornehmen, welche die Kriegsstürme vorzunehmen nicht vermochten. Das ist nationalökonomisches und socialpolitisches Heilverfahren im großen Styl.

Der Westerwald hat kaum eine eigene politische Geschichte, er hat nur eine Culturgeschichte, die seltsamer Weise durch ihre unendlich langsame Entwicklung das höchste Interesse gewinnt. Er hat kaum ein paar dürftige Baudenkmale aus alter Zeit aufzuweisen, aber diese Dörfer selbst, obgleich meist nur aus zehn bis zwanzig strohgedeckten Lehmhütten bestehend, sind historische Monumente. Sie sind großentheils uralt, und doch weiß der Forscher nur gar selten eine geschichtliche Thatsache aus ihrer Vorzeit aufzuspüren. Aber das Bild selber, welches sie bieten, malt dem Auge eine geschichtliche Thatsache. Heute noch wie vor hundert Jahren baut sich der Bauer mit einem Capital von beiläufig fünfundzwanzig Gulden sein Häuschen, die Arbeit der eigenen Hände, die er in den Bau steckt, ist der bedeutendste Theil seines Anlagecapitals, er baut sein Haus im Wortsinn selber. Darum sieht man auch hier noch so häufig, wie in alten Zeiten, verlassene, in sich zusammenfallende Häuser, namentlich auf einsameren Punkten. Denn der hypothekarische Werth, der Werth des Materials, der Bauarbeit, der Lage ist da oft so gering, daß gar keine andere Wahl bleibt als das Haus verfallen zu lassen, wenn der Bewohner verdorben ist und ein anderer sich nicht sofort einfindet. Die Kosten des Abbruchs würden den Werth des abzubrechenden Materials bei weitem übersteigen. Man reißt heraus, was an Holzwerk noch halbwegs brauchbar ist; den Rest mag dann der Nordwestwind zusammenblasen.

Ganz ähnlich ist es mit dem Vogelsberg.

Die Rhön dagegen hat bessere Tage gesehen als die gegenwärtigen, sie hat eine Geschichte gehabt, welche mehr war als eine bloße Geschichte des Elendes. Für die feudale Zeit war sie kein übles Land, aber unser industrielles Jahrhundert weiß nicht, was es mit solchen abgelegenen, produktenarmen Gebirgen anfangen soll. Nicht bloß die Ungunst des Klima's, auch der ganze eigenthümliche Entwicklungsgang unseres Culturlebens, wenn man will die Weltgeschichte, hat sich wie ein tragisches Schicksal auf diese Berge gelegt. Die Rhön gehört zu den deutschen Gauen, von welchen einer unserer Dichter sagt: sie seyen zu romantisch, um noch glücklich seyn

zu können, ein Dichter, der selber zu romantisch war, um glücklich seyn zu können — Gottfried Kinkel.

Hier also ist die Rhön dem sonst so gleichgearteten hohen Westerwalde ungleichartig; ihre Blüthezeit liegt in der Vergangenheit, die des Westerwaldes in der Zukunft. Die Parallele ließe sich in tausend Einzelzügen entwickeln. Auf der Rhön gibt es allerlei an den natürlichen Schätzen des Gebirges haftende Industrie, aber immer nur sprunghaft, sporadisch und wie zum Versuch. Es werden Eisenerze gewonnen, plastischer Thon, Schwerspath, Torf, Traß, Braunkohlen, es werden Färberpflanzen gebaut sogar für Lyoner Seidenfabriken, es wird fleißig gewebt, es werden Holzschnitzwaaren gefertigt, Krüge gebacken und Porcellan gebrannt, aber eine massenhafte, das ganze Gebirg beherrschende und emporhebende Industrie hat sich an keinen dieser oft glücklichen Versuche zu heften vermocht. Die „Silberhöfe," welche neben einem der ärmsten Dörfer, Altglashütte, liegen, haben ihren Namen, charakteristisch genug, daher, weil man dort Silber gesucht und — keines gefunden hat. Das Eisen findet sich nur „nesterweis." Dieß eben ist der Fluch der Rhön, daß sich alles hier nur „nesterweis" findet, Industrie und Ackerbau so gut wie das Eisenerz. Wo man früher auf Eisen gebaut, sind mitunter längst alle Gruben verschüttet. Auf dem Markt zu Bischofsheim reden alte eiserne Brunnentröge von dem verschollenen Bergbau des Kreuzberges, und in den herrschaftlichen Häusern zu Fulda stehen große eiserne Oefen aus den versunkenen Schachten des Dammersfeldes.

Auf dem Fichtelgebirg erscheinen Ortsnamen, die gleichfalls wie eine fürchterliche Ironie auf die heutigen Zustände klingen, ganz wie auf der Rhön als die letzten Erinnerungsmale einer längst abgestorbenen Industrieblüthe. Wir finden dort Goldkronach, den Goldhof, die Goldmühle, Goldberg u. dgl. Die Schlacken, welche man bei dem früheren Goldbergbau übermüthig weggeworfen, sammelt man heute wieder auf, um mit weit bescheidneren Ansprüchen Antimonium daraus zu gewinnen. Das verarmte Volk aber tröstet sich über die versunkenen Goldschätze durch einen reichen Sagenkreis,

der ihm die Wiederauferſtehung derſelben verheißt. Die Schatzgräberei war bis in die neueſte Zeit dort zu Hauſe und die dahin zielenden „Wahl- und Geheimnißbüchlein" gehören zum eigenſten Inventar des Fichtelgebirgs. Während der arme Mann in den dichten Wäldern Gras ſammelt oder Baumpech auskratzt, Holz fällt, harte Granitblöcke zerſchlägt, Kohlen oder Wagenſchmiere brennt, träumt er ſich vielleicht als den reichſten Mann, dem nur noch der letzte Schlüſſel zu ſeinem Reichthume fehlt. Denn nach dem Volksglauben ſoll jeder, auch der gemeinſte Feldſtein auf dem Fichtelgebirg edle Metalle bergen. Nur muß ein Fremder kommen, um dieſe beſonderen Qualitäten der Steine aufzuſchließen, und man hielt vordem dafür, daß namentlich die „Wälſchen" dieſen Zauber beſäßen und unter ihnen vor Allen die „Venediger." Man ſagt darum: „Auf dem Fichtelgebirg wirft der Bauer einen Stein nach der Kuh und der Stein iſt mehr werth als die Kuh."

Dieſe dichteriſch geweihete Genügſamkeit, welche ſich mit dem Goldſchimmer der Sage einſtweilen abfinden läßt für das wirkliche Gold, iſt ein durchaus bezeichnender Zug in dem Charakterbilde unſerer mit voller Naivetät armen Bergbewohner. In der Nähe von Wunſiedel wächst ein ſeltenes Moos; man nennt es Goldmoos. Schaut man von ferne darüber hin, ſo funkelt es im prächtigſten Goldſchimmer, tritt man aber näher hinzu, ſo iſt der goldige Glanz durchaus verſchwunden und bei genauerer Unterſuchung läßt ſich nirgends eine äußere Urſache des trügeriſchen Schimmers wahrnehmen. Wo dieſes Moos wächst, da iſt auch der Mythenkreis von den goldenen Reichthümern des Fichtelgebirges gewachſen.

Die Wohnhäuſer und Kirchen vieler Rhöndörfer ſind ſtattlicher gebaut als ſich's mit dem gegenwärtigen Wohlſtand der Bewohner zuſammenreimt. Vergebens ſucht man hier die mooſige Lehmhütte des hohen Weſterwaldes, welche mitunter eher für Indianer als für deutſche Bauern beſtimmt erſcheint. Auch die Reſte der alten Volkstracht deuten durchaus nicht auf den Bettlerrock zurück. Der thurmartig ſpitze ſchwarze Kopfaufſatz der Weiber in den Rhönthälern mit den langen flatternden Bändern iſt ein koſtbares Stück,

weit reicher als das rothe, von zwei auf- und niederſchwankenden Eſelsohren flankirte Kopftuch der Bäuerinnen im reichen Bamberger Maingrund. Ja jene in den mitteldeutſchen Gebirgen ſo weit verbreitete Hauben-Pyramide iſt ſogar eine der ſeltenen, noch wirklich aus dem Mittelalter ſtammenden Volkstrachten. Auf zahlreichen Bildern und Sculpturen der ſpätgothiſchen Zeit ſieht man vornehme Frauen mit demſelben Kopfputz. Der Weſterwald dagegen hat weit nüchternere, ärmere und minder alte Trachten. Dort iſt in der That der Bettlerrock vielfältig ſeit Anbeginn das Nationalcoſtüme geweſen.

Die hohe Rhön hat im Mittelalter eine ausgeprägte politiſche Geſchichte: eine Menge zertrümmerter Burgſitze zeugen dafür. Der hohe Weſterwald hat in alter Zeit nur Eine Culturgeſchichte, und obendrein eine negative, nämlich eine Geſchichte der Uncultur. Keine geiſtliche Genoſſenſchaft mochte im Mittelalter auf dem hohen Weſterwald ein Kloſter gründen, und ſelbſt die Ritter und Herren ſtiegen nur ſelten mit ihren Burgſitzen über die Gränzlinien des Gebirges auf. Den ſüdlichen Thalbewohnern galt der Weſterwald von Alters her als die ultima Thule, als das unwirthliche Land des Nebels und des Schnees, die Luft machte da droben mehrentheils „eigen," wie in dem ſonnigen Rheingau die Luft „frei" machte. Es iſt als ob heute noch über einen Theil der Weſterwälder Bevölkerung dieſer Fluch ruhe, daß die Luft „eigen" mache. Die Stabilität und Reaction des Culturlebens waren Jahrhunderte lang auf dem hohen Weſterwald leibhaftig geworden, eine viel ſchlimmere Reaction als die der formellen Politik. Die Sage geht, vor zweihundert Jahren ſey einmal eine Kirchenviſitation über den Weſterwald geſendet worden, ſie habe aber nirgends ein Protokoll aufnehmen können, weil bei keinem einzigen Pfarrer ein Schreibzeug aufzufinden geweſen wäre. Dergleichen Stücklein, wahr oder unwahr, erzählt man ſich zu Hunderten.

Die Leute von dem ſüdlichen Halbſcheid der weſterwälder Hochfläche ſchlafen und ruhen ſchier das halbe Jahr. Ihr einziger Induſtriezweig in dem langen Weſterwälder Winter iſt mehrentheils

das Schneeſchaufeln! Dem armen Weſterwälder ſagt man nach: er bete an jedem Winterabend, daß ihm Gott über Nacht einen tüchtigen Schneeſturm beſcheeren möge. Dann hat er bei den gewaltigen Schneemaſſen, die da droben fallen, und von dem dort faſt nimmer raſtenden Sturm oft haushoch zuſammengejagt werden, wenigſtens ein nahrhaftes Geſchäft, das ihm im Staats- und Gemeinde-Tagelohn 24 Kreuzer täglich abwirft. Und das iſt oft die ganze Winterblüthe des Erwerbs auf dem induſtrieloſen hohen Weſterwald! Viel hundert Hände werden ſo in jedem Winter beſchäftigt, viel tauſend Gulden von Staatswegen in den Schnee geworfen, und doch preiſen ſich die armen Leute glücklich, wenigſtens dieſe Schneeinduſtrie zu haben, die der Wind in ein paar Tagen wieder wegbläst, die der erſte Frühlingsſonnenſchein jedenfalls in Waſſer zerrinnen laſſen wird.

Es iſt als ob Gewerbe und Induſtrie förmlich zurückgeſchaudert ſeyen vor dem „eigentlichen" Weſterwald, während ſie am Saume deſſelben, in den Vorbergen überall, wenn auch nur ſchüchtern, hereinlugen. So haben einſt ſtattliche Wollenmanufacturen am Oſtrande des Weſterwaldes geblüht; die Feuerſäulen der Hochöfen gruppiren ſich wie zu einem Strahlendiadem rings um den Saum der Hochflächen, aber ſie meiden das Hochland ſelber; auch das Land der Krug- und Kannenbäcker liegt hart an der Gränze des Gebirges; reiche Silber- und Kupferbergwerke fangen juſt da an, wo der hohe Weſterwald aufhört, während dieſer nur die viel ärmere Ausbeute der Braunkohlenlager dagegen ſetzen kann. Die verkümmernde Weſterwälder Eiſeninduſtrie war bis auf die neueſte Zeit großentheils in den Händen von Ausländern, von Engländern und Franzoſen, und der arme Weſterwälder mußte in fremdem Solde taglöhnern auf ſeinem eigenſten Beſitz.

Es iſt ein ſeltſames Ding um dieſen öden „eigentlichen" Weſterwald.

Wenn man den Südabhang der Bergkette hinaufſteigt und bei den Bewohnern Umfrage hält, wo denn nun der „eigentliche" Weſterwald beginne, ſo wird man immer weiter nordwärts gewieſen; hat man aber endlich den höchſten Kamm des Gebirges erreicht und

ſteigt die nördlichen Thalgeſenke hinab, ſo weiſen einen die Leute wieder nach dem Südabhang zurück. Kein Menſch will auf dem „eigentlichen" Weſterwald wohnen. Und doch iſt das Heimathsgefühl und der Heimathsſtolz des ächten Weſterwälders mächtig genug. Auch der heimwehſelige Jung Stilling war ein Weſterwälder. Nur den Namen möchte man meiden. Daraus läßt ſich folgern, daß der Weſterwald beſſer ſey, als ſein Ruf. Und ſo iſt es in der That.

In gleicher Weiſe verleugnen die Vogelsberger überall den Vogelsberg.

Die Rhöner dagegen, deren Gebirg einen weit glänzenderen hiſtoriſchen Namen hat, machen es nicht alſo. Dort war das Dammersfeld, jetzt berühmt durch ſeine Armuth, einſt berühmt durch ſeinen Bodenreichthum. Die Hoftafel der Fuldaiſchen Fürſtäbte wurde buchſtäblich fett durch ſeine Ergiebigkeit, denn es ſollen alljährlich an dreißig Centner der beſten Butter von dort in die Hofküche gewandert ſeyn, der ſaftigen Dammersfelder Rinds- und Kalbsbraten gar nicht zu gedenken. Andere herrſchaftliche Domänen wurden aufgebeſſert mit den Ueberſchüſſen vom Ertrag der Dammersfelder Güter. Es klingt uns jetzt wie ein Märchen, wenn wir leſen, daß Eroberungskriege (zwiſchen Fulda und Würzburg) um das Dammersfeld geführt worden ſind, weil dieſe reiche Domäne den Fürſten ſo verlockend in die Augen geſtochen hatte. Jetzt führt man hier keine Eroberungskriege mehr, nur noch Vertheidigungskriege — gegen den Hunger. Es iſt aber (beiläufig bemerkt) eine höchſt beherzigenswerthe Wahrnehmung für den Volkswirth, daß die Wieſen des Dammersfeldes nur ſo lange ihren großen Werth behaupteten, als deren Bewirthſchaftung in Form einer großen herrſchaftlichen Schweizerei in einer Hand concentrirt war. „Seitdem das Dammersfeld einzeln verpachtet iſt," ſagt Schneider in ſeiner Beſchreibung der Rhön, „und die den Graswuchs befördernden Schweizerpferche fehlen, iſt es ein mageres kahles Gebirge, wie ſeine Nachbarn."

Der Trieb zur gewerblichen Thätigkeit neben der landwirthſchaftlichen ſitzt den deutſchen Gebirgsbauern im Fleiſch. Und doch

haben sie bisher fast überall mehr den Fluch als den Segen dieses Triebes geerntet.

Die geschichtlichen Erinnerungen erloschener Betriebsamkeit können bei den Rhönern nur dazu beitragen, die Naivetät der Armuth zu brechen, und die fehlgeschlagenen Versuche mit modernen Industrieanlagen zeigen den Leuten erst recht, wie arm sie eigentlich sind. Die Fichtelberger wären auch glücklicher, wenn sie statt der magischen Feldsteine einfaches Granitgeröll auf ihren Aeckern liegen sähen. Die Leute vom hohen Westerwald, deren Industriegeschichte mit dem Kapitel vom Schneeschaufeln anhebt und endigt, sind viel zufriedener. Wie es mancherlei Stand und Beruf unter den einzelnen Menschen gibt, so auch unter den Ländern. Man vermeint aber in unserer geldgierigen Zeit, jedes Land müsse absolut zu einem Industrielande gemacht werden. Im Spessart hat man's mit Bergwerken versucht, die eingestellt sind, mit Glashütten, die aufgehört haben. Geblieben aber ist den Leuten durch diese verunglückten Experimente die Gewöhnung an allerlei überflüssige Bedürfnisse. Ja manche ursprüngliche und natürliche Formen des Gewerbfleißes im Lande sind durch diese Versuche mit neuen Betriebszweigen obendrein verdrängt worden. Früher bereiteten sich die Leute ihre Kleider selbst, jetzt importiren sie auswärts gefertigte Stoffe. Die vom bayerischen Ministerium im Frühjahr 1852 zur Untersuchung der dortigen Nothstände ausgesendete Commission fand nach Virchow's Bericht die alte Spessarttracht aus „Beidergemang," einem braunen Zeuge eigener Fabrik von Naturwolle und Leinen, nur noch bei einem einzigen Manne. „Selbst die Fußbekleidung, welche inmitten eines Walddistricts so natürlich aus Holz seyn könnte, ist überall durch lederne Schuhe ersetzt worden. Die bei einem solchen Klima zweckmäßige ursprüngliche Tracht ist dem modernen, leichten, vergänglichen Stoffe gewichen; die Bedürfnisse sind gesteigert, während sich die Nahrungsquellen bei einer zunehmenden Bevölkerung proportional verminderten. So ist es gekommen, daß die ganze Existenz dieser Bevölkerung zuletzt auf den Kartoffelbau gesetzt war."

Wir finden in dieſen Gebirgen den merkwürdigen Widerſpruch, daß die Leute oft einen unbeſtreitbaren inneren Beruf zur Gewerbsthätigkeit haben, während ihnen die Lage des Landes ihre induſtriellen Talente, ihren Eifer zum Fluch werden läßt. Darum iſt es in dieſen Gegenden von ganz beſonderer ſocialer Gefährlichkeit, mit ſolchen neuen Induſtriezweigen zu experimentiren, deren Gedeihen nicht mit Sicherheit vorauszuſehen iſt. Ein verunglückter Verſuch, der im Flachland höchſtens ein paar Familien auf einige Jahre zurückbringen würde, verderbt und verſtimmt hier eine ganze Bevölkerung auf lange Jahre, vielleicht für immer.

In dieſen Gebirgen geht das Handwerk barfuß; hier wohnen die Naturkinder der Induſtrie. Ja man könnte ſagen, unſere Gebirgsbauern unterſcheiden ſich im weſentlichſten dadurch von den Flachlandsbauern, daß ſie das angeborene techniſche Genie beſitzen, welches jenen mangelt. Dasſelbe Elend, welches ſich bei den induſtriellen Dörfern des ſchleſiſchen Gebirges und des Erzgebirges in großen weltbekannten Zügen darſtellt, wiederholt ſich bei den Rhöner Holzſchnitzern im kleinen. Die Beſitzer größerer Werkſtätten in den Städten und an den Landſtraßen klagen nicht über Mangel an Abſatz, dagegen gehören die Holzſchnitzer in den abgelegeneren Orten zu den ärmſten unter den armen Leuten. Jene arbeiten theilweiſe für auswärtige Abnehmer, dieſe aber für den beſchränkteſten Localbedarf, d. h. für Kunden, die ſelbſt nichts haben!

Die Induſtrie unſerer Gebirgsbauern iſt meiſt erſt ein Product der neueren Zeit. Am Schluſſe des 16. Jahrhunderts finden wir auf dem jetzt ſo betriebſamen Schwarzwald noch keine Spur induſtrieller Thätigkeit. Erſt die gänzliche Umwandlung der bäuerlichen Verhältniſſe in der Uebergangsperiode zur modernen Zeit und die landwirthſchaftliche Radicalcur des dreißigjährigen Krieges zwang die Gebirgsbauern zum Handwerk. Aber mit welch unglaublicher Triebkraft hat ſich nun ſeit etwa 150 Jahren dieſe neue Induſtrie der Holzſchnitzer, Uhrenmacher, Stroh- und Weidenflechter, Spitzenklöppler, Leineweber, Nagelſchmiede und Beſenbinder überall in die Höhe zu arbeiten geſucht! In dieſem gewaltſamen Durchbruch der

jüngsten Metamorphose des Gebirgsbauern zeigt sich recht, wie unzweifelhaft ihm der technische Genius von Gott und der Natur zum Lehen gegeben wurde, zum Ersatz für die immer magerer gewordenen Felder. Allein mit dieser Gabe ist zugleich ein tief tragisches Element in das Leben unserer Gebirgsbevölkerungen gekommen. Das unbelohnte Ringen ganzer Bauerschaften nach Vollkommenheiten im Handwerk läßt sich wohl vergleichen mit dem fruchtlosen Abmühen so manches einzelnen begabten Geistes um eine hervorragende Stelle unter den geistigen Größen der Nation. Der lustige Senner wird allmählich zum ernsten und gesetzten Mann, wenn er sich der Schnitzbank ergibt, und in den nächsten Generationen werden die Holzschnitzer im Schwarzwald auch keine „G'sätzlen" mehr dichten.

Der industrielle Genius ist oft genug ein Kassandrageschenk für unsere in der Naivetät der Armuth glücklich dahin lebenden Gebirgsbauern.

Auf den sterilen Hochflächen der rauhen Alp zwischen Pfullingen und Urach verschlug mich vor einigen Jahren ein Hagelwetter in ein einsam gelegenes Haus. Es sah so dürftig aus, daß es mir bangte, einzutreten, bis mir — die Töne eines Claviers aus demselben entgegen klangen. Ein kleiner barfüßiger Bube spielte das Instrument; er sah nicht aus, als ob er sich alle Tage wüsche, vielleicht aber Sonntags, Feiertags und Markttags. Ich erfuhr, daß die ganze Familie musikalisch sey, man zeigte mir in der Kammer auch noch eine kleine Hausorgel: und das Clavier und die Orgel hatte der Hausvater selbst gemacht. Derselbe war aber keineswegs ein Instrumentenmacher, sondern — ein Maurer, und stand damals zu Pfullingen in Arbeit. Das Clavier war kein englischer Patentflügel, aber man mußte es doch so gewiß ein Clavier nennen, als man einen Holzapfel einen Apfel nennen muß. Geben Holzäpfel keinen Most, so geben sie wenigstens Essig. Es war der drängende industrielle Genius des Gebirgsbauern gewesen, der den Maurer zu seinem Sonntagsvergnügen ein Clavier und eine Orgel hatte bauen heißen! Wer es verstünde, ein edles Reis auf solche Holzäpfelstämme zu pfropfen!

Gerade der Theil des Westerwaldes, der keine industrielle Geschichte kennt, hat eine industrielle Zukunft, weil hier die Naturschätze nicht „nesterweis“ liegen, wie auf der Rhön, sondern in großen Massen und Gruppen beisammen, und weil sie eine harte, mager lohnende Betriebsamkeit, dem Charakter von Land und Leuten entsprechend, voraussetzen. Ein merkwürdiges Beispiel raschem und segenverheißendem Aufblühen eines neuen Gewerbes erlebten wir hier in den letzten Jahren, und es zeigte sich dabei, was bei unsern Gebirgsbauern eine gut geleitete industrielle Agitation vermag, wenn sie ein natürliches Fundament hat. Es galt der Wiedererweckung eines ganz eigenthümlichen Industriezweiges, welcher der südwestlichen Ecke des Westerwaldes geradezu geschenkt ist durch die unerschöpflichen Lager des trefflichsten plastischen Thones, aus denen man das sogenannte „steinerne Geschirr,“ die Mineralwasserkrüge und dergl., fabricirt. Die sämmtlichen Mineralquellen des Taunus und der Lahn sind in diesem Stück abhängig von den Westerwälder Krugbäckereien. Der Verbrauch ist enorm. Selters und Fachingen allein brauchen jährlich über zwei Millionen Stück solcher Krüge. Bis in weite Ferne werden Westerwälder Gefäße seit alter Zeit verführt. Im Mittelalter mußten an diesen Thonlagern gelegene Gehöfte ihre Abgaben nicht in Geld, sondern in Schüsseln an den Kurfürsten von Trier zahlen. Ein ganzer Hof zahlte 600 Schüsseln und ein halber 300. Liefen die Abgaben dem Kurfürsten richtig ein, dann konnte er alljährlich einen ganz anständigen Schüsselmarkt in Trier abhalten. Aber trotz dem vielhundertjährigen Stammbaum dieses Industriezweiges ließ man ihn verkümmern bis auf die neueste Zeit. Die rohen Thonblöcke wanderten großentheils in's ferne Ausland, nach Belgien, Holland und Frankreich, um dort verarbeitet zu werden! Den Fuhrlohn, den man dafür erhielt, daß man die Blöcke zur Verladung an den Rhein schaffte, nahmen Viele als den höchsten für die Gegend aus dem edlen Rohstoff zu erzielenden Gewinn. Als vor etwa zwölf Jahren von Staatswegen eine Musteranstalt für die Verarbeitung des Thones, namentlich für die mehr künstlerische Modellirung desselben zu

den mannichfaltigsten feineren Gefäßen, errichtet werden sollte, sträubte man sich dagegen, weil man den Frachtgewinn für die rohen Blöcke einzubüßen fürchtete!

Erst als vor einigen Jahren der rechte Mann kam und den Leuten aus dem Krugbäckerlande fast täglich in's Gewissen hinein predigte, daß nicht in der Ausfuhr des Rohstoffes, sondern in der möglichst verfeinerten Verarbeitung desselben der beste Gewinn für die Gegend liege, raffte man sich auf. Die Krugbäcker einten sich zu freien Innungen, die fröhlich gedeihen, warfen sich auf feinere, kunstmäßigere Arbeiten, die sich zusehends einen immer größeren Markt erobern, so daß es jetzt nur noch an einer wirklich künstlerischen Befruchtung dieses Handwerkes zu fehlen scheint, um die alte rohe westerwälder Krugbäckerei in eine Kunstindustrie zu verwandeln, die für den Westerwald ebenso bedeutsam werden könnte, wie die Uhrenmacherei für den Schwarzwald.

Auf dem hohen Westerwald brauchen die Kirschen zwei Jahre Zeit, um reif zu werden. Im ersten Jahre nämlich wird die Frucht auf dem einen Backen roth und im folgenden auf dem andern. Mit diesem kleinen Zug hat der Volkswitz die ganze Obstkultur des Landstrichs meisterhaft gezeichnet. Man kann in runder Durchschnittssumme rechnen, daß hier auf 4000 Morgen Landes etwa 3 Morgen Gartenland kommen. Dem Auge des Rheinländers macht es einen sibirischen Eindruck, daß längs der Landstraßen Ebereschen und in den Gärten wohl gar Tannen statt der Obstbäume stehen. Der Boden ist großentheils ausgezeichnet, aber der jähe Windstrom, welcher durch's ganze Jahr die kahle Hochebene fegt, läßt keinen Obstbau aufkommen, und die Nässe dieses Nebel- und Regenlandes hat selbst die edleren Getreidearten verbannt. „Nordweststurm und alter Weiber Gegreine hat nimmer ein Ende."

Das Register der vornehmsten Westerwälder Ackerpflanzen läßt sich leicht auswendig behalten: Kartoffeln, Hafer und Gerste. Gesottene Kartoffeln, Kartoffelbrod und Kartoffelbranntwein sind der

tägliche Küchenzettel gar manches Haushalts. Dazu kreis't Morgens, Mittags und Abends der Kaffeekessel, der hier ganz in die häuslich-gemüthlichen Rechte des Theekessels der Küstenländer eingetreten ist.

Man könnte den Volkscharakter unserer Basaltgebirgsgruppe unter dem Gesichtspunkte des Kartoffelbaues darstellen, wie den rheingauischen unter dem Gesichtspunkte des Weinbaues. Die Kartoffel übt vielleicht in keinem andern Striche Deutschlands so despotische Alleinherrschaft, wie hier. Der Brodbaum des Südsee-Insulaners und die Kartoffelstaude dieser Berge gäbe keine unpassende Parallele. Als vor zweihundert Jahren die ersten Kartoffeln auf den Westerwald kamen, hat eine Braut in dem Westerwälder Städtchen Herborn beim hochzeitlichen Kirchengang ihren Busen mit den Blüthen der Kartoffel statt mit Myrten und Rosen geschmückt. So ist dieses Gewächs, das man sonst als den Erzphilister unter seinen Geschwistern ansieht, hier zu den Ehren der Poesie gekommen. Und Westerwälder Poeten haben auch in der That die Kartoffel in Liedern besungen. Die erste ihrer Art, welche auf dieses blumenarme Gebirg gebracht wurde, hegte ein Apotheker als Zierpflanze und stellte das blühende Kraut in einem Blumentopfe aus.

Die edelste Sorte der Westerwälder Kartoffel, bei den Samen- und Pflanzenhändlern weitberühmt, führt den bedeutsamen Namen: „der Preis vom Westerwald." Wenn man inne wird, wie fast alle bäuerlichen Existenzen der weiten Hochfläche in dem Bau der Kartoffeln wurzeln, dann erhält die Weihe, mit der diese Pflanze hier an dem Ehrentage einer Braut eingeführt ward, wohl ihren tiefen Sinn. Dem Anbau des trügerischen Gewächses könnte hier sogar sein proletarischer Charakter genommen werden. In trockenen Jahren mißräth die Kartoffel in den umgrenzenden Thalgegenden, sie gedeiht dann aber um so besser auf dem wasserreichen Gebirg. Man könnte hierauf fußend die sonst nur am Orte haftende Frucht auf die Ausfuhr bauen, wenn der Blick des kleinen Westerwälder Bauern überhaupt weiter reichte, als der heimathliche Nebel zu sehen erlaubt.

Der Kartoffelbau hat aber hier nicht bloß seine Poesie, er hat auch seine herbe Prosa. Wo vorwiegend Kartoffelland ist, da ist

auch Branntweinland. Dieß bewährt sich auf unsern Basaltbergen in hohem Grade. In einem Städtchen der Rhön von nur 2200 Einwohnern wurden in einem der letzten Jahre nach Ausweis der städtischen Accistabelle nahe an 400 Eimer Branntwein getrunken. Dagegen ist z. B. in Altbayern, wo Kornland vorwiegt und Kartoffeln verhältnißmäßig wenig gebaut werden, das Branntweintrinken auch entsprechend selten geblieben. Kartoffelbau und Güterzerstückelung gehen Hand in Hand; so ist denn auch auf unsern Basaltbergen das Ackerland bis zum äußersten Maße parcellirt. Während das Getreide und das daraus bereitete Brod in der Sitte und Redeweise des Volkes heilig gehalten wird, geht man mit der nicht minder wichtigen Kartoffel weit weniger respectvoll um. Das Volk hat eine Ahnung von dem unheimlichen Wesen, welches in unserer Kartoffelcultur steckt. Es setzt sogar eine Anzahl Schimpfwörter mit der „Kartoffel" zusammen. Im Meiningen'schen sind die Schimpfwörter „Kartoffelkröt" und „Erdäpfelgehäukröt" gangbar; ein plumpes, dummes Gesicht nennt man überall ein „Kartoffelgesicht" und eine dicke formlose Nase eine „Kartoffelnase". Was plump und gemein ist, wird von dem Volke überhaupt gern mit der Kartoffel verglichen.

Allein trotz dieser geringen Artigkeit gegen die Kartoffel hat sich der Bauer der mitteldeutschen Gebirge völlig verrannt in den übermäßigen Kartoffelbau. Die schweren Warnungen der Hungerjahre haben dort den Anbau dieser tückischen Frucht noch keineswegs erheblich vermindert. Selbst da im vergangenen Frühjahr die Noth auf der Rhön am höchsten gestiegen war, ließen sich viele Bauern nicht abhalten, mit dem Setzen von halb kranken Kartoffeln wiederholt den Versuch zu wagen. Es war nicht die absolute Noth, welche sie hierzu trieb. Denn auch dem Aermsten war durch die Sammlungen und die Maßregeln der Behörden Gelegenheit gegeben, gesunde Saatkartoffeln zu erhalten. Aber die Leute hatten den Kopf verloren. Die Resignation schlägt hier in ihrer äußersten Spitze zur unsinniger Vermessenheit um.

Der Kartoffelbau hängt nicht nur mit den Ansätzen zur Bildung eines modernen Bauern-Proletariats auf's engste zusammen;

er lockt auch die großen Bauern in ein Speculationswesen hinein, welches sonst diesem Stande ganz fern lag. In dem vorgedachten Nothjahr gab es Landwirthe am Fuße des Vogelsberges, welche 50—60 Stück Vieh besaßen und mehr als 100 Morgen Ackerlandes, also gewiß wohlhabende Leute, deren Viehstand aber förmlich ausgehungert war, weil sie, durch den möglichen großen Gewinn verlockt, vielleicht $^9/_{10}$ ihres Gutes mit Kartoffeln bestellt hatten. Diese waren mißrathen, und die reichen Leute hungerten nun zusammt ihrem Vieh. Hätten sie die Hälfte ihres Kartoffellandes mit Hafer und Runkelrüben bestellt, so würden sie mit mäßigem Verlust davon gekommen seyn. Man sieht, es sind hier ganz eigenthümliche Phasen der Armuth zu entdecken, die in keine der hergebrachten Kategorien passen. Der mögliche hohe Ertrag der Kartoffeln durch die Branntweinbrennereien verlockt die Bauern zu einem wirklichen Hasardspiel, sie setzen das Glück eines ganzen Jahres auf eine einzige Karte. Darin liegt ein ungeheurer moralischer Ruin.

Waren jene großen Bauern zu pfiffig gewesen, dann gibt es andererseits wieder Striche in unsern Gebirgsgegenden, wo die kleinen Bauern förmlich dumm geworden sind in ihrer Armseligkeit. Man sollte landwirthschaftliche innere Missionen hinsenden, um den Leuten die Köpfe aufzuräumen — wenn's möglich ist. In einem Seitenthale der Wisper, wenige Stunden nur seitab von der Weltstraße des Rheins, begehrte ich einmal Eier. Man sagte mir, es gebe keine im ganzen Dorf, weil es keine Hühner gebe, und Hühner halte man keine, weil man Gärten habe, denn die Hühner würden die Gärten verwüsten. Es ist nämlich dort Sitte, Garten und Hof ohne Umzäunung zu lassen, und ist den Bauern wohl seit Jahrhunderten noch niemals in den Sinn gekommen, daß man die Vortheile des Gartenbaues und der Hühnerzucht zugleich genießen könne, wenn man nur Zäune ziehe. Es wird ihnen diese Einsicht vielleicht auch in langen Jahren noch nicht kommen, obgleich ihnen die Steine zu den Mauern vor den Hausthüren liegen und die Hecken nutzlos bis in's Dorf hinein wachsen. Das ist die Nachtseite des bäuerlichen Conservatismus.

In den Bergen ist gar manches auf den Kopf gestellt, und die im Flachland in den Städten wohnen merken es nicht. So blitzt es im Hochgebirg zuweilen den Berg hinauf. Ein rhönischer Frühlingspoet müßte den Mai begrüßen als die Zeit, wo die Spitzen der Berge schwarz werden, nicht grün, denn das ist des Lenzes sicherstes Wahrzeichen, wenn die Sonne den Schnee von den nackten schwarzen Basaltkuppen leckt.

Auf den öden, wasserarmen Hochflächen des Frankenjuras düngt man die Aecker mit Steinen und mäht das Heu von den Bäumen herunter; denn die Millionen der über die Aecker verstreuten kleinen Kalksteine bewahren denselben die Feuchtigkeit, und statt der Obstbäume sieht man zahllose kugelrund geschorene Lindenbäume im Feld, deren Laub in Ermangelung des Grases das Viehfutter abgibt. Ist's im Flachlande trocken, dann nebelt's und feuchtet's oft auf dem Westerwald, dem Vogelsberg und der Rhön und umgekehrt. Manchmal ist droben ein Segensjahr, wenn unten ein Mißjahr war. Aber seltsamer noch ist's, daß auch Sitte und Art unserer meisten deutschen Gebirgsbauern in wirthschaftlicher Beziehung auf den Kopf gestellt erscheint. Sie sollten die raffinirtesten, die rationellsten Landwirthe seyn, denn die Natur schenkt ihnen nichts, und sind doch meist die verstocktesten ökonomischen Reactionäre, und in den Thälern wohnt der landwirthschaftliche Fortschritt. Darum bleiben sie bei allem Fleiß, bei aller Entsagung doch immer im alten Elend stecken. Man zeigte mir große, freilich etwas abgelegene Ländereien auf der hohen Rhön, die trefflichen Boden haben sollen, aber doch nur alle paar Jahre einmal eine geringe Ernte bringen, weil man sie niemals düngt. Die Besitzer treiben starke Viehzucht und haben Dung genug. Aber weil es die Vorfahren nicht nöthig hatten abgelegene Aecker mit mühseliger Sorgfalt zu bebauen, thut dieß der Enkel auch nicht, obgleich er es sehr wohl nöthig hätte. Sein Feldbau ist noch ganz darauf berechnet, daß die Ernte wie ehedem von Hand zu Mund gehe. Auf der ganzen großen Basaltkette von der Rhön bis zur Eifel hinüber findet man's häufig noch, daß der Ackerbau ganz mittelalterlich betrieben wird,

während doch die Bedürfnisse modern geworden sind. Die Leute entwerfen ihren Wirthschaftsplan, als ob es noch keine Tabakspfeife, keinen Kaffee und keine Steuern gäbe, können aber doch zuletzt das eine nicht entbehren, und der anderen sich nicht erwehren.

Ich nannte oben den Westerwald einen vorgeschobenen Posten Westphalens, bei welchem das Hofbauernsystem in seinem Uebergang zum Dorfbauernsystem stecken geblieben ist. Darum sehen wir hier fast nur Weiler, die mit allen wirthschaftlichen Nachtheilen der zerstückten Dorfackerverfassung behaftet sind, ohne darum anderer-seits der socialen Vortheile größerer Gemeindeverbände theilhaftig zu werden. Dieß ist das Loos der meisten Uebergangsbildungen, daß sie wohl die einzelnen Mängel der vermittelten Gegensätze in sich vereinigen, nicht aber die Vorzüge. Selbst ein Mittelzustand zwischen der Rodung des Waldlandes und der Bebauung geklärten Bodens hat sich auf den Nord- und Obsthängen des Westerwaldes gleichsam flüssig erhalten. Ich meine die sogenannte Haubergswirthschaft. Man läßt Niederwaldungen von Eichen und Birken bis zu 16 bis 20jährigem Bestand anwachsen, treibt sie dann ab, schält den Boden mit der Hainhacke und verbrennt zur Düngung den Rasen und das kleine Reisig. In dieses neugebrochene Land, das gleichsam die ganze Jugendkraft eines Urbodens in seinem Schoße gesammelt hat, säet man dann 2 Jahre lang Frucht, um es hierauf wieder an die 20 Jahre ausruhen und als Waldgrund sich erfrischen zu lassen. Diese Haubergwirthschaft ist also ein fortwährendes Roden, ein von Geschlecht zu Geschlecht wiederkehrender Kampf der Ackercultur wider die wilde Naturkraft des Waldes. Die stählende Arbeit des Neubruchs, welche sonst in alten Tagen ein für allemal zum Frommen aller Nachkommen abgethan wurde, ist hier gleichsam portionenweise für alle Jahrhunderte aufgespart.

Sowie aber der südliche Abhang des Westerwaldes eine selbständige Industrie erhielte — und die Natur hat viele Vorbedingungen dazu gegeben — würde er aufhören ein vorgeschobener Posten Westphalens zu seyn. Er würde aus dem verödeten Grenzwall ein wichtiger strittiger Grenzgau werden, auf welchen

niederdeutſches und mitteldeutſches Culturleben mindeſtens gleichen Anſpruch erheben könnten. An der Lahn und am Mittelrhein würden ſich neue und bequemere Märkte für die Rohproducte des Weſterwaldes öffnen. Der Viehzüchter vom hohen Weſterwald brauchte die ſtattlichen Heerden ſeines Schlachtviehes nicht mehr über die Berge und dann noch Tagemärſche weit zum Niederrhein hinabzutreiben. Es grenzt an's Fabelhafte wie verlaſſen von allem induſtriellen Geiſt ein großer Theil des Südabhanges und des hohen Weſterwaldes iſt. Die wenigen großen Capitaliſten dieſer Gegend kaufen den Grundbeſitz von halben Aemtern auf, wodurch der Bauer zum Taglöhner wird, während ſie ſelber ihren Reichthum nicht einmal ſonderlich vermehren. Daſſelbe Geld, auf induſtrielle Anlagen verwandt, würde die ganze Cultur des Weſterwaldes umwälzen.

Die Bauern vom hohen Weſterwald — und Städter gibt es hier keine — ſind arm, aber ſie ſind reich in ihrer Beſchränkung. Geld brauchen ſie oft nur zum Zinſen- und Steuerzahlen. Durch ihr ererbtes Ackergut ſtehen ſie bei dem lieben Gott in freier Koſt und Wohnung. Leute die ihre Schuhe mit Weidengerten zuſammenbinden, weil ſie kein Geld haben, um eine Schnur oder ein Riemchen zu kaufen, und die dennoch durchaus nicht zum Proletariat zählen, ſind hier nicht ſelten. Für die ſocialen Theorien, welche die halbe Welt erſchüttern, iſt ein ſolches Geſchlecht noch nicht geboren. Demagogiſche Wühlereien ſind wohl an wenigen Gegenden ſo wirkungslos vorübergegangen wie am Weſterwald. Oede und von Natur arme Gegenden ſind meiſt loyal. Mühſal und Entbehrung übernimmt Geſchlecht von Geſchlecht als einen Ausfluß von Gottes unerforſchlichem Rathſchluß. Wo das Erbrecht des Elends ſo tief im hiſtoriſchen Boden wurzelt, da zweifelt man auch nicht, daß das Erbrecht des Ueberfluſſes eine hiſtoriſche Nothwendigkeit ſey. Nur wo die Armuth im Gefolge der Civiliſation einzieht, wird ſie rebelliſch.

Auf der Rhön kreuzen ſich die Ueberlieferungen uralter Armuth mit denen früherer Gewerbsblüthe. Die hiſtoriſche Armuth haftet

dort mehr an einzelnen Thälern und Hochlagen als am ganzen Gebirg.

Schon eine Menge Ortsnamen bezeugen dann als epigrammatische Geschichtsurkunden aus grauer Vorzeit, daß von Anbeginn Armuth, Oede und Düsterkeit das Charakteristische solcher Striche gewesen sey: Sparbrod, Wüstensachsen, Kaltennordheim, Wildflecken, Schmalenau, Dürrhof, Dürrfeld, Todtemann, Rabenstein, Rabennest, Teufelsberg, Mordgraben ꝛc. Im Geiste der Etymologie des 18. Jahrhunderts leitete man den Namen der Rhön selbst frischweg von „rauh" ab. Bei andern deutschen Gebirgen kommt ähnliches vor, aber schwerlich sind irgendwo auf so kleinem Raum so viele schauerlich ominöse Namen zusammengedrängt. Unter den Würzburger Bischöfen findet sich auch ein Mann von der hohen Rhön: Heinrich von der Osterburg. Er soll aber seinen Hofhalt so kümmerlich ausgestattet haben, daß man ihm den Beinamen „Käs und Brod" gegeben. Wenn man heutzutage durch die hohe Rhön wandert und tagelang in den elenden Dorfschenken in der That noch immer keine andere Kost als Käse und Brod nebst widerlichem Kartoffelfusel auftreiben kann, dann bleibt einem dieser Bischof fortwährend in lebhaftestem Andenken, und man wird versucht ihn als das ächteste Rhöner Kind zum Schutzpatron des ganzen Gebirges zu erklären.

Der kleine Westerwälder Bauer treibt nicht unbedeutende Viehzucht, aber er ißt kein Fleisch. Und wenn ja an hohen Festtagen ein Stück auf seinen Tisch kommt, dann hat er es in der Stadt gekauft. Verbrechen gegen das Eigenthum sind selten. Einzeln gelegene Gehöfte und Mühlen sind fast nirgend mit Mauern umgeben oder von Kettenhunden bewacht. Das Eigenthum hat zu wenig absoluten Werth, als daß es der Mühe lohnte, zu rauben und zu morden. Stehlen würde kostspieliger seyn als kaufen, und hier, wo Obdach so billig ist, wäre das Zuchthaus eine theure Herberge. Je höher die Civilisation steigt, um so wohlfeiler erscheint gegentheils das Quartier im Zuchthause. In Paris und London sucht es bekanntlich der arme Teufel freiwillig auf, wenn ihm die gewöhnlichen Miethpreise zu hoch werden.

Die umliegenden Thalbewohner ſchildern die hohen Weſterwälder nicht ſelten als roh und grob. Ich habe dieſe Grobheit immer ſehr liebenswürdig gefunden, denn ſie iſt eine höchſt natürliche Grobheit. Man ſieht nicht ab, von wo den Leuten bei ihrem Schnee, ihrem Nebel und ihren Kartoffeln die Feinheit kommen ſollte. Der Schwurgerichtsbezirk des ſüdlichen und hohen Weſterwaldes hat in den letzten Jahren durchſchnittlich faſt nur ſo viele Tage nöthig gehabt, um die kriminalgerichtlichen Reſultate der Weſterwälder Rohheit abzuurtheilen, als die Aſſiſen der angrenzenden Rhein- und Maingegend Wochen brauchten, um mit den kriminellen Reſultaten der dortigen Feinheit fertig zu werden.

Die Armuth, wo ſie von einer kargen Natur aufgedrungen wird, erhält bis zu gewiſſem Grade das Volk hart und kraftvoll; die Armuth der Civiliſation macht das Geſchlecht ſiech und elend. Der Weſterwälder, ob er gleich wenig Fleiſch ißt, iſt doch ein ſtarker Mann. Die Weiber ſind meiſt maſſiver von Knochen und Muskeln als der Begriff weiblicher Schönheit verträgt. Die Wucht einer Weſterwälder Fauſt, wenn ſie Schläge austheilt, hat hiſtoriſchen Ruf. Jene deutſchen Heerſchaaren, deren Blut den alten Oraniern die Freiheit der Niederlande erobern half, beſtanden wohl großentheils aus Weſterwäldern. Ja die alten kraftvollen oraniſchen Fürſten ſelber mögen zu den Weſterwäldern gezählt werden; ihre Burg ſtand auf den Vorbergen unſeres Gebirges, und die heimathliche Linde, worunter Wilhelm der Verſchwiegene mit den holländiſchen Geſandten Raths gepflogen haben ſoll, iſt ein Weſterwälder Baum. Und unvergeſſen iſt noch immer die Kunde der glorreichen oraniſchen Vorzeit auf dem Weſterwald. Es gibt heute noch alt oraniſch geſinnte Weſterwälder genug, denen das Herz aufgeht, wenn ſie die Volkslieder von den Heldenthaten in Holland hören. Wer ſich überzeugen will, daß die Geſchichte Hollands ein Stück deutſcher Geſchichte iſt, der möge die Ueberlieferungen des ehemals oraniſchen Weſterwaldes ausforſchen. Holland hat ein kürzeres Gedächtniß gehabt als das deutſche Volk. Die Linde des Oraniers auf den Vorbergen des Weſterwaldes hat

länger Stand gehalten als die Erkenntlichkeit Niederlands gegen Deutschland.

So lange es Volksgruppen gibt, deren volle jugendliche Triebkraft noch halb im Schlummer liegt, gleich der Triebkraft ihres heimischen vom Anbau noch nicht ausgesogenen Bodens, Volksgruppen die noch in den Flegeljahren ihrer Culturgeschichte stecken, wie die Westerwälder Bauern, so lange soll man noch nicht vom Ende Deutschlands reden. Wann die Mittagssonne der Civilisation die Ebenen bereits versengt hat, dann wird von den culturarmen Berg- und Hochländern der Odem eines ungebrochenen naturwüchsigen Volksgeistes wie Waldesduft wieder erfrischend über sie hinwehen.

Man muß den Naturzuständen im Volksleben wieder gerecht werden und zwar nicht bloß in den Romanen sondern auch in der Wirklichkeit. Ich möchte, daß jede Seite dieses Buches für diesen meinen Glaubensartikel predigte, und wenn das vielleicht in Einseitigkeit geschieht, dann geschieht es doch jedenfalls aus begeisterter Ueberzeugung. Darum nehme ich den Wald in Schutz gegen das Feld, das Land gegen die Stadt, das rohe, aber stark- und frohgemuthe jugendliche Naturleben des Volkes gegen die greisenhafte Altklugheit der Civilisation, und die Politik, welche solchergestalt mit der Erkenntniß von Land und Leuten anhebt, müßte eine farben- und gestaltenreiche fröhliche Kunst und Wissenschaft werden, nicht eine dürre, graue Doctrin.

In den Proletarierquartieren der Großstädte wohnt das siechе, hektische, absterbende Volksleben. In den abgelegenen Winkeln unserer öden Gebirge dagegen, wo auch die armen Leute hausen, ist der Kern des Volkes noch immer kräftig und unverdorben, trotz der Jahrhunderte langen Heimsuchung mit Hunger, Elend und Seuchen. Wie die Entartung unserer verbreitetsten Nutzpflanzen nicht vom mageren Boden sondern von den fettesten Fluren ausgegangen ist und sich von da epidemisch als eine Geißel der Uebercivilisation über alles Land verbreitet hat, so droht es auch mit der Entartung und Erkrankung des Volkslebens zu gehen. Jede Nation, die nicht mehr eine gewisse Masse rohen Naturvolkes in ihre Gesammtheit

einſchließt, iſt ihrem Untergange nahe. Kann ſie ſich aus ſich ſelbſt nicht mehr verjüngen, dann werden andere Völker über ſie ſtrömen, um ihr dieſen Verjüngerungsproceß abzunehmen. Die bildungsſtolzen, ausgelebten Städtegegenden Mittel- und Norddeutſchlands ſchaudern zurück vor dem mit einer immer engeren Einigung mit Oeſterreich unvermeidlich verknüpften Einſtrömen noch ſehr jugendlicher Culturelemente, wie ſie in den ſüdlichen Hochlanden walten. Und doch hätte das Jahrhundert kein großartigeres Ereigniß geſehen, als wenn ſolchergeſtalt ein uraltes Naturleben des Volksgeiſtes im Süden mit dem vielhundertjährigen Bildungsleben des mittleren und nördlichen Deutſchlands ſich austauſchend vermiſchte. Nicht bloß Finanzfragen, nicht bloß politiſche Fragen, auch die größten ſocialen Fragen treten im Gefolge dieſes Einigungswerkes auf.

Wer den Weſterwald, den Vogelsberg und die Rhön in ihrer ſchärfſten Eigenthümlichkeit beobachten, wer den Eindruck von dieſen Höhen als „dem Leib des Volksgeiſtes“ mitnehmen will, der muß ſie im Winter durchwandern, im Winter, wo der Sieg der ſpröden, unwirthlichen Natur hier am Vollkommenſten erſcheint, und die Verkümmerung und Noth des Menſchendaſeyns am Schneidendſten ſich dagegen abhebt. Kein anderes deutſches Gebirg von gleich geringer Erhebung wie der Weſterwald ſammelt eine ſolche Unmaſſe von Schnee auf ſeinem Rücken. An den Häuſern, deren Strohdach auf der Wetterſeite faſt bis zur Erde herabgeht, wird der Schnee vom Sturm oft dergeſtalt zuſammengefegt, daß man, von der Wetterſeite kommend, einen Hügel, nicht ein Haus zu ſehen glaubt. Der ſcharfe, weithin die Luft durchdringende Geruch des aus den Schornſteinen qualmenden Braunkohlenrauches macht, daß der Wanderer die verſchneiten, in Nebel gehüllten Dörfer oft leichter auffindet, wenn er der Naſe, als wenn er dem Auge nachgeht.

Der Fall, daß einer ein Dorf in der Ferne ſucht, während er — auf der Wetterſeite — unmittelbar vor den Häuſern ſteht, iſt in harten Wintern auf dem hohen Weſterwalde nichts Seltenes. Oft genug werden die niedern Hütten derart verſchneit, daß den Inſaſſen das Tageslicht ausgeht, und daß Stollen und Gewölbe

durch den Schnee von einer Hausthür zur andern gegraben werden müssen, um die Verbindung mit den Nachbarn wieder herzustellen. Wird der Arzt auf ein Dorf gerufen, dann muß er nicht selten vorerst Mannschaft aufbieten, die vor ihm her den Weg aufschaufelt. Würde der Wald in größerer Ausdehnung gehegt, dann wäre auch die Despotie der Schneestürme zur Hälfte gebrochen.

Die vereinzelten Wälder erscheinen hier oben in ihrer schönsten Bedeutung: als die Schutzhegen der Landescultur, als die Wälle und Vorburgen der Civilisation. Man fühlt da erst was der Wald werth ist, wenn man stundenlang vom Winde gezaust, plötzlich in seinen heiligen Frieden eintritt. Auf dem hohen Westerwalde hat man die Kirchhöfe fast überall am Waldsaume angelegt, selbst wenn man sie darum über die Gebühr vom Orte entfernen mußte. Es ruht eine dichterische Weihe auf dem Gedanken, daß die Leute ihre Todten vor dem Streit der Elemente in den schirmenden Burgfrieden des Waldes geborgen haben.

Der rheinpreußische Provinciallandtag berieth im vergangenen Jahre über die Cultivirung der Eifel, die so viel Verwandtes mit der hier besprochenen Gebirgskette bietet. Er kam schließlich zu dem Plan, mit Hülfe von Staatsdarlehen die Oeden des Gebirgs wieder in Waldland zu verwandeln. Durch Waldbau will man den Feldbau neu befruchten, durch die künstliche Rückkehr zu der besten Form der Wildniß, zum Wald, eine neue Cultur gründen. Darin liegt eine tiefgehende Symbolik auch für die Kräftigung des Volkslebens in diesen Gebirgen, die nicht durch das Hinzutragen einer fremden verfeinerten Gesittung zu erzielen ist, sondern durch die Wiederauffrischung und Veredlung der alten natürlichen Sitten und Zustände.

Der gewaltige Schneefall mit seinem Gefolge von Unfällen und Abentenern hat für Rhön, Westerwald und Vogelsberg zu einem ganz eigenen volksthümlichen Historien- und Sagenkreise den reichen Stoff gegeben.

Es liegt aber eine großartige Versöhnung mit dem Geschick in dem Umstande, daß fast alle diese Schneegeschichten, wie man sie

ſich hier in den Bauernſtuben am Kachelofen, der „Hitze ſpeien“ muß, erzählt, einen humoriſtiſchen Grundzug haben. Der Schnee iſt recht eigentlich der böſe Dämon des Landes, und doch faßt ihn der Volkswitz am liebſten als den luſtigen Kobold der die Leute neckt und anführt. Ueber nichts wird dem Fremden ſo viel vorgelogen und aufgeſchnitten als über den ungeheuern Schnee. Es iſt vor Zeiten den Schwaben nachgeſagt worden, daß ſie den Schnee zu röſten verſucht hätten um ihn in Salz zu verwandeln. Die Rhöner und Weſterwälder aber wiſſen das Salz im Schnee zu finden, auch ohne daß ſie ihn zum Röſten auf den Ofen ſtreuen. Die Münchhauſeniade von dem verirrten Reiter der des Nachts ſein Pferd an ein aus dem Schneefeld einſam aufragendes Kreuz bindet, und des andern Morgens bei eintretendem Thauwetter entdeckt, daß er es an das Kirchthurmkreuz eines eingeſchneiten Dorfes gebunden habe, iſt auf dieſen Baſaltbergen gewachſen, und längſt volksthümlich geweſen ehe ſie in das Anekdotenbuch kam. Im Schnee liegt die Poeſie dieſer Gegenden, der liebe Gott hat ſie nun einmal als Winterlandſchaften angelegt, und der Schnee verleiht ihnen die Glorie des Abſonderlichen, des Romantiſchen und Abenteuerlichen. Das ahnen die armen Leute, die in ihrer Art auch wiſſen was Romantik heißt, und erzählen uns darum ihre Schneegeſchichten mit demſelben ſtolzen Behagen, mit welchem der Matroſe die Fährlichkeiten des Meeres ſchildert, und einer will immer tiefer im Schnee geſteckt haben als der andere.

Wer aber nicht ſelbſt zum öftern mit darein geſteckt hat, der hält gar manches für Mythus was in der That ſtrenge geſchichtliche Wahrheit iſt. Als ich am Ende des März die höchſte Spitze der Rhön, den Kreuzberg, erſtieg, fand ich an vielen Stellen kleine Zweige, wie von niedern Stauden aus dem Schneefeld aufragend; wagte ich's aber mich ihnen zu nähern, dann brach ich bis an die Bruſt ein, und es waren ſtattliche Büſche geweſen deren äußerſte Wipfel nur noch zu Tag ſtanden. Der Pater Guardian des Kloſters zum heiligen Kreuz erzählte mir, daß er an ähnlichen Stellen wenige Tage vorher noch bis über's Geſicht verſunken, und nur durch die

angeſtrengteſte Beihülfe ſeines Führers wieder herausgezogen worden ſey. Und in dieſer Region iſt die Bevölkerung noch größtentheils auf den Ackerbau angewieſen!

Der Fuldaer Arzt Dr. Schneider erzählt in ſeiner Beſchreibung der Rhön, daß er einſt im halben März zu einem Kranken in Rengersfeld gerufen worden ſey, wobei er durch das Dach in das gänzlich verſchneite Haus einſteigen mußte. Bei demſelben Rengersfeld, einem in ſchauerlicher Wildniß gelegenen Dorf, fand ich im Frühjahr die meiſten Verbindungswege mit andern Dörfern über die Höhen noch ganz unbrauchbar für Reiter oder Fuhrwerk. Auf die Schneemaſſen hatte es kurz vorher geregnet, und ſo waren die Fahrgeleiſe wie die Tritte der Menſchen und Pferde gleichſam in Eis eingegoſſen, darüber aber hatte ſich inzwiſchen wieder eine neue leichte Schneedecke gelagert. Bei jedem Schritt geräth nun ſelbſt der Fußgänger in Gefahr in dieſe verdeckten, feſt ausgefrornen Geleiſe und Löcher zu treten und den Fuß zu verletzen, ſo daß ein jeder vorzieht ſich trotz dem ſeitab liegenden Steingeröll einen neuen Weg zu bahnen. Bei den ſteten Schneewehen kommt aber ſolchergeſtalt ein eigentlicher leitender Pfad gar nicht wieder zu Stande, die Gegend wird geradezu weglos, und der Wanderer muß, wie man zu ſagen pflegt, lediglich ſeiner Naſe nachgehen. An den Südabhängen vieler Berge findet man den Schnee in Folge vorhergegangener warmer Tage mit einer feſten ſpiegelglatten Eiskruſte überzogen. Dieß wiederholt ſich in ſolchen Gegenden faſt alljährlich; es iſt der Ruin der Obſtbäume wie der Waldungen. Selbſt das Wild geht durch dieſe den Frühling verkündende Metamorphoſe des Schnees vielfach zu Grunde. Namentlich brechen die Rehe mit ihren ſpitzen Klauen leicht in die Eiskruſte ein, und können ſich bei den manchmal 20 bis 30 Fuß tief locker darunter angehäuften Schneewehen nicht wieder herausarbeiten. So fand ich im Frühjahr 1845, welches durch die Eiskruſte über einer gewaltigen Schneedecke den Forſten beſonders verderblich geworden war, an den ſteilen Berghängen des Weſterwaldes, als der Schnee verging, zahlreiche von den Füchſen halbaufgefreſſene Körper von

Rehen, die unzweifelhaft auf die beſchriebene Art zu Grunde gegangen waren.

Wenn aber auch die warme Frühlingsſonne den Schnee oft genug nur langſam wegzuſchmelzen vermag, dann iſt der Entwickelungsdrang der Vegetation dennoch mächtiger als der Schnee. Man ſieht dann wohl den Haſelſtrauch in voller Blüthe aus dem Schnee aufragen und ſeinen gelben Blüthenſtaub weithin über die ſtarre weiße Fläche ſtreuen. Ich wüßte kein deutungsvolleres Symbol für das geſammte Culturbild jener Baſaltgebirge als dieſes ſelbſt im Schnee zur Blüthe ſich emporringende Pflanzenleben.

Als es mich zur Zeit der ſchweren Noth des Nachwinters von 1852 hinaus auf die Rhön getrieben hatte zu den armen Leuten, ſchrieb ich unter anderem folgende Sätze nieder, die hier wie eine anſchauliche Summirung alles bisher geſagten eine Stelle finden mögen:

„Es lag eine dunkle Wolke auf den Bergen, und wo der Sturm das Gewölk zu Zeiten zerriß, ſchaute ich von meiner ſchnee- und eisbedeckten hohen Warte auf beſchneite Bergkuppen nieder und in winterſtarre Thalgründe, in denen die Hütten der Dörfer ausgeſtreut lagen, grau und formlos, gleich den Baſaltblöcken ringsumher, daß das Auge die einen von den andern nicht zu unterſcheiden vermochte.“

„Ich ſtand auf dem Arnsberge, einem ſteilen Baſaltkegel der Rhön; der mitten inne liegt zwiſchen zwei der ärmſten Partien des Gebirges, dem Dammersfeld und der Kreuzberggruppe, gleich einem Wartthurm vor den Portalen dieſer Hofburg der Armuth und des Elendes. Es war aber am 25. März dieſes Jahres, am Tage Mariä-Verkündigung, und drunten im Maingrunde war heute ein lauer ſonniger Frühlingstag. Heitere Menſchen werden in's Freie geſtrömt ſeyn um ſich an dem erſten Gezwitſcher der Vögel, an den erſten Veilchen und dem blauen Himmel zu erfreuen, und nur im Hintergrund erblickten ſie einen dämmernden, wogenden Nebel, der das Gebirg verhüllte. Das iſt der große düſtere Vorhang der ſich in jedem Frühjahr an warmen, klaren Märztagen vor der weitgedehnten Baſaltkette der Rhön, des Vogelsberges und des Weſter-

waldes niedersenkt, und die wenigsten Thalbewohner wissen wie viel Eis und Schnee, Hunger und Kummer, Seufzer und Thränen dieser Vorhang jahraus jahrein verbergen muß. Gleich einer cyklopischen Schutzmauer schließen die drei Gebirgszüge von der Südwestspitze Thüringens bis zum Siebengebirg den gesegnetsten Winkel Deutschlands, den Rheingau und den untern Maingrund, schirmend gegen Norden und Osten ab. Hier trifft der Nordsturm den armen Kartoffelbauer dreifach, damit der rheinische Weinbauer die Rebe während des kältesten Winters frei am Pfahle kann stehen lassen, und sie nicht gleich dem schwäbischen Winzer mühselig loszupfählen, umzulegen und mit dem Winterbett einer Erdscholle zu decken braucht; hier werden im Sommer die übermächtigen Regenmassen zurückgehalten, damit sie den Wein auf den südlichen Rebenhängen nicht in Wasser verwandeln; es sind diese drei Bergketten zwei Drittheile des Jahres mit dem Fluch eines hochnordischen Klimas beladen, damit uns der Rhein- und Maingrund ein Italien in Deutschland vordichten könne. In diesen Bergen und ihrem räthselhaft abenteuerlichen Contrast zu den umliegenden Gauen hat es die Natur mit Lapidarbuchstaben schriftlich gegeben, daß die Ungleichheit das oberste Grundrecht aller organischen Entwicklung sey."

„Frühling und Winter lagen hier so eng zusammengerückt, wie man es außerdem nur auf den Alpengebirgen des Südens finden wird. Vor drei Stunden noch hatte ich unten im Brendthale geglüht vor Sonnenhitze, daß ich kaum den Mantel ertragen konnte, während bei dem Dorf Oberweißenbrunn am Fuß des Arnsberges mein Bart bereits bereift und fest gefroren war, und hier oben auf dem Gipfel bei der eisigen Nordluft und dem fußtiefen Schnee eine plötzliche Ermattung mir trotz dem Mantel den sichern Tod des Erfrierens gebracht hätte. Der bayerische Topograph Walther erzählt von einem russischen Soldaten, der im Wonnemond erfroren ist auf diesen Bergen, die im Durchschnitt nicht viel höher liegen als die Stadt München."

„Wie die Gegensätze des Klimas, so sind auch die Gegensätze von Arm und Reich auf der Rhön eng zusammengerückt, denn die

Bevölkerung des ganzen Gebirges ist keineswegs arm. Die Armuth tritt weniger überall hin verstreut auf, wie in den meisten mitteldeutschen Gegenden, als nach Berggruppen und Thalzügen ziemlich bestimmt abgesondert. Die historische, unausrottbare Armuth haftet an einzelnen Strichen, an denen auch das hochnordische Klima haftet. Diese sind namentlich: das Dammersfeld, die Kreuzberggruppe und die lange Rhön."

„Die Armuth dieser ödesten Winkel unserer feuchten und kalten Basaltgebirge will mit ganz anderem Maßstabe gemessen seyn als die andauernde oder vorübergehende Verarmung der glücklicheren Gegenden. Sie ist hier ein uraltes Erbstück des Volkes, und der Hunger ist nicht bloß heuer, sondern in jedem Frühjahr der treueste Hausfreund. Es geht diesen Leuten wie dem Wild, wie den Vögeln, die auch im Sommer fette, im Winter magere Zeit haben. Und sie wissen's nicht besser."

„Sonst ist der Begriff der Armuth schwer zu definiren; hier ganz leicht. Diese Naturkinder sind arm, weil sie mit ihrem Kartoffelvorrath bis zum Junius hätten reichen sollen, und haben nur bis zum Februar ausgereicht. Sie sind arm, nicht weil die Summe ihrer Bedürfnisse im Mißverhältniß stünde zu der Summe ihrer Arbeitskraft, sondern nur zu der Summe des schlechten Wetters vom vorigen Jahr. Der Himmel hat ihren Hunger größer werden lassen als ihre Kartoffeln. Dieß ist die einfachste und ursprünglichste Form der Armuth. Die nationalökonomischen Werthbegriffe des Geldes und der Arbeitskraft sind hier noch nicht entdeckt.

Diese eigenthümliche Erscheinungsform der naturnothwendigen passiven Armuth ist als ein Anachronismus in unserer Zeit stehen geblieben: die Bewohner solcher unwirthlichen, weltverlassenen Hochflächen sind heute noch die „armen Leute" des Mittelalters. So sehen wir auch den letzten Schatten der mittelalterlichen Hungersnöthe über solche Gebirge streifen, während bei den gegenwärtigen Verkehrs- und Arbeitsverhältnissen eine Hungersnoth im übrigen Deutschland nicht mehr möglich ist. Aber ich hörte auch auf der hohen Rhön von Geistlichen und Beamten allgemein rühmen, daß

dieſe „armen Leute“ mit einer chriſtlichen Ergebenheit ihr Kreuz trügen wie ſie uns ſonſt nur von den Armen des Mittelalters, aber kaum je von denen der neueren Zeit berichtet wird.“

„Ich bin auf der ganzen hohen Rhön von keinem Menſchen angebettelt worden. Ich habe ganz allein, lediglich mit einem tüchtigen Eichenſtock, flinken Beinen und einem friſchen Wandermuth bewaffnet, die weitgedehnten Wälder und die ſchaurig öden Hochflächen durchwandert. In der tiefen Einſamkeit bei wildem Schneeſturm und bei ſinkender Nacht ſind mir oft ſeltſam zerlumpte, „verwogene“ Geſtalten begegnet. Aber es hat mir niemand ein Leids gethan. Und doch würde meine geringe Reiſebaarſchaft für eine hungerige Rhöner Familie ein Capital geweſen ſeyn, von dem ſie flott hätte leben können bis zur nächſten Kartoffelernte. Erſt als ich in die begünſtigteren Thäler der Fulda und Kinzig niederſtieg, ſtrömten mir Bettelleute zu Schaaren entgegen. Hier hebt die moderne Noth an, hier wird die Armuth ſelbſtbewußt, der Arme beſpiegelt ſich in ſeinem Elend, trotzt und ſpeculirt auf dasſelbe. Es könnte einer gegenwärtig über die ganze hohe Rhön reiſen, ohne den erhöhten Nothſtand überhaupt wahrzunehmen, während er nicht einmal im Poſtwagen von Fulda nach Hanau fahren kann, ohne daß ihm allenthalben das düſterſte Bild der Armuth entgegentritt. Neben den Bettelleuten fluthet auf dieſer Straße jetzt ein wahrer Strom von Auswanderern. Bei Hanau begegnete ich einem Weib aus dem Fulder Land, welches als einziges Reiſegepäck ein etwa vierteljähriges Kind auf dem Arm trug! Und in dieſer Verfaſſung hatte ſie ſich zu Fuß nach einem Seehafen auf den Weg gemacht!“

„In den Studien unſerer Socialiſten über die Armuth wird man jenen Rhöner Schlag von naiven, reſignirten Armen, die gleichſam ſeit ihrer Urahnen Zeit erbgeſeſſen ſind in Noth und Mangel, wenig berückſichtigt finden, denn er paßt ihnen nicht ins theoretiſche Concept. Aber um ſo erſchütternder fordern gerade dieſe hiſtoriſchen, von eherner Naturgewalt niedergehaltenen Armen, die nicht trotzen und nicht aufbegehren, das menſchliche Mitgefühl heraus. Im Ulſterthale ſah ich einen zerlumpten alten Mann, dem das Elend aus

den Augen lugte. Er hatte ſich an einem Rain, wo die Sonne den Schnee weggeleckt, auf dem noch halbgefrorenen Boden gelagert, um ſich allem Anſchein nach von den matten Morgenſonnenſtrahlen erwärmen zu laſſen. Ich ging langſam an ihm vorüber; allein er ſprach mich um keine Gabe an. Dieſer ſilberhaarige Greis, der genug daran hatte, daß ihn die Sonne beſchien, wuchs vor meinen Augen zu einer Heldengeſtalt von antikem Gepräge, und iſt doch höchſtens nur ein verkommener Kochlöffelſchnitzer geweſen."

„Auf der hohen Rhön ging es den weltverlaſſenen Dorfbewohnern durchaus nicht in den Kopf, daß ich lediglich aus eigenem Antrieb zur Beobachtung einer ſo eigenthümlichen Phaſe der Verarmung im Schneegeſtöber ihr rauhes Land durchwandere. Ich merkte wohl, daß ſie mich zumeiſt für einen verkappten Regierungscommiſſär anſahen. Sie ließen ſich's nicht träumen, daß ihre Armuth eine höchſt intereſſante Armuth ſey. Städtiſche Proletarier wiſſen bereits recht gut, daß ihre Lumpen neuerdings intereſſant geworden ſind."

„Die muthige Unverdroſſenheit der hohen Rhöner bei ihrem ſteten Kampf mit der feindſeligen Natur iſt ſeit alten Tagen ſprüchwörtlich. In einem Spruchverſe, der die rhöniſchen Städte nach ihren beſondern Beſitzthümern charakteriſirt, heißt es von Biſchofsheim, der Repräſentantin der hohen Rhön, bloß es habe „den Fleiß." Das iſt eine ſchöne Deviſe unter dem Wappenbild einer Stadt. Man ſieht in den obern Rhönthälern noch Verſuche von Obſtbaumzucht, in Lagen, wo man anderwärts längſt aufhört ſich mit dem Schnee und Nordſturm um ſauere Aepfel zu disputiren. In den Wäldern zwiſchen Dammersfeld und Kreuzberg begegnete mir in dieſen Märztagen ein Mann, der mit einer Spitzhacke hinauszog, wie man ſie ſonſt braucht, um Steine loszubröckeln. Als er mir erklärte: er wolle in entlegene Waldwieſen gehen, um die frühmorgens noch halb gefrorenen und halb verſchneiten Maulwurfshügel zu zerſchlagen, glaubte ich ihm nicht, und hatte Verdacht, er gehe auf ſchlimmen Wegen. Als ich ihm aber nachgehends von einer Höhe herab noch lange zuſah, wie er in der That die gefrorenen Maulwurfshügel im Thalgrunde zerſchlug, ſchämte ich mich über mein Mißtrauen.

Ich hatte keinen solchen Begriff mitgebracht von dem hoffnungslosen kummervollen Fleiß dieser armen Leute."

„Wenn die Stadtleute etwa auf einer Pfingstpartie einmal in unsere Gebirge kommen und dort die Strohdächer sehen und die mit Papier verklebten Fensterscheiben, und dazu entdecken, daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung barfuß geht, so meinen sie häufig, sie hätten in ein ungeheueres Elend hineingeschaut. Und doch waren es vielleicht ganz glückliche, nach Landesart wohlhabende Menschen, die sie gesehen haben. Denn ein Strohdach hält wärmer als ein Ziegeldach, eine verklebte Scheibe macht eine Bauernstube immer noch hell genug, und wer barfuß geht, den drückt wenigstens kein Schuh. Im Winter und Frühjahr sieht es ganz anders aus! Allein der Kampf mit den unbändigen Naturgewalten hat selbst für den ganz rohen gemeinen Mann unbewußt seinen Reiz, es ist das Ritterthum dieser Leute, mit dem Winter und seiner Noth zu kämpfen. Es kann einer so gut am Heimweh nach dieser öden, aber großartigen winterlichen Wildniß krank werden wie ein anderer am Heimweh nach den Orangengärten Italiens."

„Ein Chronist des Mittelalters, der Zeit, wo die Rhöner „armen Leute" in ganz Deutschland ihre Sitze hatten, hat uns eine wunderbar ergreifende Sage überliefert von diesem Heimweh, welches sich sehnt mutterseelenallein in der starren Wildniß zu seyn. Von dem Fortsetzer des Geschichtsbuchs des Lambert von Aschaffenburg finden wir nämlich zu dem Jahr 1344 angemerkt, daß damals, wo Witterungsnoth, Hunger und Seuchen in einer Weise gewüthet hatten, gegen welche unsere modernen Nothzustände Spielerei sind, bei Hersfeld in den Wildnissen des verödeten und entvölkerten Landes ein Knabe gefunden worden sey, den die Wölfe erzogen hätten. Er ward vor den hessischen Landgrafen geführt und lernte mit großer Mühe menschlich gehen und essen. Der Chronist aber sagt, als er sprechen gelernt, habe er den Wölfen den Vorzug vor den Menschen gegeben und sey, in der ungestillten Sehnsucht nach seiner Wildniß, am gebrochenen Herzen gestorben!"

VIII.

Die Volksgruppen und die Staatengebilde.

Erſtes Kapitel.

Zufallsſtaaten.

Die ſociale Dreitheilung Deutſchlands, wie wir ſie in den vorhergehenden Kapiteln gezeichnet, wird vielfach durchkreuzt von dem politiſchen Staatenſyſteme. Wie Europa nicht zum wahren Frieden und Gedeihen kommen kann, weil die Staatengebilde nicht zuſammenfallen mit den Nationalitäten, ſo werden auch die inneren Zuſtände Deutſchlands immer unbefriedigende bleiben, ſo lange unſere Staateneintheilung der natürlichen ſocialen Gruppirung von Land und Leuten widerſpricht. Die alten Reichskreiſe des Kaiſer Maximilian waren weit tiefer auf die Natur der Dinge begründet als unſere gegenwärtige politiſche Landkarte und jeder Verſuch einer organiſchen Gliederung der großen deutſchen Gaue wird in den meiſten und Hauptzügen die Linien jener Reichskreiſe wieder aufſuchen müſſen.

Neben einigen großen Staatsgebilden, welche die politiſche Macht, die innere Lebenskraft haben, auch fremdartige Gebietstheile ſich zu aſſimiliren und mit der Zeit auch in ſocialer Beziehung ein einheitliches Ganze herauszubilden — wie Oeſterreich und Preußen — beſitzen wir eine ganze Reihe künſtlicher Staaten, unächter Staatengebilde, entſprechend den „unächten Ständen“ in der bürgerlichen Geſellſchaft, den „künſtlichen Städten,“ von denen wir oben handelten. Aus dem Widerſpruch dieſer willkürlichen Organismen mit den in Natur und Geſchichte begründeten Bevölkerungsgruppen entwickelt ſich der nichtsnutzige politiſche Partikularismus, der von den

berechtigten Besonderungen unserer socialen Ethnographie eben so weit entfernt ist, als die geläufigen willkürlichen Rang- und Standesordnungen unseres bürgerlichen Lebens von einer organischen Gliederung der Gesellschaft, der politische Partikularismus, der, statt die socialen Individualitäten im großen Volksleben zu fördern, dieselben vielmehr nach allen Kräften niederzuschlagen sucht.

Sicher und rasch rächt sich stets jegliche Unnatur im politischen Leben. In Folge der neuen Länderschöpfungen zu Zeiten des Lüneviller Friedens, des Rheinbundes und des Wiener Congresses, ist im Südwesten Deutschlands eine Staatengruppe entstanden, die wir in ihrer dermaligen Gestalt als „Zufallsstaaten" bezeichnen möchten. Die Diplomaten verfuhren bei der Bildung dieser Länder wie die plastische Chirurgie, welche einen Fetzen Stirnhaut herunterschneidet, um eine neue Nase daraus zu machen. Es erwies sich aber, daß die plastischen Chirurgen erfolgreicher dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen können als die plastischen Diplomaten der Geschichte. Denn gerade diese auf mechanischem Wege arrondirten kleinen südwestdeutschen Staaten waren fortan die Unruhe in der Uhr der großen deutschen Bundesmaschine. Sie erhielten ihre gegenwärtige Gestalt in einer Zeit, wo die sociale Politik fast ganz verschollen war, wo nur die militärische, bureaukratische, diplomatische Politik und die Hauspolitik der Fürsten herrschte. Mehr als ein Zufall, ein strafendes Verhängniß ist es daher, daß gerade in diesen Staaten die immer noch vorschreitende sociale Zersetzung Mitteldeutschlands ihren eigentlichen Herd gefunden hat.

Ohne innere geschichtliche Nothwendigkeit geriethen sie in eine stets schwankende Stellung, deren politische Magnetnadel heute nach Preußen, morgen vielleicht nach Oesterreich deutet. Diese Staaten sind es, die den österreichisch-preußischen Dualismus gefahrdrohend für Deutschlands Einheit und Existenz machen, weil sie nach beiden Seiten ein steter Gegenstand der Eifersucht bleiben werden. Im siebenjährigen Kriege war das, was wir jetzt mit journalistischem Handwerksausdruck den „österreichisch-preußischen Dualismus" nennen, zum erstenmale handgreiflich demonstrirt worden. Es zeigte sich aber

damals ſchon, daß dieſer Gegenſatz an ſich nicht ſo bedeutend war als durch ſeine Einwirkung auf die Geſammtheit der deutſchen Staaten: er taſtete das innerſte Weſen des deutſchen Reiches an. Allein die Stellung der mittleren und kleinen Staaten zu den beiden großen Gegnern war doch noch eine einfache geweſen. Die meiſten weltlichen hohen Reichsſtände und die proteſtantiſchen Fürſten hielten zu Preußen, die geiſtlichen Staaten, die Reichsſtädte, die Grafen und die frei reichsunmittelbare Ritterſchaft zu Oeſterreich. Wie viel verwickelter war die Sachlage, als es ſich z. B. 1850 um den Sieg des Dreikönigsbündniſſes oder des engeren Bundesſtaates handelte, wo eine geraume Weile die Entſcheidung geradezu von der Stellung der kleinen ſüdweſtdeutſchen Staatengruppe abhängig geworden war! Ohne die Exiſtenz dieſer Zufallsſtaaten wäre der traurige Tag von Bronnzell unmöglich geweſen.

Schon die Natur hat dieſen Einfluß des Südweſtens auf den Dualismus der beiden großen Oſtmächte ſymboliſirt: in der Südweſtecke liegt die große Waſſerſcheide der Nordſee und des ſchwarzen Meeres. Und gerade das Land, dem dieſe Zwietheilung des Stromgefälles am entſchiedenſten zugefallen iſt, Württemberg, konnte ſich in neuerer Zeit am wenigſten zu einer entſchiedenen Stellung angeſichts jenes politiſchen Dualismus entſchließen. Iſt aber der Einfluß dieſer Gaue ein naturgemäßer, dann hätte man um ſo mehr dafür ſorgen müſſen, daß hier lebenskräftige, in natürlichen Grenzen abgerundete Staaten erſtanden wären.

Wie ſich die Schweiz zum übrigen Europa verhält, ſo verhält ſich die ſüdweſtdeutſche Staatengruppe zu Deutſchland. Beide ſind als gleich unorganiſche Körper in ihre gegenwärtige Geſtalt gebracht und erhalten worden durch die Eiferſucht der größern Mächte. Die Rolle, welche das ſogenannte „europäiſche Gleichgewicht“ bei der Schweiz geſpielt, übernahm hier der öſterreichiſch-preußiſche Dualismus.

Die Karte von Deutſchland ſieht in der Mitte buntſcheckiger aus als an dieſer Gränzſtrecke, allein die thüringiſchen Staaten tragen wenigſtens noch die Elemente der Einigung in ſich; ſie ſind eine hiſtoriſche Einheit, ſie haben ja ſchon einen gemeinſamen Namen,

während die südwestdeutschen Staaten aus sich gegenseitig abstoßenden Gliedern künstlich zusammengefügt sind. Auch hierin liegt eine auffallende Aehnlichkeit mit der Schweiz. Die Geschichte der letzten zwei Jahre hat uns gezeigt, daß eine weit über das Maß der Quadratmeilen und Einwohnerzahlen hinausreichende Bedeutung dieser Staatengruppe einwohnt.

Hier zündete die Revolution des Jahres 1848 zuerst, hier ward sie sofort Sache des Gemüthes, der Begeisterung. Hier ward angeregt, während der Norden und Südosten die Revolution auf der einen Seite consolidirte, auf der andern zurückschlug. In derselben Ebene zwischen Rhein und Schwarzwald, wo vor dreihundert Jahren Hans Müller von Bulgenbach, mit rothem Mantel angethan und mit rothem Barett, die Sturmfahne der ersten deutschen Social-Revolution erhoben hatte, führte Hecker die erste bewaffnete Schaar der neuen Empörung ins Feld. Man sieht, die rothe Farbe hat hier ihren historischen Boden.

In den südwestdeutschen Staaten, in Hessen, Baden, Nassau, Württemberg, wurde zuerst die Idee eines deutschen Parlaments auch von den Fürsten geltend gemacht. Der Schwerpunkt des neuerstandenen Deutschlands wurde, wenn auch nur auf kurze Frist, nach Frankfurt, dem Mittelpunkt dieser Staatengruppe, geworfen. Das Vorparlament war numerisch von den Abgeordneten dieser kleinen Staaten beherrscht, noch mehr repräsentirte es ideell den hier webenden Geist. In seinen Beschlüssen dictirte die südwestdeutsche Ecke dem ganzen Deutschland Gesetze. Die vom Parlament geschaffene Centralgewalt wurde am raschesten und unbedingtesten von den Fürsten dieser Staaten anerkannt. Dagegen brach auch hier der Groll gegen die Reichsversammlung von demokratischer Seite zuerst in offene Empörung aus, weil das Parlament durch das Ueberwiegen der conservativen Elemente, die aus dem Norden und Südosten herzugekommen waren, der Idee nicht mehr entsprach, welche sich der im Südwesten bei der Masse zum Durchbruch gekommene Geist der Revolution von einer deutschen Volksvertretung machte. Die Märzministerien hielten sich in den südwestdeutschen Staaten am längsten.

Der Gedanke eines Erbkaiserthums siegte durch den Bund des preußischen Nordens mit den Vertretern der südwestdeutschen Staaten. Die Reichsverfassung fand hier den entschiedensten Eingang ins Volk, und die Fürsten waren am härtesten gedrängt dieselbe anzuerkennen. Die unheilvolle Vereidigung auf dieselbe wurde mitunter nicht nur rasch, sondern auch voreilig vorgenommen. Der Aufstand zu Gunsten und unter dem Vorwand der Reichsverfassung gewann hier die größte Ausdehnung und den nachhaltigsten Erfolg. Die Mediatisirungspläne, mit welchen man sich im Herbst 1848 in der Paulskirche trug, wurden dort zumeist aus Rücksichten auf die südwestdeutschen Staaten zurückgelegt, denn Centralgewalt und Parlament sahen unzweifelhaft ein, daß hier ihre größte moralische Stütze sey. Auch die Demokratie fand nebenbei, daß der südwestdeutsche Partikularismus die eigentliche Domäne der Revolution sey, und wollte demselben gleichfalls nicht wehe thun. Wenn man sich in Wien und Berlin rasch gewöhnte, das Parlament als die specielle Vertretung Südwestdeutschlands im Gegensatze zu Oesterreich und Preußen aufzufassen, so hatte man wenigstens in sofern nicht unrecht, als jenes schwankende Zwischenglied der südwestdeutschen Staatengruppe, welches den österreichisch-preußischen Dualismus erst zur praktischen Bedeutung erhebt, recht eigentlich in der schwankenden Stellung des Parlaments sich symbolisirte.

Fast alle modernen Theilungspläne Deutschlands, vom „Manuscript aus Süddeutschland" bis zum Pentarchisten und den Phantasien des Journal des Debats abwärts, speculirten auf die zweifelhafte Lage der südwestdeutschen Staatengruppe. Eine Großmacht, welche hier Herr und Meister wäre, besäße Deutschland, denn sie könnte den österreichisch-preußischen Dualismus in derselben Weise ausbeuten, wie der Mechaniker zwei auf- und niederziehende Gewichte als bewegende Kraft benutzt. Frankreich und Rußland haben in diesem Sinne den deutschen Südwesten immer aufs schärfste ins Auge gefaßt.

Diese Verhältnisse datiren sich auch nicht von heute oder gestern; sie sind ein historisches Erbtheil, zu welchem die ganze deutsche

Reichsgeſchichte ſeit Karl dem Großen beigeſteuert hat. Von Alters her war der Südweſten der ſenſibelſte Theil Deutſchlands. Nirgends hat die deutſche Nationalität Verluſte erlitten, die ihr ſo wehe gethan, als das was ſie an dieſen Grenzmarken eingebüßt. Was hier jetzt Grenze geworden, war einſt der politiſche Mittelpunkt Deutſchlands; aber in dem Maße als die deutſche Kaiſermacht ihren Hauptſitz mehr und mehr in den Oſten des Reichs hinüberzog, keilte ſich im Weſten eine feindliche Macht nicht nur immer tiefer in's deutſche Gebiet ein, ſondern zugleich wuchs auch die Vereinzelung, der Particularismus der ganzen Staatengruppe. Hier zerſplitterten ſich die reichsritterſchaftlichen Gebiete in eine ſolche Unzahl kleiner Beſitzungen, daß dadurch die Schwäche, nicht die Macht der Ariſtokratie verewigt wurde. Das linke Rheinufer, ein klaſſiſcher Boden der deutſchen Sage und Geſchichte, wie kaum ein anderer, wurde von franzöſiſchem Geiſte überfluthet, ſo daß es jetzt theilweiſe vergleichbar iſt jenen uralten Geſteinſchichten, über welche ſich ſpäter ein neues, fremdartiges Geſchiebe gelagert hat, unter dem nur noch das Auge des Forſchers das Urgeſtein entdecken kann. Nirgends haben die großen Religionskämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts ihre trennende und zerſplitternde Gewalt ſo ſcharf bekundet, als im deutſchen Südweſten. Während ſich anderwärts die Bekenner des alten oder neuen Glaubens zu großen geographiſchen Maſſen gruppirten, iſt in Baden, Württemberg, Rheinbayern, Heſſen und Naſſau die äußerſte Zerriſſenheit eingetreten, und in bunteſter Reihe ſchieben ſich die Gebiete des einen Glaubens in die des andern hinein. Hier trifft am meiſten der Ausſpruch von Görres, wenn er ſagt, im Religiöſen habe ſich das alte Reich zu einem Lebermeere umgeſtaltet, wie es die alten griechiſchen Seefahrer im Norden gefunden: nicht Waſſer, Land noch Luft, ſondern ein dickes, geronnenes Magma von allem.

Auch in handelspolitiſchem Betracht laſtete die gleiche Zerriſſenheit auf dieſer Staatengruppe. Man ſollte meinen, die großartige Waſſerſtraße des Rheins, welche mitten durchzieht, müſſe hier geeint haben; ſie diente aber von Alters her faſt mehr zur Abſperrung

und Trennung der Handelsintereſſen. Die alten Zollſperren des Stromes, welche den Kaufmann nöthigten, am Mittelrhein ſeinen Weg über den Hundsrück oder durch den Einrich zu ſuchen, finden heute noch, wenn auch in noch ſo verringertem Maße, ihre Befürwortung in dem Particularismus mehrerer kleiner Uferſtaaten. Sie müſſen ſich der Aufhebung des Rheinzolles widerſetzen, denn die daraus fließende Einnahme bildet einen zu bedeutenden Poſten im Staatsbudget, und iſt bei früheren Ländertauſchen hoch genug in Anrechnung gebracht worden. Frankfurt, als Mittelpunkt der Handelsbewegung in dieſer Staatengruppe, hat in Sachen der nationalen Handelspolitik keineswegs einen Standpunkt eingenommen, welcher es in Vergleich treten ließe mit Hamburg, Bremen, Trieſt und andern Städten. Während Oeſterreich, Bayern, Württemberg einerſeits ſchon lange eine feſte Stellung in Bezug auf die großen Induſtrie- und Handelsfragen der Zeit behaupteten, Preußen und die norddeutſchen Länder andererſeits nicht minder, ſchwankte der Kampf der Parteien in dieſer Staatengruppe und namentlich in Frankfurt ſtets bis zur letzten Stunde. Ueberhaupt zeigte ſich Frankfurt recht als das leibhaftige Sinnbild von den inneren Widerſprüchen der Länder, deren Mittelpunkt es bildet. Auf der einen Seite ſtrenges Feſthalten am alten reichsſtädtiſchen Herkommen und eine Bürgerariſtokratie, die mitunter an die Blüthezeit des mittelaltrigen Städteweſens erinnert, auf der andern blinde Hingabe an jede Neuerung, wie ſie ſich von Ronge's Triumphen bis zu den letzten Augenblicken der Conſtituante in einer gleich mächtigen radikalen Partei verkörperte.

Jene lange Reihe diplomatiſcher Verhandlungen, welche im erſten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts im Gefolge von Napoleons Siegen das deutſche Reich auflöſten, führten immer neue Umgeſtaltungen der ſtaatlichen Verhältniſſe Südweſtdeutſchlands herbei, während man erſt in letzter Inſtanz an den Norden und Oſten ging. Es wäre höchſt intereſſant, in dieſem Betracht eine durchgeführte Parallele zu ziehen zwiſchen den neueſten Kriſen und jenen Agitationen, wie ſie vor der Rheinbundszeit von öſterreichiſcher, preußiſcher und franzöſiſcher

Seite betreffs der südwestdeutschen Staaten veranlaßt wurden. Die Geschichte würde dann vielleicht lehren, daß unsere Publicisten gegenwärtig den passiven Einfluß dieser Ländergruppe, weil die einzelnen Staaten an sich nicht schwer in die Wagschale fallen, viel zu gering anschlagen, wie man auch damals bei der letzten Zeche inne ward, wie stark sich diese kleinen Posten zusammenaddirt hatten. Die Staatengruppe, von der ich rede, bildete den Kern des Rheinbundes, bei dessen Stiftung Napoleon den deutschen Südwesten dem österreichischen Einflusse entziehen wollte. Aus diesen willkürlichen Umwandlungen historischer Verhältnisse erwuchs aber zuletzt die Länderkarte des Wiener Congresses. Was man in dem Zeitalter des ärgsten politischen wie religiösen Nationalismus, wo man recht gescheidt zu seyn glaubte, wenn man die Geschichte recht gründlich verachtete, ausgeklügelt hatte, das diente jetzt als Grundlage zu den neuen Länderschöpfungen. Es liegt entweder eine sehr tiefe Weisheit oder eine unbewußte Selbstironie in der Formirung der kleinern südwestdeutschen Staaten. So schweißte man jedesmal mit einem liberalen Vorlande ein conservatives Hinterland zusammen: Rheinhessen an Hessen-Darmstadt, den Rheingau an Altnassau, die Pfalz zum Theil an Baden, zum Theil an Bayern u. s. w. Dadurch wurde die Unruhe und der innere Widerstreit in dieser Staatengruppe recht eigentlich verewigt. Ein wahrhaft ergötzliches Kunststück willkürlicher Gebietsvertheilung gründete man aber in dem Mittelpunkte dieser Staatengruppe, nämlich in der Umgebung der freien Stadt Frankfurt. Die Landkarte ist hier das anschaulichste Sinnbild von dem Werke des Wiener Congresses. Etwa zwanzig buntgemischte Enclaven auf einer Fläche von wenigen Quadratmeilen, darunter wirklich mikroskopische Gebietstheilchen, die selbst auf den Specialkarten nicht mehr verzeichnet sind, sondern bloß noch auf den Localkarten, da sie nicht einmal ein Dorf oder ein Gehöfte, sondern höchstens einen Waldschlag oder einen Berg in sich schließen!

Wenn man die Rheinprovinz an Preußen fügte, so hatte dieß einen Sinn. Ein Staat wie Preußen besitzt die Kraft, das fremd-

artige Rheinland zu ſich herüberzuziehen; denn Preußen wird mit der Zeit ganz Norddeutſchland ſelbſt in ſocialer Beziehung centraliſiren. Schon ſeine Heerverfaſſung wirkt hier gar tief. Das preußiſche Soldatenweſen gleicht tauſende der zäheſten Beſonderungen im Volksleben gründlicher aus, als alle Eiſenbahnlinien, die durch's Land führen. Aus den entlegenſten Winkeln, die kaum je ein Fremder beſucht, holt es die ungehobelten Bauernburſche in die Kaſernen, um dort ihre Sitten langſam aber ſicher zu nivelliren. Und dieſe Burſche tragen das Nivellement in die verſteckte Heimath zurück. Vielleicht bemerkt man jetzt noch nicht überall die ungeheuere Einwirkung der allgemeinen Wehrpflicht auf die Centraliſirung des geſammten Volksthumes. Aber ſchon in den nächſten Menſchenaltern wird man ſie an allen Orten mit Händen greifen können. Die Demokratie forderte die Abſchaffung der ſtehenden Heere im Intereſſe der allgemeinen Gleichheit. Welche Verblendung! Im Intereſſe der allgemeinſten Ungleichheit, im Intereſſe der Rückkehr zu einer völlig mittelalterlichen Beſonderung aller einzelnen Gaue und Winkel müßte man ſie fordern.

Kann ſich aber Preußen das fremdartige Rheinland aſſimiliren, dann wird dieß z. B. Heſſen-Darmſtadt mit ſeiner Provinz Rheinheſſen niemals vermögen. Denn hier ſind es ziemlich gleiche Kräfte, die ſich widerſtrebend gegenüberſtehen. Der Rheinheſſe hing erſt da recht eiferſüchtig und zähe an ſeinen alten politiſchen Einrichtungen, als er darmſtädtiſch geworden war. Er wurde erſt recht inne, welche große Freiheiten er bereits beſitze, als man ihm von Darmſtadt aus neue ſchenken wollte, er merkte nun erſt, daß ſeine Handels- und Gewerbeintereſſen ganz andere ſeyen, als die darmſtädtiſchen. In der Zeit der politiſchen Aufregung lag ihm darum die bayeriſche Rheinpfalz und Baden viel näher, als Darmſtadt. Vor allen Dingen aber traten nun erſt recht die ſocialen Gegenſätze zu Tage, die ſich nicht ausgleichen können, weil auf keiner von beiden Seiten eine überwältigende Anziehungskraft iſt. Hier eine handeltreibende Gegend, dort eine ackerbautreibende; hier ein ſelbſtändiges Bürgerthum, dort faſt nur Kleinſtädterei und Beamtenwelt; in

Rheinheſſen ein ſtädtiſches Proletariat, dazu eine faſt durchgängig aus den Schranken des alten Bauernthums herausgeriſſene, verfeinerte und verſtädtelte Bevölkerung, in Oberheſſen noch vielfach der alte in ſich abgeſchloſſene Bauernſchlag.

Eine Staatengruppe, die ſolche Abnormitäten, ſolche Widerſprüche organiſchen politiſchen Lebens und gemachter Staatskunſt in ſich ſchließt, wird immer in kritiſchen Zeitläuften bedeutungsvoll erſcheinen. Mag das Geſchick der inneren politiſchen Kämpfe Deutſchlands ſich erfüllen, wie es ſey: dieſe ſüdweſtdeutſche Staatengruppe wird als der krankhaft erregteſte, in ſich zerriſſenſte Theil unſers Vaterlandes, wo nicht entſcheidende Einflüſſe üben, doch jedenfalls als das Objekt der entſcheidendſten Einflüſſe ſeine Rolle ſpielen, und ſchwer wird ſich dabei die Unnatur rächen, daß die ſtaatlichen Gebiete hier ſich abgrenzen im geraden Widerſpruch mit den natürlichen Gruppirungen von Land und Leuten.

Zweites Kapitel.

Der Particularismus und die Großstaaten.

Man konnte neuerdings oft genug wahrnehmen, daß eine deutsche Großmacht, so bald sie als Macht aufzutreten begann, sofort die Sympathien des übrigen Deutschlands verlor; verfiel sie dagegen in Schwäche und Ohnmacht, so klammerten sich rasch wieder die „politischen Hoffnungen" an dieselbe. Es ist dieß der Instinkt des Particularismus, der, weil er ahnt, daß sein eigenes Staatsganze etwas zufälliges, willkürliches und darum machtloses sey, auch den anderen Staatengebilden das Leben absprechen möchte und überall da erschrickt und für sein innerstes Wesen zittert, wo etwas Großes, Geschlossenes und Ganzes vor seinen Augen aufsteigt. Und unwiderstehlich zieht es ihn dann, zur Ausgleichung sein Bündniß dem Schwachen zu bieten. Nicht die Kleinstaaten als solche bedingen diese Erscheinung. Kleine Staaten, die auf eine natürliche Gruppirung des Landes und Volkes begründet wären, würden auch ihre natürlichen Bundesgenossen sofort finden und festhalten und wir würden dann nicht diese fortwährenden verderblichen Schachbrettzüge der deutschen Allianzen erleben, bei welchen auch die Kleinsten immer wieder der Hegemonie der Macht durch die Herstellung einer Gleichheit der Ohnmacht zu entrinnen suchen.

In dem Maße als in Wien im Frühjahr 1848 die Studentenwirthschaft obenauf kam, und das Regiment nach innen und außen immer haltloser wurde, wuchsen die Sympathien des Nordens und

Weſtens für Oeſterreich; kein Name war dagegen bei einem guten Theil der Conſtitutionellen wie bei den Demokraten des Südens und Weſtens minder populär, als der preußiſche, ſo lange man der Politik dieſes Landes Thatkraft und Entſchloſſenheit zutraute; erſt als die Bummelei in Berlin ihre Triumphe feierte, zog die Schale der norddeutſchen Macht wieder nieder auf der Wage der „öffentlichen Meinung."

Das Parlament, welches ſich nicht auf die Macht einer der beiden Großmächte, ſondern auf die Machtloſigkeit beider ſtützte, wurde ſo lange auf den Fittigen der Volksbegeiſterung emporgehalten, als es, nur im Worte ſtark, die abwägende Gleichheit der factiſchen Ohnmacht darſtellte; ſowie es zu Thaten übergehen wollte, ward es ein Spielball der Parteien und ging zu Grunde. Scheinbar repräſentirte es den deutſchen Einheitsgedanken, in der That aber ſehr häufig den nach allen Seiten gleich eiferſüchtigen Inſtinkt des Particularismus. Auf den Grund der natürlichen Beſonderungen Deutſchlands hätte es die wahre Einheit bauen können, aber es wird noch eine Reihe von Generationen dauern, bis man den willkürlichen Particularismus wird ſcheiden lernen von den naturnothwendigen Beſonderungen, in unſerm Staatenſyſteme ſowohl wie in dem Organismus der bürgerlichen Geſellſchaft.

Die Sympathien eines großen Theiles von Deutſchlands trieben zu der Ausbildung der Idee eines preußiſchen Erbkaiſerthums. So wie dieſelbe aber auf dem Punkte ſtand eine Thatſache, eine Macht zu werden, zogen ſich dieſe Sympathien in den Schmollwinkel der Zeitungen und kleinen Landtage zurück, ſtatt gerade dann gewappnet in's Feld zu rücken. Deutſchlands Glück und Deutſchlands Unglück iſt dieſer Inſtinkt des Particularismus geweſen, je nachdem er bald an die zufälligen, bald an die nothwendigen Gliederungen des Reiches ſich anlehnte.

Als dem deutſchen Oeſterreich von Ungarn und Italienern hart zugeſetzt wurde, ließen die deutſchen Demokraten nicht bloß Ungarn und Italien, nein, ſie ließen gleichzeitig auch Oeſterreich hoch leben, weil ihnen dieſes Oeſterreich eben das zu ſeyn ſchien, was ſie haben

wollten, die machtloſe deutſche Großmacht. Als Preußen mit Gotha und Erfurt experimentirte, ſtand ihm eine Weile nur eine Partei zur Seite, weil die meiſten glaubten, es experimentire, um zu handeln; als man aber nachgerade ſah, daß es vielmehr experimentire, um nicht zu handeln, fielen ihm die Sympathien des Nordens und Weſtens wieder maſſenhaft zu. In dem Zeitpunkt der entſchiedenſten Schwäche, den die preußiſche Politik ſeit Jahr und Tag gehabt, in den letzten Wochen vor den Olmützer Conferenzen, konnte man ſelbſt bei ſüddeutſchen demokratiſchen Bauern die weit verbreitete wunderliche Sage hören, der Prinz von Preußen habe ſich an die Spitze der Demokratie geſtellt. Dieſe Leute, welche ſonſt nur einen angeerbten Widerwillen gegen das Preußenthum hatten, hofften jetzt auf Preußen, waren begeiſtert für dasſelbe, da doch deſſen Politik eben gleich einem Rohr im Winde ſchwankte. Es war der dunkle Inſtinkt des Particularismus, der zum ſympathetiſchen Bunde mit der Schwäche trieb.

Der deutſche Philiſter ſieht nur dann die Kraftentfaltung einer deutſchen Macht gern, wenn alles recht friedlich geworden iſt, wenn er ſelber für ſein eigenes Schöppenſtedt nichts zu fürchten hat, er verſagt dann ſelbſt Oeſterreich ſeinen leiſen Beifall nicht, wenn es etwa in Konſtantinopel oder in Italien die Bedeutung einer deutſchen Macht geltend zu machen weiß.

Im Frühjahr 1851 als die Schachbrettzüge der Diplomatie die natürliche Stellung der deutſchen Staaten zu einander geradezu umgekehrt hatten, als Kurheſſen das Baden der Oeſterreicher zu werden ſchien und die Bataillone der ſüddeutſchen Großmacht am Strande der Nordſee ſtanden, wie ein Jahr früher die der norddeutſchen am Fuße der Alpen, damals, als die That der Einigung Deutſchlands dem Süden ebenſo in dem öſterreichiſchen Gedanken des großen deutſchen Zollbundes vorgebildet erſchien, wie weiland dem Norden in der preußiſchen Erbkaiſeridee: — damals trat die tiefgewurzelte Abneigung des Nordens und Weſtens gegen Oeſterreich wieder in derſelben Schroffheit hervor, wie zur Zeit des preußiſchen Erbkaiſerplanes das Mißtrauen des Südens gegen

Preußen. Selbſt jener ſüddeutſche Argwohn, der die preußiſche Politik bei jedem Schritt auf dem Gelüſten der Gebietsvergrößerung zu ertappen meint, begann damals im Norden ſeine vollſtändige Parallele zu finden. Man konnte zu ſelbiger Zeit in den erſten norddeutſchen Zeitungen öſterreichiſche Theilungspläne leſen, die denjenigen auf ein Haar ähnlich ſahen, welche man kurz vorher noch Preußen untergeſchoben hatte. Dieſe Pläne ſind in ihrer Tollheit ſo charakteriſtiſch und hiſtoriſch denkwürdig, daß ich mir nicht verſagen kann, einen derſelben hier mitzutheilen. „Oeſterreich," — ſo lautete die Kunde in den norddeutſchen Blättern — „erhält Schleſien wieder. Der König von Bayern überſiedelt nach der Lombardei, der von Württemberg nach Bologna. Oeſterreichiſche Erzherzoge werden reſidiren in Würzburg und Münſter. Dafür erhalten Rußland und Frankreich Vortheile; Rußland die Weichſelmündungen und alles Land rechts, auch Poſen als den ewigen Herd nationaler Beſtrebungen. Das ehemals großfürſtliche Holſtein wird hergeſtellt und erweitert, Hamburg evertirt, das Ganze als Großfürſtenthum gleich dem Großfürſtenthum Finnland. Rußland erhält einen Muſterhafen für ſeine Flotte und tritt in den deutſchen Bund. Pommern zurück an Schweden. Aber Preußen wird garantirt der Beſitz der Stadt Königsberg, der Fürſtenthümer Hohenzollern und Neuenburg. Kein proteſtantiſcher Fürſt darf katholiſche Unterthanen haben, alſo gibt Heſſen Fulda ab und erhält dafür feſte Punkte am Rhein ꝛc."

Dieſem fabelhaften Unſinn lag eine Stimmung zu Grunde, die keineswegs fabelhaft iſt. Es ward den Leuten im Norden unheimlich zu Muthe, als die Großmacht des deutſchen Südens als Macht aufzutreten begann, und bei der Willkür, mit welcher ohnedieß unſere Staatengrenzen abgeſteckt, wäre es ja am Ende gar nichts ſo abenteuerliches, wenn die alten Zufallsgebilde der meiſten deutſchen Staaten wieder einmal durch neue Zufälle umgewandelt würden.

Als Preußen in den dreißiger Jahren durch einen Akt der materiellen, der realen Politik, durch den Zollverein, die im Spiele

mit neuen und alten politiſchen Theorien aufgeregten Geiſter beſchwichtigte und ſo das kurze Nachſpiel der Juliusrevolution in Deutſchland abſchloß, hatte es zum Dank dafür eine gute Weile jenes gerüttelte Maß der Unvolksthümlichkeit hinzunehmen, welches ſpäter in vollkommener Parallele Oeſterreich zu Theil ward, weil dieſes den Abgrund einer weit größern Revolution gleichfalls durch das entſprechend großartigere Project einer handelspolitiſchen Einigung des ganzen Deutſchlands zu ſchließen ſuchte.

In Norddeutſchland wollten die Leute von der Zolleinigung nichts wiſſen, weil ihnen der Tarif verwerflich erſchien, in Mitteldeutſchland aber erſchien ihnen umgekehrt der Tarif verwerflich, weil ſie von der Einigung nichts wiſſen wollten. Jahrelang hatte man Klage geführt über die neun verſchiedenen Zollgrenzen ſammt den mannichfaltigſten Zolltarifen, welche immer noch in Deutſchland beſtanden, über die Zerſplitterung der Vertretung unſerer Handelsintereſſen im Ausland, welche ſich auf die ungeheure Summe von mehr als tauſend Vertretern vertheilt, die aber im entſcheidenden Falle doch nichts Rechtes zu vertreten vermögen, und nun es endlich, wie man ſagt, „an den Bindriemen ging," ſchauerte doch der Particularismus wieder zurück, und wollte lieber an ſeinen zehn Zollgrenzen und ſeinen tauſend Handelsconſuln feſthalten, als daß er dieß um den Preis aufgegeben hätte, eine deutſche Großmacht als Macht gelten zu laſſen.

Die Schilderungen von den Schrecken des Aberglaubens, mit welchen die Bevölkerung im Norden den Einmarſch der Oeſterreicher im Jahre 1850 erwartete, bilden ein in ſich vollendetes Sittengemälde. Furchtſame Leute vergruben ihr baares Geld, athmeten aber wieder auf, als ſie die Truppen mit grünen Tannenzweigen geſchmückt anrücken ſahen, weil ſie dieſen Schmuck für das „Friedenszeichen" dieſer fabelhaften deutſchen Hinterwäldler hielten! Die Verwunderung über die gute Mannszucht war allgemein. Man hatte die Aehnlichkeit der gegenwärtigen Zeitläufte mit denen des dreißigjährigen Krieges nicht bloß auf die Wahlverwandtſchaft des hiſtoriſchen Charakters des damaligen Kurfürſten von Sachſen mit

Friedrich Wilhelm IV., ſondern auch auf die Parallele der einziehenden Oeſterreicher mit jenen Schaaren der Wallonen und Croaten ausgedehnt, wie ſie ſelbiger Zeit unter Tilly und Wallenſtein in Norddeutſchland hausten. Man ſprach von den „Kaiſerlichen" mit ominöſer Auffriſchung dieſes zweihundertjährigen Parteiwortes. Der Volksglaube, daß der dreißigjährige Krieg nicht ganz ausgefochten ſey, hat in der That eine furchtbare innere hiſtoriſche Wahrheit. Man ſollte ſie nicht durch ſolche Wortſpiele „berufen."

Als die Preußen das badiſche Land beſetzten, zog eine ähnliche Geſpenſterfurcht vor ihnen her. Und als ſie nach anderthalb Jahren wieder abzogen, zeigte ſich's, daß gerade durch die Haltung dieſer vordem im Südweſten ſo verſchrieenen Soldaten der preußiſche Name dort in einer Weiſe populär geworden war, wie er es durch die damalige Politik des preußiſchen Kabinets wahrlich nicht hatte werden können. Der gebildetere und beſitzendere Mittelſtand namentlich hatte jetzt erſt Reſpekt gekriegt vor den Preußen, weil er ſie jetzt erſt von Angeſicht geſchaut hatte. Es waren Leute aus ſocial centraliſirten Gauen, die man geſehen, aus einem Lande, welches noch reiche Elemente zum Wiederaufbau der Geſellſchaft im conſervativen Geiſte beſitzt. Dieß mußte in dem ſocial zerfahrenen Mitteldeutſchland imponiren. Aehnlich erging es mit den Oeſterreichern an der Nordſee. Man war überraſcht von der guten Aufführung der Mannſchaft, wo man alten eingefleiſchten Vorurtheilen nach die ſchlechteſte erwartet hatte. Iſt es nicht ſeltſam, daß ſolchergeſtalt die deutſchen Volksſtämme erſt auf dem Wege der Einquartierung ſich kennen und ſchätzen lernten?

In Mainz, wo die Bevölkerung durchſchnittlich nichts weniger als öſterreichiſch geſinnt iſt, ſind trotzdem, namentlich bei den unteren Volksklaſſen, die öſterreichiſchen Soldaten ſchon ſeit Jahrzehnten vorzugsweiſe populär. In ihrer volksthümlichen humoriſtiſchen Gemüthlichkeit erſcheinen ſie dem Rheinländer faſt in demſelben Charakter unter den Armeen, wie vordem die Capuziner unter den Mönchsorden. Der Rheinländer erfreut ſich an der Urſprünglichkeit des nationalen und ſocialen Gepräges dieſer öſterreichiſchen

Bauern und Handwerker im Soldatenrock, weil bei ihm ſelber dieſes Gepräge längſt ſo gründlich verwiſcht worden iſt.

Als die Oeſterreicher an der Nordſee ſtanden, wollten viele Leute in jenen Landen bemerken, daß die Oeſterreicher ihre Anſichten vielfach umgewandelt hätten durch „die Kenntniß der norddeutſchen Zuſtände," welche ſie in damaliger Zeit erlangt. Man hätte dieſen Satz ebenſogut umkehren und ſagen können, daß „die Kenntniß von den Oeſterreichern," welche die Norddeutſchen in damaliger Zeit erlangt, ihre Anſichten über dieſelben vielfach umgewandelt hätten. Die politiſchen Zuſtände eines Volkes kann man wohl auch aus der Ferne kennen lernen, die ſocialen Zuſtände, die Grundlagen ſeines eigentlichen „Volksthums" aber nur, wenn man in Perſon unter dasſelbe tritt. So machte in jenen Jahren das nord- und ſüddeutſche Volk ſelber Studien aus der „Naturgeſchichte des deutſchen Volkes" auf dem Wege der preußiſchen und öſterreichiſchen Einquartierung.

In dem Punkte gegenſeitiger Unkenntniß und Unterſchätzung haben der deutſche Norden und Süden leider einander nichts vorzuwerfen; ſie iſt hüben ſo groß wie drüben. Es gibt genug gebildete und weitgereiste Männer im Norden, die ſich einen förmlichen Ruhm daraus machen, niemals Wien geſehen zu haben, und im Süden, die ſtolz darauf ſind, daß ſie immer der Hauptſtadt an der Spree aus dem Wege gegangen. Die Anſicht, daß in Berlin nichts zu finden ſey, als Sand und Soldaten, iſt leider im Süden bei dem gewöhnlichen Philiſter noch eben ſo populär, wie die entſprechende norddeutſche Anſchauung, daß man in Wien nur Klöſe eſſen und Muſik dudeln könne. Ueber keine der andern deutſchen Städte herrſcht ſo viel Vorurtheil bei den Ungebildeten, als über dieſe zwei.

Es iſt höchſt charakteriſtiſch, daß in der neuern Zeit die Stockpreußen — namentlich die Pommern — und die Stocköſterreicher für die deutſchen Böotier gelten, während der ältere Volkswitz etwa die Schwaben als ſolche anſah. In ihrer Furcht vor der Machtentfaltung der beiden deutſchen Großmächte bleibt die landläufige Volksmeinung ſich ſelber ſo treu, daß ſie zu all dem Dualismus derſelben hier ſogar einen Dualismus der Dummheit herausgefunden

hat. Es ist der Selbsterhaltungstrieb des politischen Particularismus und der gesellschaftlichen Verwaschenheit unserer mitteldeutschen Zustände, der sich aus dem gediegneren Volksthum der Großmächte die beiden Carricaturgestalten der deutschen Böotier herausgreift, um auch mit den Waffen des Humors und der Satyre seinen Todfeinden zu Leib zu gehen. Wurzelt nicht vielleicht gleicherweise die Sage, welche die Schwaben zu den deutschen Böotiern macht in jener Hohenstaufischen Zeit, wo Schwaben die deutsche Großmacht war? So hat man in neuester Zeit auch den Bayern die Ehre angethan, sie als Böotier dieses Schlages fort und fort zu verspotten, eben weil noch Natur in der überwiegenden Masse des altbayerischen Volkes ist, weil hier eine Eigenthümlichkeit, Kraft und Geschlossenheit der socialen Zustände des gemeinen Mannes existirt, wobei es den über den gleichen Kamm geschorenen Bildungsmenschen unheimlich zu Muthe wird.

Was kurzsichtige Staatsmänner seit Jahr und Tag in den deutschen Großstaaten gesündigt, das büßen jetzt die Völker, das büßt der gesammte Staatenorganismus Deutschlands. Die Erbitterung über das System Metternich's hat sich im übrigen Deutschland in eine Erbitterung gegen Oesterreich verkehrt, und der Geist des politischen Particularismus und der gesellschaftlichen Ausebnung, der nur schwache oder wenigstens gründlich verhaßte deutsche Großmächte will, nur social zersetzte oder gegentheils dem trivialen Spotte preisgegebene Volkspersönlichkeiten, klammert sich an diese Verwechslung der Begriffe. Es ist eine eigene Sache um den Aberglauben der Völker wie der Einzelnen. Er ist oft zehnmal zäher, als die vernünftige Ueberzeugung. Nicht bloß für heute und morgen, sondern für Jahrzehnte werden Oesterreichs wie Preußens Staatsmänner herzhaft zu arbeiten haben, wenn sie einzig nur jenes historisch gewordene Mißtrauen der anderen deutschen Volksstämme wegschaffen wollen, welches sich auf die beiden Großstaaten als solche geworfen hat, genährt durch die Verwechslung jener langen Kette von Mißgriffen des zeitweiligen politischen Regiments mit der gesammten politischen Entwicklungsfähigkeit, wohl gar dem gesammten Volksthum dieser Länder.

Drittes Kapitel.

Die Kleinstaaterei und die natürlichen Besonderungen des Volksthumes.

Im 18. Jahrhundert gab es bekanntlich zehnmal so viele kleine Staaten in Deutschland als gegenwärtig. Die äußerliche Lächerlichkeit und Nichtigkeit von gar zu winzigen Herrschaftsgebietchen trat dazumal wohl drastischer hervor und ist auch in Spott und Ernst genügend geschildert worden, allein die Unnatur der Kleinstaaterei im Großen und Ganzen empfand man durchaus nicht in dem Maße wie gegenwärtig. Diese Unnatur war aber damals auch gar nicht in so hohem Grade vorhanden. Die kleinen Staaten bescheideten sich in ihren Ansprüchen. Man verlangte nicht, daß sich die Bürger einer jeden Reichsgrafschaft als selbständiges reichsgräfliches Volk fühlen sollten, daß sie durchdrungen seyn sollten von einem aparten reichsgräflichen Nationalbewußtseyn. An die Forderung einer solchen idealen Loyalität dachte kein Mensch. Jetzt denkt man daran auch in dem kleinsten deutschen Ländchen. Man fingirt ein „Volk" (wohl gar einen „Stamm") der Waldecker, Sachsen-Coburger, Hessen-Homburger, Reuß-Schleizer ꝛc., da doch solche Völker und Stämme gar nie existirten. Es gibt freilich deutsche Staaten, bei welchen ein eigener Volksstamm den Kern auch noch der heutigen Bevölkerungsmasse bildet, wie bei Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover, Würtemberg ꝛc., allein bei allen Kleinstaaten handelt es sich nur um das Unterthanenverhältniß von Bruchstücken

größerer Volksgruppen zu einem, allerdings hiſtoriſch berechtigten, Fürſtenhauſe. Indem man die Kleinſtaaten ſo einrichtet, als umfaßten ſie auch eine ſelbſtändige, geſchloſſene Volksindividualität, zeigt man die Unnatur erſt recht grell auf, welche in der Bildung dieſer Staaten ſteckt. Nicht die Exiſtenz der Kleinſtaaten an ſich iſt vom Uebel, wohl aber, daß ſie gegenwärtig ganz ebenſo regiert und angeſehen werden wie die großen.

Ich will dieſen Widerſpruch der Proportionen in den politiſchen Einrichtungen unſerer Kleinſtaaten mit den Proportionen von Land und Leuten an einem Exempel nachweiſen. Es bedarf dazu einiger in's Kleine gearbeiteten Genremalerei, und ich greife darum denjenigen Kleinſtaat heraus, deſſen Zuſtände ich gleichſam unter der Lupe zu betrachten Gelegenheit hatte — Naſſau. Die hier geſchilderten Verhältniſſe wiederholen ſich weſentlich in allen deutſchen Kleinſtaaten.

Wenn man die Geſchichtsbücher des gedachten Landes nachlieſt und wahrnimmt, welche naturgemäße Einfachheit in der Verwaltung desſelben gerade zu der Zeit herrſchte, wo ſich ſein gegenwärtiger Umfang noch in eine ganze Anzahl kleinerer Herrſchaften abtheilte, wo alſo die Kleinſtaaterei ihre höchſte Blüthe erreicht hatte — dann begreift man erſt, daß dieſe politiſche Kleinwirthſchaft in der That ihre Berechtigung haben und höchſt beſtechende Vorzüge entfalten konnte. Ich will gar nicht der Zeit gedenken — ob ſie gleich erſt drei Jahrhunderte hinter uns liegt — wo die Landesfürſten von Burg zu Burg zogen, um ſolchergeſtalt eine wandernde Regierung in Perſon auszuüben und jedenfalls dadurch viel an Schreibereien, an Referenten, an Expeditions- und Regiſtraturperſonal erſparten, während der Hofcapellan die Stelle eines Kanzlers und Schreibers zugleich verſah, und alſo ein ganzes Miniſterium vom Präſidenten bis zum letzten Kanzeliſten abwärts in Einer Perſon darſtellte. Von dieſen Zeiten, wo der Kleinſtaat wie das Muſterbild des einfachſten und natürlichſten Staatsorganismus erſcheint, will ich, wie geſagt, nicht reden. Ich erinnere vielmehr nur an die Staatseinrichtungen im 17. und 18. Jahrhundert. Damals gab es in

den naſſauiſchen Landen bloß ein Hofgericht als oberſtes Juſtizcollegium, eine Kammer als oberſte Verwaltungsbehörde und einen Kirchenrath zur Leitung der geiſtlichen Angelegenheiten. Erſt im Laufe des 18. Jahrhunderts kam noch als höchſtes Collegium die Landesregierung hinzu. Dabei beſchränkte ſich die Zahl des höhern Beamtenperſonals, der Präſidenten, Direktoren, Aſſeſſoren ꝛc. ſo viel als möglich, d. h. in der Regel auf einen Mann. Bei einer ſo eingerichteten Regierung hing natürlich das Meiſte von dem perſönlichen Ermeſſen des Einzelnen ab, man verfuhr patriarchaliſch-abſolutiſtiſch. Der Fürſt forderte von ſeinem Volke das einfache, ſtrenge Unterthanenverhältniß. An den naſſauiſchen Höfen hatte die Lebensweiſe eines begüterten Privatmannes geherrſcht, und zwiſchen dem Bürger und dem Fürſten meiſt eine ganz vertrauliche perſönliche Beziehung ſtattgefunden, deren ſich mancher Altnaſſauer noch freundlich erinnert und die ſich für ein kleines Land ganz wohl ſchickt, wo ſich die ganze Bevölkerung gegenſeitig genauer kennt, als in einer großen Stadt die Bewohnerſchaft eines einzelnen Viertels. Von einer Volksvertretung exiſtirte in den naſſauiſchen Landen in dem ganzen großen Zeitraum, ſeit die freien Männer zum letztenmal auf den uralten Mallſtätten getagt hatten, bis zum Jahr 1817 keine Spur. Nur im Rheingau hatte ſich der alte Landtag, welcher auf einer Rheininſel zuſammenkam, bis ins 16. Jahrhundert erhalten. Man ſcheint aber auch dieſes Gegengewicht gegen die Fürſtengewalt früher um ſo weniger vermißt zu haben, da der Einfluß der überaus zahlreichen adeligen Grundherren ein ſehr bedeutender war und die Fürſtengewalt weit mehr als anderwärts in Schranken hielt. Auch dieß war eine naturgemäße Folge jener alten, berechtigten Kleinſtaaterei, denn die faktiſche Machtvollkommenheit des kleinen Fürſten ragte nicht allzuweit über die des großen Grundherrn hinaus. Als man nun nach der napoleoniſchen Zeit die Kleinſtaaten in gleicher Art wie die großen Reiche einzurichten begann, mußte natürlich auch eine vollſtändige Volksvertretung geſchaffen werden. Bei faſt allen deutſchen Kleinſtaaten ſind aber von vornherein gar nicht einmal alle ſocialen Elemente zu einer

vollständigen Volksvertretung vorhanden. Eine unabhängige grundbesitzende Aristokratie fehlt in allen den kleinen Ländchen, oder sie beschränkt sich auf zwei bis drei Leute. Aus dem Bürgerthume findet sich meist nur der Kleinbürger vor, da die größeren Städte fehlen, während unsere republikanischen Kleinstaaten, die freien Städte, keine entsprechende Landbevölkerung haben. Eine Volksgruppe aber, welche nur Fragmente der bürgerlichen Gesellschaft in sich schließt, ist auch nur befähigt zur Repräsentation vereinzelter Interessen, nicht aber zu einer Vertretung „des Volkes". Denn „das Volk" muß die ganze Gesellschaft in sich umfassen.

Nirgends zeigt sich aber die schwache Seite der Kleinstaaten schroffer als bei dem Institute der Abgeordnetenkammern, das von Haus aus auf einen größern Landescomplex berechnet ist. Nassau zählte nach dem vorletzten Wahlgesetz einundvierzig Landtagsabgeordnete. Würde etwa Frankreich nach derselben Proportion seine Volksvertretung wählen, so müßte es ungefähr vierthalbtausend Abgeordnete zur Nationalversammlung schicken! Es ergibt sich daraus, daß die Volksvertretung mit der zunehmenden Kleinheit des Staates in steigender Progression theurer wird. Die nassauische Volkskammer hat im Jahr 1848 12,000 fl. allein für den Druck ihrer Protokolle verausgabt, während sich die Gesammtsumme der Staatseinnahmen nur auf einige Millionen Gulden beläuft. Dazu kommt aber, daß die Zahl von einundvierzig Abgeordneten, trotzdem daß in einem so kleinen Lande eine eigentliche sociale Vertretung des „Volks" gar nicht stattfinden kann, doch eigentlich noch viel zu niedrig ist. Denn um das rechte Maß für eine Volksvertretung zu finden, braucht man nicht sowohl das Zahlenverhältniß der Vertretenden zu den Vertretenen in Betracht zu ziehen, als man vielmehr darauf sehen muß, daß die Versammlung groß genug werde, um den Charakter einer Volksrepräsentation überhaupt zu erlangen. Da man aber bei dem Glücksspiel der Wahlen auf zehn taube Nüsse höchstens eine zählen kann, welche einen Kern enthält, und erst in einer größern Zahl von Gewählten die Zufälligkeiten der einzelnen Wahlakte sich ausgleichen, so sind vierzig Männer eben so gewiß

nicht zureichend, um die Repräsentation eines Völkchens von vierhunderttausend Köpfen darzustellen, als etwa fünf- bis sechshundert vollkommen genügen, um vierzig Millionen zu repräsentiren. Diesen Mißstand der Volksvertretungen in kleinen Staaten hat man auch sofort herausgefühlt, und als im Jahre 1849 Stimmen sich erhoben, welche forderten, daß man mit der Mediatisirung der Einzelkammern in den Kleinstaaten das Werk der deutschen Einigung beginne, fanden diese Stimmen ein lautes Echo in den Kleinstaaten, und zwar nicht bloß bei den Reactionären und Absolutisten. Freilich würde diese Mediatisirung der Kammern dann auch zur Mediatisirung der Ministerien führen müssen u. s. w.

Die kleinen deutschen Länder haben sich nothgedrungen Verfassungen gegeben, welche ihrem ganzen Wesen nach auf größere Staaten berechnet sind. Unsere Kleinstaaten nehmen sich aus wie eine Compagnie Soldaten, der man einen auf ein ganzes Armeecorps eingerichteten Generalstab vorgesetzt hat. So lange die Regierung und Verwaltung der Ländchen organisch aus ihren geschichtlichen Verhältnissen hervorwuchs, wie es meist bis zum Jahr 1816 gewesen, kannte man den Begriff der Kleinstaaterei gar nicht, er drängte sich erst auf, als man den Staaten von ein paarmal hunderttausend Einwohnern die vollständige Copie einer für England, Frankreich oder meinetwegen auch für Rußland bestimmten Verfassungs- und Verwaltungsform geben zu müssen glaubte. Denn der kleinste Staat ist kein „Kleinstaat", so lange der Verwaltungsaufwand zu den Verwalteten, so lange die beanspruchten politischen Rechte zu den politischen Leistungen in richtiger Proportion stehen. Es kann sogar ein großer Staat zur Kleinstaaterei herabsinken, wenn er **mehr** zu seyn prätendirt, als er wirklich seyn kann.

Die Verfassung des Nassauer Landes vom Jahr 1814, und namentlich die Einrichtung der obern Verwaltungsbehörden galt in den zwanziger Jahren für musterhaft. Sie war in der That ein Musterbild, aber in dem Wortsinn des todten Modells, welches nach abstracten Lehrsätzen entworfen ist, im Gegensatze zu dem lebendigen Organismus. Man hätte glauben sollen, damals, als

noch der Hofcapellan das ganze naſſauiſche Miniſterium vorſtellte, müſſe die Verwaltung viel centraliſirter geweſen ſeyn als nunmehr, wo ſie an ein ganzes Regiment von Behörden und Unterbehörden überging. Es war aber gerade umgekehrt. Es exiſtirte wohl keine deutſche Verfaſſung, welche den Grundſatz der Centraliſirung ſo folgerichtig durchgebildet, welche jede freie Bewegung der vielen im Staatsleben ineinander greifenden ſocialen und politiſchen Mächte ſo vollſtändig in der Handhabung der oberſten Regierungsgewalt hatte aufgehen laſſen, als jene naſſauiſche. Bekannt iſt die humoriſtiſche Klage, die der Freiherr von Stein in ſeinen Briefen an Gagern darüber erhebt, daß nicht einmal die einzelnen Gemeinden ihre Faſelſtiere nach eigenem Ermeſſen ſich ankaufen durften: auch dieß war Sache der Regierung; ſie kaufte die Ochſen für das ganze Land. Und wie mit den Faſelſtieren, ſo ging es mit allen andern Dingen, mit Kirche und Schule, Handel, Gewerbe und Ackerbau, Gemeindeweſen, Medicinalverwaltung, Forſtcultur, alles wurde von der Regierung vorſorglich angeordnet, über alle techniſchen Angelegenheiten entſchieden faſt nur Juriſten, das Haus- und Staatsminiſterium vereinigte alle Zweige miniſterieller Wirkſamkeit in Einem Bureau.

Man ging ſo weit in der Centraliſation, daß man ſich fürchtete, ſtudirte Finanzmänner und Kameraliſten in Staatsdienſt zu nehmen, weil es für einen der oberſten Grundſätze der Staatsweisheit galt, daß auch die ökonomiſchen Fragen nur durch die Hände von Männern der Schreibſtube oder von Juriſten gehen dürften. Man glaubte, daß durch das Eindringen der „Techniker“ die rechte disciplinariſche Uniformität der Schreibſtube geſtört würde, und in letzterer hatte man es in der That in den meiſten kleinen Staaten zu einer muſterhaften Einheit gebracht. Es iſt z. B. in Naſſau vorgekommen, daß ein Beamter in ſeinem Bericht an eine vorgeſetzte Behörde den „Submiſſionsſtrich“ zwiſchen dem Text und ſeiner Namensunterſchrift weggelaſſen hatte, worauf demſelben die Weiſung zuging, in Zukunft den Submiſſionsſtrich nicht wieder zu vergeſſen. Der Beamte hatte Humor genug, der Behörde ein ganzes

Buch Papier voll großer Submiſſionsſtriche einzuſenden, mit der gehorſamſten Bitte, ſich hiervon, falls er den Strich wieder vergeſſen ſollte, einen ſolchen auszuwählen; und die ſittengeſchichtlich denkwürdige Komödie endigte mit einer Geldſtrafe für den allzu humoriſtiſchen Beamten.

Preußen verfolgte in jener Zeit eine ganz ähnliche bureaukratiſche Centraliſation und am Ende iſt man in den kleinen „Muſterſtaaten“ noch vielfach liberaler dabei zu Werk gegangen als in Preußen. Allein Preußen erfüllte in dieſer Blüthezeit der Bureaukratie einen großen hiſtoriſchen Beruf, es ſchaffte reines Feld, es half die letzten Reſte der abgeſtorbenen mittelalterlichen Geſellſchaftsgliederung zertrümmern, es brachte ſtrenge Ordnung in die Staatsverwaltung, es bereitete der Zukunft des geſammten deutſchen Verfaſſungslebens neue Bahnen vor, es leitete die ſociale Centraliſation des ganzen deutſchen Nordens ein. In Naſſau dagegen reichte die ganze Macht des neuen bureaukratiſchen Regimentes nicht einmal hin, um den Particularismus der einzelnen kleinen Landſtriche in dem kleinen Particularſtaat zu brechen.

Die naſſauiſchen Länder waren damals binnen fünfundzwanzig Jahren ſo häufig in ihrem Territorialbeſtand alterirt worden, daß wirklich ein gutes Gedächtniß und keine geringen ſtatiſtiſchen und geographiſchen Kenntniſſe dazu gehörten, um genau anzugeben, welche Gebietstheile ſeit einem Menſchenalter naſſauiſch geweſen und geworden waren. Als im Jahre 1816 das Herzogthum zu ſeiner jetzigen Geſtalt abgerundet wurde, nahm es nicht nur frembartige Beſtandtheile in ſeinen Verband auf, ſondern es wurden in demſelben Maße altnaſſauiſche, durch Jahrhunderte engverbundene Landſtriche auch wiederum abgeſchnitten. So fiel z. B. das Siegener Land und der ſogenannte Hüttenberg an Preußen, wo heute noch ein großer Theil der Bevölkerung viel beſſer naſſauiſch geſinnt iſt, als in den Naſſau zugetheilten kurmainziſchen und kurtrier'ſchen Gebietstheilen. Die Schickſale der naſſau-oraniſchen Regentenfamilie, als dieſelbe ihre deutſchen Stammlande verlor, ging den Alt-Oraniern im Dillenburgiſchen und Siegen'ſchen tief zu Herzen, und

der Anfall an die weilburgiſche Linie iſt von vielen damals wohl gar als eine Landescalamität betrachtet worden! Es iſt darum eben geradezu unmöglich, eine Geſchichte des Herzogthums Naſſau als „naſſauiſche Geſchichte“ zu ſchreiben. Es gibt überhaupt nur eine naſſau-dietziſche, naſſau-weilburgiſche, naſſau-uſingiſche ꝛc. Geſchichte, keine naſſauiſche; wiederum iſt etwa die Geſchichte der Herrſchaft Kirchheim-Bolanden in der bayeriſchen Rheinpfalz, der Grafſchaft Saarbrücken ꝛc. ꝛc. für die Geſchichte Naſſau's wichtiger, als die des jetzt zu Naſſau gehörenden Rheingaues. Ein gutes Theil ihrer Geſchichte haben die Naſſauer auch in den Niederlanden, ja wohl gar ein Zipfelchen derſelben in Südfrankreich zu ſuchen, und ſo liegt ein großes Bruchſtück ihrer hiſtoriſchen Erinnerungen in der That in partibus infidelium. Wie will man da von einem „naſſauiſchen Volksthum“ ſprechen! Dieß eben ſollte nun gleichſam mit Dinte und Feder hergeſtellt werden, indem man aus dem diplomatiſchen Flickwerk des neuen naſſauiſchen Geſammtſtaates durch eine auf's äußerſte centraliſirte Verwaltung ein ganzes Stück Zeug machen wollte. Man tilgte aber auf dieſem Weg viele berechtigte Beſonderungen im Volksleben weg und kam doch nicht zu dem erſtrebten höhern Ganzen.

So viele Aemter jetzt das Herzogthum zählt, aus faſt ebenſo vieler Herren Länder war es im Lauf der Zeiten zuſammengeſetzt. Es ſpaltet ſich in eine katholiſche und eine proteſtantiſche Hälfte, und zwar iſt in den ſtrengproteſtantiſchen Landestheilen die Erinnerung an ein altes patriarchaliſches Fürſtenregiment noch ebenſo lebendig, als in den ſtrengkatholiſchen an die ehemalige prieſterliche Herrſchaft von Kur-Mainz und Kur-Trier. Dazwiſchen liegen wieder kleinere Striche, wo im Lauf des 16. und 17. Jahrhunderts faſt von Geſchlecht zu Geſchlecht der Glaube gewechſelt wurde, nach dem Grundſatze, daß deſſen der Glaube ſey, dem der Herrſcherſtab. Wollte einer eine Confeſſionenkarte dieſer zweiundachtzig Quadratmeilen entwerfen, ſie würde ebenſo buntſcheckig ausfallen, ebenſo beſpritzt mit zerſtreuten Einzeltheilchen, wie die geognoſtiſche Karte des Landes, welcher an zerriſſener Mannichfaltigkeit auf ſo kleinem Raum kaum eine gleichkommt.

Eben ſo bunt nehmen ſich die ſocialen Zuſtände aus, und doch kann man nicht einmal ſagen, daß hier alle berechtigten und nothwendigen Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft vollſtändig vertreten ſeyen.

Ein armer, aber bedürfnißloſer Bauernſchlag, nach der Urväter Weiſe mehr in Gruppen von Gehöften als in geſchloſſenen Dörfern wohnend, bevölkert den hohen Weſterwald; ein ariſtokratiſcher, auf den geſchloſſenen Beſitz ſtolzer Bauernſtand theilweiſe die Mainebene und die obere Lahn; ein furchtbar verkommenes, an Schleſien und Irland gemahnendes Bauernproletariat hat auf dem öſtlichen Taunus ſeine Sitze, wo der magere Boden die wenigen Bewohner nicht ernähren kann, wo verunglückte Induſtrieſpeculationen ganze Gemeinden an den Bettelſtab gebracht haben, und in den elenden Hütten nicht ſelten einen Haufen Laub die Stelle des Bettes vertritt; ein ſtädtiſches Proletariat, welches ſonſt beinahe fehlte, hat die frühere Regierung in wahrhaft fabelhafter Verblendung nach der Hauptſtadt gepflanzt, indem ſie hier den verkommenen Leuten aus aller Herren Ländern eine förmliche Freiſtätte öffnete, und mit dem Zuwachs einer beſitzloſen Menſchenmenge ein großes nationalökonomiſches Kunſtſtück vollführt zu haben glaubte. Der Rheingau zeigt uns in dritter Abſtufung das Proletariat der Winzer, welche auf das Glücksſpiel des Weinhandels ſpeculiren müſſen, und ein Jahr im Ueberfluß ſchwelgen, um ſechs Jahre am Hungertuch zu nagen. Dazu geſellt ſich in den mittleren Theilen des Landes ein halb wohlſtehender, halb dürftiger Bauernſtand, der noch kämpft zwiſchen den alten Ueberlieferungen des Bauernmajorats und moderner Güterzerſplitterung. Die zahlreichen kleinen Städte ſind größtentheils mit einer Bevölkerung angefüllt, welche Ackerbau und Gewerb zugleich treibt, und dadurch in keinem von beiden zu was rechtem kommt. Die Badeorte umgeben ſich im Sommer mit dem trügeriſchen Schein des großſtädtiſchen Lebens, während ſie doch eigentlich in jeder Beziehung ebenſo arme Landſtädtchen ſind wie die übrigen. Ein paar Orte haben auch den Anſchein, als ob ſie Handel trieben, indeß dieß doch bei der Concurrenz der großen

Nachbarstädte und der Dürftigkeit der Verkehrsmittel im Inneren des Landes ebensowenig bedeuten will, als die Scheinindustrie der handwerkernden Bauern. So finden wir hunderterlei Proben von diesem und jenem, von allen Elementen eines größeren Staates ein Bißchen, von keinem etwas rechtes.

Wir finden ganz jene Mischung und jenes Maß der socialen Elemente, wie es in Mitteldeutschland die Auflösung der Gesellschaft bedingte und bei der Ohnmacht und Zersplitterung der natürlichen Stände treten dann auch hier die „unächten Stände," namentlich ein kastenmäßig abgeschlossenes Beamtenthum, statt eines selbständigen, unabhängigen Bürgerstandes und ein machtloser Hof- und Titularadel, statt der grundbesitzenden Aristokratie in den Vordergrund.

Unter den dreißig Städtchen des Nassauer Landes sind fast die Hälfte in früherer Zeit fürstliche oder gräfliche Residenzen gewesen, nicht nur mit Hofhaltungen, sondern auch mit Regierungscollegien ausgestattet. Die Erinnerung an diese Zeit ist noch nicht ganz erloschen, und wenn es auch nur die verfallenden Schlösser und die verwitterten öffentlichen Gebäude wären, deren täglicher Anblick dieselbe wach erhält, und die diesen Städtchen in der That den äußern Anschein von etwas größerem geben, als sie wirklich sind. Es ist dadurch ein Zug der Bitterkeit, der gegenseitigen Eifersucht und des Neides bei den Bewohnern dieser ehemaligen Residenzen heimisch geworden, der dem Geiste des Particularismus im Particularismus, wie wir ihn eben in Nassau schildern, nicht geringen Vorschub leistet. Namentlich war es dieser Geist der Eifersucht, welcher mehr als alles andere den Centralisirungsplanen der früheren Regierung entgegenarbeitete. Je mehr sich dieselbe bestrebte das neu aufblühende Wiesbaden zum eigentlichen Mittelpunkt des Landes zu machen, desto höher stieg eine stillgenährte Erbitterung gegen diese Stadt, die freilich eine sehr geringe historische Berechtigung hatte gegenüber vielen andern uralten Fürstensitzen des Landes. Und mit der Revolution brach diese unter der Asche glimmende Eifersucht zur hellen Flamme aus.

Sehen wir auf das geiſtige Leben, ſo erſcheint uns die Zerklüftung ſchier noch größer. In früherer Zeit beſaß das Land eine Univerſität in Herborn, welche eine der älteſten und bedeutſamſten Buchdruckereien, ebenſo wie das rheingauiſche Städtchen Eltville, aufzuweiſen hatte. Herborn war ein Sitz ſolider Gelehrſamkeit und wichtig für das Land. Seine Univerſität ging ein, als der Umfang des naſſauiſchen Gebietes an Quadratmeilen zwar zunahm, die politiſche Geltung aber zuſammenſchrumpfte. Denn dieß iſt gerade die wunderbarſte Eigenthümlichkeit unſerer Kleinſtaaten, daß ſie, wenn ihr Territorialbeſtand auch derſelbe bleibt, doch von Jahr zu Jahr kleiner werden, weil nämlich die Welt größer wird, und der Blick des Menſchen jetzt mit demſelben Maß ein Landesgebiet ermißt, wie vordem eine Stadtgemarkung. Weilburg beſaß eine vielhundertjährige, altberühmte lateiniſche Schule, die es zu einem Bildungsmittelpunkte für die Gauen weit und breit machte; die lateiniſche Schule iſt zwar geblieben, aber ſo viele gleich gute ſind ringsum entſtanden, daß ſie eben zu einer Localanſtalt in einem kleinen Lande herabgeſunken iſt. Der Rheingau und das Lahnthal waren Brennpunkte mittelalterlicher Kunſtthätigkeit, aber in dem Maß, als die geiſtlichen Reichthümer von Mainz und Trier aufhörten hierher zu fließen, erloſch dieſelbe.

Die Kunſt wie die höhere Wiſſenſchaft erſcheint in dem conſtitutionellen Kleinſtaat als ein Ueberfluß, ein Luxusartikel, für den weder der Staat noch der Fürſt Geld genug beſitzt. Man wird kein neues Weimar im 19. Jahrhundert hervor zaubern können, die moderne Kunſt iſt zu theuer geworden für die Kleinſtaaten. Hängt vollends die Unterſtützung der Kunſt von einer kleinſtaatlichen Volksvertretung ab, dann iſt gar alles verloren. Auch hier tritt dann der Particularismus im Particularismus hervor. Ein ſchlagendes Exempel erlebten wir im Jahre 1848 in der naſſauiſchen Volkskammer, wo ein Abgeordneter erklärte, er ſtimme deßhalb nicht für eine Staatsunterſtützung des Wiesbadener Theaters, weil man die Erhaltung deſſelben als einer Kunſt- und Bildungsanſtalt befürworte. Er erläuterte hierzu, daß ja Wiesbaden bereits am

meiſten Kunſt und Bildung im ganzen Lande beſitze, er könne daher nur für einen Theaterzuſchuß ſtimmen, wenn man dieſes Inſtitut in denjenigen Theil des Landes, wo bis jetzt noch am wenigſten Kunſt und Bildung vorhanden ſey, nämlich auf den Weſterwald, verlege. Dieſe Anſicht war ernſtlich gemeint und der Abgeordnete wußte nicht, daß die Kunſt etwas ewig continuirliches ſey und man nicht ſagen könne, eine Stadt habe nunmehr genug Kunſt, man müſſe jetzt auch einmal einer anderen ein gleich großes Stück Kunſt bringen und ſo weiter die Reihe um durchs ganze Land!

So fehlt es denn in faſt allen ſolchen Kleinſtaaten an jedem größeren Sammelplatze für wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Strebungen, und ganz in gleicher Weiſe wie der Gewerbſtand verbauert iſt und die Bauersleute mit der kläglichen kleinen Arbeit für des Leibes Nothdurft ſich abquälen, iſt auch die Geiſtesarbeit zur Kleinkrämerei heruntergedrückt. Da ſich dem wiſſenſchaftlichen Mann gar keine andere Ausſicht eröffnet als für den Hausbedarf einer eng begränzten Amtsthätigkeit ſeine Talente und Kenntniſſe zu vernutzen, ſo begreift ſich's, daß ein weitgreifender wiſſenſchaftlicher Drang ebenſo wenig ſich entfalten mag, als die große Speculation auf gewerblichem Gebiet. Als die Revolution einigermaßen dieſe Schranken niederwarf, und wenigſtens hier und da höhere Ziele des geiſtigen Ringens eröffnete, da merkte man erſt mit großem Schrecken welch ein Mangel an hervorragenden Intelligenzen in dieſen Ländern herrſche, und bei den Landtags- und Reichstagswahlen hatten oft die unbedeutendſten Leute ganz leichtes Spiel, weil auf weit und breit gar kein Nebenbuhler zu finden war. Namentlich vermißte man ſchmerzlich, daß der eigentliche Bürgerſtand ſo wenig geiſtige Kräfte ins Feld zu ſchicken wußte, wodurch für die Agitationen des Beamtenproletariates von vornherein der Boden gewonnen war.

Für die Verwirklichung des modernen Verfaſſungslebens ſtehen ſich die Menſchen in den kleinen Staaten viel zu nahe, jeder betrachtet den andern von dem bekannten Standpunkte des Kammerdieners, der an ſeinem Herren keine Größe mehr entdecken kann.

Im alten patriarchalischen Staate war dieses Naheſtehen dagegen von entſchiedenem Vortheil geweſen, da man ja ohnedies das ganze kleine Ländchen nur als eine große Familie dachte. Bei unſern conſtitutionellen Zuſtänden ſuchte man geſchloſſene politiſche Parteien in den Kleinſtaaten zu bilden und ward ſelbſt in den aufgeregteſten Tagen nicht recht fertig damit.

Denn zu einer politiſchen Partei gehört doch auch, daß man einen Führer anerkenne, während in einem Kleinſtaate, wie in einem kleinen Neſte von einer Stadt, keiner dem andern die erforderlichen hervorragenden Eigenſchaften zuſprechen mag. Gelang es auch einer Partei in einer einzelnen Stadt etwa in einem Vereine ihre Kraft zu ſammeln, dann brachte man es in der Regel wieder nicht zu Stande, daß ſich ähnliche Vereine zum Anſchluß in den übrigen Städtchen des Landes bildeten; denn dazu war die gegenſeitige Eiferſucht viel zu groß.

Die Kammern fanden auch ſchon hierdurch in den Kleinſtaaten ungleich ſchwieriger die Wirkſamkeit einer Geſammtvolksvertretung als in den größeren. Es iſt leichter die preußiſchen Intereſſen einheitlich zu vertreten, als die waldeckiſchen oder heſſen-homburgiſchen.

Wir begegnen in dieſen kleinen Kammern einer ſolchen durch Jahr und Tag fortſchwankenden Zerſplitterung der Anſichten, daß eigentlich nie eine rechte Majorität vorhanden war. Die wichtigſten Fragen wurden mitunter dadurch entſchieden, daß das eine oder das andere Mitglied krank oder verreist geweſen, ja wohl gar, daß ſich jemand auf eine Weile aus dem Saal entfernt hatte. So hing der Ausſchlag faſt immer an einer einzigen Stimme. Jeder Abgeordnete hatte die ganze Taſche voll von Specialwünſchen und Bedürfniſſen ſeines kleinen Wahlbezirks, und nicht ſelten wurde dann im parlamentariſchen Kleinhandel die Conceſſion für die eine Gegend gegen eine Conceſſion für die andere wechſelsweiſe ausgetauſcht. Dadurch ſpannen ſich die Verhandlungen endlos fort, und die wichtigſten Staatsfragen blieben hängen, weil ſich die Legion der Localfragen immer wieder dazwiſchen drängte. Am ſchlimmſten kamen die Landescaſſen bei dieſem parlamentariſchen Particularismus

weg, indem ſich die hunderterlei kleinen Verwilligungen für die einzelnen Gegenden und Einzelintereſſen zu einer gewaltigen Geſammtſumme addirten.

Die widerſtrebenden Elemente in den künſtlich zuſammengeſetzten Kleinſtaaten glaubte man am beſten dadurch verſchmelzen zu können, daß man die natürlichen Beſonderungen als gar nicht vorhanden anſah. Dieß iſt nicht der Weg der ſocialen Politik. So ſchnitt man in Naſſau den ehemals unter geiſtlicher Herrſchaft geſtandenen Landestheilen ihr uralt heiliges Herkommen ab, verbot z. B. die Proceſſionen, verletzte die katholiſche Bevölkerung durch die Art der Verwendung von allerlei aus den Säculariſationen gefloſſenen Geldern. Um dieſe Gebiete den andern zu aſſimiliren, hätte man eben gerade ihren Particularismus bis zu einem gewiſſen Punkte gewähren laſſen ſollen. Man centraliſirte die Gemeindeverwaltung, in welcher juſt die örtlichen Verſchiedenheiten die größte Berechtigung hatten, aufs ſtrengſte, konnte es aber nicht einmal dahin bringen, daß die Kronenthaler und die preußiſchen Thaler in dem kleinen Lande einerlei Curs hatten, indem dieſelben bis vor einigen Jahren nördlich der Lahn um je drei Kreuzer höher verausgabt wurden, als ſüdlich dieſes Fluſſes. Das naſſe Maß wechſelte trotz aller Verwaltungscentraliſation durch alle Abſtufungen, und war faſt in jedem Städtchen ein anderes. Noch viel ſchlimmer ſtand es mit dem Fruchtmaß. Statt hier eine ſehr wohlthätige Einigung herbeizuführen, begründete man z. B. eine höchſt überflüſſige Einheit des Kalenders, indem jeder Einwohner gezwungen iſt, den ſogenannten Landeskalender zu kaufen, und bis auf dieſen Tag eine Viſitation nach Neujahr von Haus zu Haus geht, um nachzufragen, ob man ſeinen Kalender auch richtig gekauft hat! Es bildet einen wahrhaft komiſchen Gegenſatz, wenn man bedenkt, daß ſich die Staatsverwaltung ſo viele Mühe gibt, ſämmtliche Einwohner nach der nämlichen Kalenderausgabe ihre Zeitrechnung regeln zu laſſen, während ſie auf einem Raume von 82 Quadratmeilen nicht weniger als ſiebzehnerlei verſchiedenes Fruchtmaß im Schwange gehen ließ, nämlich: zweierlei Mainzer Maß, Darmſtädter, Friedberger, Frank-

furter, Wetzlarer, Weilburger, Herborner, Dillenburger, Hachenburger, Herſchbacher, Naſſauer, Hadamarer, Dietzer, Limburger, Coblenzer und Bopparder Maß! Dieſe Maße unterſchieden ſich obendrein nicht bloß nach den Abſtufungen der Größe, ſondern mehrentheils auch wieder nach ihrem Eintheilungsgrund, ſie wurden demgemäß im Einzelnen wieder zerfällt nach dem Syſtem der Achtel, Malter, Birnſel, Meſten, Seſter, Simmern, Kompf, Geſcheid, Mäßchen, Minkel, Schoppen u. ſ. w., was dann ſchließlich zu einer babyloniſchen Verwirrung führte. Und trotz der centraliſirten Verwaltung iſt es doch erſt in neueſter Zeit möglich geworden, eine Einheit des Maßes herzuſtellen! Ja die Bureaukratie hatte im Gegentheil früher mitunter ihr ſonderliches Wohlgefallen an derlei ſinnloſer Vielſpaltigkeit, während ihr die natürlichen Beſonderungen ein Gräuel waren. Wie es eine Zeit gab, wo es in Deutſchland für eine Art von Demagogie galt, auf Zoll- und Münzeinigung und dergleichen zu dringen, ſo in Naſſau, wenn Einer über das bunte Farbenſpiel dieſer Schoppen und Malter Beſchwerde führte. Als die frühere Abgeordnetenkammer den gleichmäßigen Curs des preußiſchen Thalers für das ganze Ländchen nicht ohne Kampf durchſetzte, galt dieß als ein Triumph der Oppoſition, als ein Sieg der „modernen Ideen!“

So ſchwer man es in einem Kleinſtaate irgend einer bedeutenderen Erſcheinung machen wird, ſich zur Geltung zu bringen, ſo blind hängt hier doch gemeiniglich der Autoritätsglaube an dem, was ſich einmal einer gewiſſen Anerkennung erfreut. Es mag widerſpruchsvoll erſcheinen, aber es iſt doch richtig: nicht ſowohl der Freiheitsdrang war es, als vielmehr der pure Autoritätsglaube, das Gelüſten einer anerkannten Macht zu gehorchen, was die kleinen Staaten ſo raſch zu Anhängern der Revolution machte. Man konnte ſich vorher die Möglichkeit einer ſolchen Staatsumwälzung gar nicht denken, darum war, als ſie wirklich hereingebrochen, der Glaube an die Allmacht ihrer Triebkräfte ein unbegränzter. Man hielt zu der Revolution nicht um der Freiheit willen, ſondern aus Furcht vor ihrer Macht, d. h. man ward freiſinnig aus Servilismus;

man katzbuckelte vor den neuen Volksmännern, nicht weil man ſie für beſſer gehalten hätte, als die Herren vom alten Regiment, ſondern weil man ſie für mächtiger hielt. In den größeren Staaten behielt die Regierung doch immer noch ein Stück ihres Anſehens, und der Glaube an ihre Macht war nicht ganz verſchwunden; in den kleinen Staaten hatte die herrſchende Gewalt mit dem erſten Stoß alle Autorität eingebüßt. Allein deßwegen waren die Männer der Revolution auch wiederum der gleichen Gefahr ausgeſetzt. So lange die revolutionäre Stimmung oben war, regierte und verwaltete die Volksvertretung und die Miniſterien konnten höchſtens einen guten Rath geltend machen; als der Rückſchlag des neu gekräftigten conſervativen Sinnes eintrat, regierten wiederum bloß die Miniſterien und die Kammer ſank von ſelbſt zu einem bloßen Beirath herab. Wozu nützte nun all der großſtaatliche conſtitutionelle Apparat in dieſen kleinen Ländern? Es waren bei dieſem Wechſel der Macht keineswegs förmliche Verfaſſungsverletzungen hüben oder drüben vorgekommen, es war blos die moraliſche Macht oder Ohnmacht geweſen, die zwiſchen beiden Extremen auf- und abgeſtiegen war. In Oeſterreich und Preußen konnte die Krone in den ſchlimmſten Tagen doch immer noch auf das treffliche Heer weiſen, das auch eine Art von Volksvertretung iſt, und wenn revolutionäre parlamentariſche Verſammlungen auf das Recht des Aufruhrs pochten, dann war bei ſo ausgedehnten Ländermaſſen die Größe und die natürliche ſociale Gliederung der Landesbevölkerung ſelber wieder das natürliche Hinderniß einer allgemeinen Volkserhebung. In Naſſau dagegen konnte, als die Kammer herrſchte, die Bevölkerung des ganzen Landes binnen zwei Tagen vor dem Hotel eines widerſtrebenden Miniſteriums verſammelt werden, und als gegentheils das Miniſterium oben war, bedurfte es nur eines telegraphiſchen Hülferufs nach Mainz, um mit ein paar Regimentern Reichstruppen die ganze widerſpenſtige Bevölkerung in die Taſche zu ſtecken. Da hört der Conſtitutionalismus von ſelber auf. So lange die naſſauiſchen Soldaten in dem Revolutionsjahr in den einheimiſchen Garniſonen

lagen, fehlte die Autorität, und es zeigten ſich bedenkliche Symptome der Widerſetzlichkeit, mancher Vers des Heckerlieds wurde geſungen, und die verblendeten badiſchen Republikaner glaubten, ſie hätten deßwegen ſchon das ganze naſſauiſche Militär in der Taſche. Als aber dieſelbe Mannſchaft gegen den badiſchen Aufruhr ins Feld rückte, und zwiſchen preußiſche und heſſiſche Truppen zu ſtehen kam, da ging ihnen wieder der Glaube an eine ganz andere Autorität auf, als diejenige war, der ſie im Heckerlied gehuldigt hatten, und ſie ſchlugen kraft dieſer Autorität den Freiſchaaren unbedenklich auf die Köpfe. Dieſe Miſchung des neuen und des alten Autoritätsglaubens machte ſich dann auch in ganz humoriſtiſcher Weiſe geltend, namentlich bei den Bauern, von denen nicht wenige nach der Republik verlangten, dazu aber auch den Herzog beibehalten wollten.

Aus allen dieſen Thatſachen, welche das Mißverhältniß zwiſchen großſtaatlichem Regierungsweſen mit einem kleinſtaatlichen Landesgebiet darlegen, läßt ſich eine zweifache Folgerung ziehen: Die weſentlich auf einen großen Staatsorganismus berechneten modernen Verfaſſungsformen ſind in einem Kleinſtaat nur dem Wortlaut, nicht der Sache nach, zu verwirklichen, und in Ländern ſo kleinen Umfanges kann nur die patriarchaliſche Regierungsform eine Wahrheit ſeyn. Nimmt man aber an, daß die patriarchaliſche Regierungsform in unſern Tagen eine Unmöglichkeit iſt, dann muß man ſich auch nicht ſcheuen, weiter zu folgern, daß auch die kleinen Staaten eine Unmöglichkeit geworden ſind.

Viertes Kapitel.

Die ſtaatlichen Uebergangsgebilde und die politiſche Moral.

Höchſt lehrreiche Züge zur Zeichnung des Verhältniſſes zwiſchen unſerm Volksleben und unſern Staatenbildungen bietet Kurheſſen mit ſeinen neueren Kriſen und Zuſtänden. Heſſen hat von Haus aus das Zeug zu etwas mehr als einem Kleinſtaat, es gibt einen Stamm, ein Volk der Heſſen, es gibt eine wirkliche heſſiſche Geſchichte. Das Land iſt aber durch die Ungunſt ſeiner geſchichtlichen Schickſale auf die Uebergangsſtufe von dem Kleinſtaat zum größeren Staate ſtehen geblieben. Seit Jahrhunderten bereits hat das Heſſenland der älteren Linie den Kelch des gemeinſamen deutſchen Jammers immer auch noch einmal in beſonderer Füllung zu trinken gehabt. Zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Bundes war Heſſen auf den Gipfel ſeiner politiſchen Bedeutſamkeit geſtiegen, ein genialer Fürſt ſaß auf dem Thron und die Landgrafſchaft ſpielte eine Rolle in den deutſchen und europäiſchen Händeln, welche wir mit modernem Ausdruck als die eines deutſchen Großſtaates bezeichnen würden. Aber mit dem Tage vor Ingolſtadt, wo die Entſcheidung über des deutſchen Reiches Zukunft in Heſſens Händen lag, erſchien auch jenes dämoniſche Schickſal, welches fortan nicht mehr von Altheſſen gewichen, und jenem Moment des entſcheidenden deutſchen Einfluſſes folgte die Gefangennehmung des Landgrafen Philipp und die Vernichtung ſeiner politiſchen Macht auf dem Fuße. Das Märtyrthum, welches Philipp in fünf Jahre langer Haft auf ſich genommen, iſt

von da an gleichſam auf das ganze alte Heſſenland übergegangen. Mit des Landgrafen Tode kam die heſſiſche Brudertheilung, in ihr ward die natürliche Geltung Heſſens als das politiſchen Schwerpunktes im weſtlichen Mitteldeutſchland für Jahrhunderte vernichtet. Darmſtadt, das neue Heſſenland, welches der Volkswitz der Altheſſen in Armſtadt umtaufte, blühte auf und wurde reich, indeß Altheſſen zurückging. Politiſcher Hader und Religionskämpfe entzweiten die beiden, ob auch religionsverwandten, Bruderländer, und Heſſen ſchmeckte ſo den dreißigjährigen Krieg vor, noch ehe derſelbe für ganz Deutſchland hereingebrochen war. Ein Landgraf, der zugleich König in Schweden, ließ Kurheſſen ſchon vor langer Zeit das Elend jener zwieſchlächtigen Stellung durchkoſten, an welchem jetzt eine der edelſten deutſchen Volksgruppen, die ſchleswig-holſteiniſche, zu verbluten droht. Dann kam das Regiment der perſönlichen Laune und der geheimen Einflüſſe; von dem 18. Jahrhundert wurde es dem 19. vererbt. Das tolle Faſtnachtſtück des „Königreichs Weſtphalen," als Jerome in Kaſſel Komödie ſpielen ließ und Maskenbälle hielt, und beiläufig auch regierte, fiel als luſtige Epiſode zwiſchen ſo manche tragiſche Situation; es ſtellte wenigſtens eine neue und originelle Schattirung des Regiments der perſönlichen Laune dar. Die kurheſſiſchen Zuſtände wurden ſprüchwörtlich. Die Stürme des Jahres 1830 zertrümmerten die alte ſtändiſche Verfaſſung; die neue Conſtitutionsurkunde nahm ſich auf dem Papier vortrefflich aus, und bewährte ſich blos als ein Stück Papier.

In Kurheſſen und Heſſendarmſtadt hatte ſich allmählig ein förmlicher heſſiſcher Dualismus herausgebildet, der auch noch heute für das ganze politiſche Leben beider Länder maßgebend wird. Darmſtadt iſt nicht nur ein neues Land ſeiner Gebietszuſammenſetzung nach, es iſt auch ſeit Menſchenaltern im Sinne eines modernen Staates verwaltet worden. Bei Kurheſſen dagegen verſuchte man's immer wieder mit dem patriarchaliſchen Regiment; über den Erfolg hat uns noch die jüngſte Vergangenheit zur Genüge belehrt. Heſſenkaſſel ſah ſich, als ihm Marburg wieder zugefallen war, im Beſitze von faſt der ganzen altheſſiſchen Ländermaſſe; faſt alle die

Orte, an welche sich die großen Erinnerungen der hessischen Geschichte knüpfen — Kassel, Marburg, Frankenberg, Fritzlar u. s. w. zusammt den Stammsitzen der einst so mächtigen niederhessischen Ritterschaft — lagen in seinen Gränzen, und jener ächte althessische Volksschlag, der sich in den Bauern im Schwalmgrunde, an der oberen Lahn und anderwärts so merkwürdig rein erhalten hat, bildete den Kern einer ganz originellen Bauernschaft. Wie das Land im Laufe der Zeiten geschwankt hat zwischen dem Beruf zu einem kleinen oder zu einem größern Staate, so steht dieses zähe, trotzige Volk der Althessen, der blinden Hessen, auf der Verbindungsbrücke zwischen norddeutschem centralisirtem und mitteldeutschem individualisirtem Volksthum. Da sind noch die störrigen Bauern, die von Haus aus gar nicht recht nach Mitteldeutschland passen wollen, die aber durch politische Einflüsse immer tiefer in mitteldeutsches Wesen hineingetrieben worden sind. Eine Sage von einem hessischen Dorfe im Ohmgrund, welches katholisch blieb, obgleich es ganz nahe bei dem streng protestantischen Marburg liegt, zeichnet dieses trutzige Wesen. Die dortigen Bauern waren nämlich, so lautet dieser historische Mythus, kurz nach der Reformationszeit wirklich zur neuen Kirche übergetreten. Als sie nun zum erstenmale das Abendmahl unter beiden Gestalten erhalten sollten, trug sich's zu, daß man aus Versehen den Inhalt eines Essigkruges statt Weines in den Kelch geschüttet hatte. Da erklärten die Bauern, lieber, als daß sie solchen Wein tränken, wollten sie gar keinen trinken, kehrten zur alten Kirche zurück, und mitten unter protestantischen Nachbarn blieben sie ihr treu bis auf diesen Tag. Diese wunderbare Kreuzung des äußersten Eigensinnes mit dem äußersten Leichtsinne, zeigt uns, daß wir an den Gränzmarken des starren niederdeutschen und des beweglichen mitteldeutschen Wesens stehen.

In den schweren Krisen, welche Kurhessen in der jüngsten Vergangenheit durchgemacht hat, zeigte es sich, daß das Staatsregiment mächtiger war, als in den Kleinstaaten, aber minder mächtig als in den deutschen Großstaaten, und gerade hierdurch ward das Land in weit höherem Grade ein Gegenstand des Kampfes

für die ſich befehdenden Mächte der deutſchen Particularpolitik als es irgend ein vollendeter Kleinſtaat geweſen iſt. Es entſpricht dieſer Stellung das paſſive aber keineswegs theilnahmloſe Verharren des kurheſſiſchen Volkes, welches weder mit jener beſonnenen Energie, wie ſie die Schleswig-Holſteiner entwickelten, noch mit dem ebenſo raſch auflodernden als wieder zuſammenſinkenden Studentenenthuſiasmus der ſüdweſtdeutſchen liberalen Volksmaſſen zu vergleichen iſt.

Nicht bloß die Subſtanz der kurheſſiſchen Händel war dem Volke ſehr einleuchtend, ſondern auch die Form, in welcher dieſelben ſich entwickelten. Sie iſt im politiſchen Leben für uns zwar neu, im bürgerlichen aber trivial: die Form einer Proceßverhandlung. Die beiden Hauptmächte des Staatslebens, die geſetzgebende und vollziehende Gewalt, führten in Kurheſſen einen großen Proceß mit einander; jeder Theil verſicherte ſich auf ſein gutes Recht berufen zu können, die Advocaten ſtritten herüber und hinüber, aber freilich ſprach jeder Theil zu einem andern Richter. Und wunderlich genug iſt die ganze Entwicklung dieſes großen Proceſſes wiederum aus einer Moſaik von lauter kleinen Proceſſen zuſammengeſetzt geweſen, ein endloſer Knäuel von Specialproceſſen umſchlang alle Vorkämpfer der proceſſirenden zwei Parteien, und ſeltſamer Weiſe war es endlich auch ein Proceß, mit welchem man den erſten Stein auf den kurheſſiſchen Miniſter ſchleuderte. Was ein Proceß iſt, das weiß der gemeine Mann in Deutſchland leider nur allzugut, er kennt die proceſſualiſchen Formen ganz anders als die diplomatiſchen. Circulardepeſchen und Inſtructionen und Noten ſind ihm fremd, aber was Decrete, was Inſinuationen, was Erkenntniſſe und Inſtanzen ſind, das hat er gründlich los, ſein eigener Geldbeutel hat ihm zum öftern Ausweis darüber gegeben.

Die Analogie des Proceſſes geht aber noch weiter. Dem gemeinen Mann in Deutſchland iſt der Proceß freilich ein Rechtsſtreit, aber der Ausgang iſt ihm nach uralter Tradition nicht ſowohl der Wahrſpruch des allgemeinen Rechtsbewußtſeyns als eine Lotterie des Rechtes. Der Civilproceß iſt dem Bauer ein Hazardſpiel. Mit ganz ähnlichen Geheimmitteln des ererbten Aberglaubens, mit

welchen andere Völker zum Glücksſpiele ſich rüſten, betritt der deutſche Bauer heute noch am entſcheidenden Tage die Gerichtsſtube. Die Leidenſchaft der Deutſchen des Tacitus für das Spiel lebt weit mehr noch in den Gerichtsſtuben fort als an den grünen Tiſchen. Der Proceß iſt dem gemeinen Manne ein „Rechtsſpiel.“ Als ein „Rechtsſpiel“ ſieht die große Maſſe des Volkes ihre Privatproceſſe an, als ein Rechtsſpiel iſt auch der Bevölkerung des Landes der politiſche Proceß in Kurheſſen erſchienen, und darin lag die auflöſende und zerſetzende Kraft der kurheſſiſchen Händel.

Es waren die zwei höchſten Autoritäten der Geſetzesgewalt, welche im Proceſſe mit einander lagen, im „Rechtsſpiele,“ wie es das Volk auffaßt. Mag in ſolchen Fällen gewinnen wer will, die volle, ganze Autorität des Geſetzes im Volksbewußtſeyn wird jedenfalls verlieren. Das Volk urtheilt nicht ſo ſubtil, daß es die abſtracte Würde des Geſetzes unterſchiede von den perſönlichen Vertretern derſelben. Auch beim Civilproceſſe glaubt der Bauer, der von ſeinem guten Rechte vollſtändigſt überzeugt war, darum doch nicht, daß der Entſcheid etwas anderes geweſen ſey, als der letzte Würfelfall im Rechtsſpiel. Die ſchwächſte Seite in dem Volkscharakter der mitteldeutſchen Kleinſtaaten liegt nun gerade darin, daß der Glaube an die Autorität des Geſetzes hier am meiſten unterwühlt und gebrochen, daß der Geiſt der conſervativen Sitte vielfach erloſchen, daß die naive Loyalität verſchwunden iſt. Darum ſollte man hier gerade alles vermeiden, was einen Proceß der Autoritäten, was ein politiſches Rechtsſpiel herbeiführen kann.

Dadurch erhielt Preußen ein ſo gewaltiges moraliſches Uebergewicht in den mitteldeutſchen Ländern, daß es in den entſcheidenden Augenblicken der Jahre 1848 und 1849 bewies, wie tief der inſtinktive Reſpekt vor der Autorität des Geſetzes noch in dem Bewußtſeyn ſeiner Bevölkerung gewurzelt ſey. Dieß war juſt jenes eigenthümliche Weſen, welches den Demokraten als „ſpecifiſches Preußenthum“ ſo erſtaunlich läſtig vorkam. Das Bedürfniß, unter der Zucht einer ſtrengen Geſetzesautorität zu ſtehen, iſt einer der erſten Vorzüge, welche der ernſtere, abgeſchloſſenere, an größere

politiſche Proportionen gewöhnte norddeutſche Volkscharakter vor dem zerfahrenen mitteldeutſchen voraus hat. Vor wenigen Menſchenaltern war auch in den mitteldeutſchen Kleinſtaaten der Sinn für die Autorität des Geſetzes noch weit ſtärker vorhanden. Aber die moderne Kleinwirthſchaft, welche, wo es die Executive galt, das Geſetz nicht als die Baſis des Vollzugs, ſondern als die Satyre auf den Vollzug erſcheinen ließ, zerſtörte furchtbar raſch dieſen guten Geiſt. Nicht als ob wir Mitteldeutſche alleſammt Anarchiſten und geſetzloſe Menſchen wären, aber jener gleichſam angeborene Inſtinkt der Geſetzmäßigkeit iſt den Maſſen der Bevölkerung verloren gegangen. Er kann nur wiedergewonnen werden durch die andauernde Herrſchaft einer ſtrengen und gewaltigen Autorität des Geſetzes, einer Autorität, die nicht mit ſich ſelber in Fehde liegt, die nicht im Rechtsſpiel erſt um ihre eigene Macht proceſſiren muß, einer Autorität, die zugleich zwiſchen den Zufälligkeiten unſeres politiſchen Staatenſyſtems und den natürlichen Beſonderungen des Volksthumes zu vermitteln weiß.

Die kurheſſiſchen Händel, inſofern ſie eben in der Geſtalt eines Kampfes um die Autorität des Geſetzes auftraten, der andererſeits doch wieder nur ein perſönlicher Kampf war, in der Geſtalt eines Proceſſes, eines Rechtsſpieles, ſind nach beiden Seiten ein furchtbarer Stoß für die Autorität des Geſetzes im deutſchen Volksbewußtſeyn geweſen, und zwar nicht bloß, weil ſie als ein ſo populärer, dankbarer Stoff in ſo populärer Form erſchienen, ſondern auch, weil ſie gerade in dem Theile Deutſchlands ſpielten, wo es am meiſten noth thut, daß das Anſehen der geſetzlichen Gewalt auch als mit den Trägern derſelben untrennbar verbunden wieder Boden gewinne.

In Staaten mit anderen Volkszuſtänden, in Staaten von größerer materieller Macht, hätte die Regierung hoffen können, einen ſolchen Proceß wirklich zu gewinnen, in Kurheſſen dagegen hätten es beide Theile aus Gründen der ſocialen Politik, um der Autorität des Geſetzes im Volksbewußtſeyn, um der Schwachen willen (und die Schwachen bilden die Maſſe) nicht zum Proceß,

nicht zum Rechtsſpiel kommen laſſen dürfen. Nicht die ſtreitenden Parteien gewinnen bekanntlich in der Regel bei den Proceſſen, ſondern die Advocaten, und da die Advocaten im Lande nicht fertig zu werden ſchienen, ſo ſtanden die auswärtigen Advocaten alsbald viele tauſend Mann hoch vor der Thüre des armen Heſſenlandes. Der Staat iſt heutzutage der mächtigſte, in welchem die Autorität des Geſetzes am tiefſten und naivſten im Volksbewußtſeyn wurzelt und — die Autorität der Sitte. Denn was der Inſtinkt der Geſetzlichkeit im politiſchen Leben iſt, das iſt der Inſtinkt der Sitte im ſocialen. Wenn ja eine Nothwendigkeit vorhanden iſt, daß die deutſchen Kleinſtaaten von den großen verſchlungen werden, dann iſt ſie es zumeiſt darum, weil in jenen mit dem zerfahrenen Staatsregiment auch die Autorität des Geſetzes und der Sitte am ärgſten zerfahren iſt

Heſſenland hat ein hiſtoriſches Recht auf der Karte von Deutſchland; es hat im deutſchen Weſten denſelben natürlichen Beruf der Vermittelung norddeutſchen und mitteldeutſchen Weſens, wie Sachſen im Oſten. Dabei müßten aber freilich die Grenzen Heſſens wie Sachſens anders geſteckt ſeyn wie gegenwärtig. Die Zerſtückelung und theilweiſe Zertrümmerung Heſſens und Sachſens iſt im Hinblick auf die geſammte ſociale Ethnographie Deutſchlands nicht tief genug zu beklagen.

Wenn man durch einen großen Theil Kurheſſens geht, dann ſieht der Wanderer häufiger als anderwärts die Trümmer früheren Wohlſtandes, ſtolze alte Kirchen in kleinen heruntergekommenen Dörfern; ſtattliche Brunnen, mit hübſcher Steinmetzenarbeit geziert, die auf einen früheren Ueberſchuß des Gemeindevermögens hindeuten, der ſich jetzt allem Anſchein nach in einen Ueberſchuß an Gemeindeſchulden verwandelt hat; Ringmauern, wo man jetzt den Ort paſſender mit einer Gartenhecke einfrieden würde. Und dennoch wohnt in dieſen Dörfern mehrentheils noch der alte heſſiſche Bauer, heruntergekommen, oft aus eigenem Trieb verbittert, öfter verhetzt, häufig vom Branntwein entnervt, und doch im großen Ganzen zumeiſt ſich ſelber treu. Und wie iſt die einſt ſo ſtolze, reiche und

mächtige heſſiſche Ritterſchaft zuſammengeſchmolzen! Aber auch jene Denkſteine fürſtlicher Macht, mit denen des Landes Hauptſtadt ſo überreich geſchmückt iſt, beginnen zu verwittern, ob ſie auch meiſt kaum ein Jahrhundert erſt gedauert haben. Und zwiſchen ihnen ragt bedeutungsvoll jene ſeltſame moderne Ruine, die „Kattenburg“ hervor, ein koloſſaler Steinhaufen, der den Unterbau zu einem an Pracht und Feſtigkeit alles überſtrahlenden Fürſtenſchloſſe bilden ſollte, aber der erſchütternde Schritt der modernen Zeitgeſchichte ließ das ſtolze Werk nicht über das Erdgeſchoß aufſteigen, und die Grundgewölbe beginnen zu berſten, noch ehe die Laſt ſchützend auf ihnen ruht, denen ſie wiederum eine Stütze ſeyn ſollten; grüne Reiſer ſproſſen zwiſchen den Steinen auf, ob es gleich kaum ein paar Jahrzehnte her iſt, daß man ſie wie für eine Ewigkeit feſt zuſammengefügt, und die Knaben ſpielen in den labyrinthiſchen Gängen der im Entſtehen gebrochenen Burg.

Das ſind einige Züge zu der Geſchichte vom Widerſtreit der deutſchen Volksgruppen und der deutſchen Staatengebilde.

IX.

Die kirchlichen Gegensätze.

Erſtes Kapitel.

Volksthümliche Myſtik der Revolution.

In den langen Friedensjahren war ein Zug des religiöſen Rationalismus langſam aber tief in das deutſche Volksthum eingedrungen. Es war ſeltſam anzuſchauen, wie ſich in den Tagen der Bewegung von 1848 ſelbſt in den kirchlich und politiſch durchwühlteſten Gauen dieſem volksthümlichen Rationalismus plötzlich ein Zug volksthümlicher Myſtik, ein Zug bald mehr religiöſen, bald mehr politiſchen Aberglaubens zugeſellte. Mit Einem Schlage hatte ſich ein ganz origineller Zweig volksthümlicher Literatur entwickelt, oder richtiger neu belebt, der uns einen tiefen Blick in das innerſte Seelenleben unſeres Volkes werfen läßt: ich meine jene tauſenderlei politiſchen und religiös-myſtiſchen Prophezeiungsbüchlein, die, theilweiſe im Buchhandel, mehr noch auf den Jahrmärkten und von Hauſirern feilgeboten, in unzähligen Exemplaren unter dem gemeinen Mann verbreitet worden ſind. Ausdeutungen der Apokalypſe auf den nahen Weltuntergang, Weiſſagungen unſerer politiſchen Zukunft aus dem Volksmunde, ſibylliſche Mönchsorakel, Vorgeſichte von Hellſeherinnen u. dgl. wurden in allen möglichen Formen und Faſſungen zuſammengetragen. Zu einer Zeit, wo ſonſt faſt kein Buch verkauft wurde, ging dieſer wunderliche literariſche Artikel reißend ab. Nicht der Umſtand, daß dieſe Schriften damals abgefaßt worden wären, daß alſo die Generation ſich plötzlich erfüllt von der Gabe der Weiſſagung gefühlt hätte, iſt das merkwürdige, denn die

meiſten und beachtenswertheſten dieſer Prophezeiungen rühren aus längſt vergangenen Tagen her — ſondern, daß die große Maſſe der Gebildeten und Ungebildeten mit Einem Male ſo gierig nach dieſen geheimnißvollen Blättern griff, die das nämliche Publikum ein Jahr vorher mit Spott und Lachen als Alteweiberhiſtorien und Ammenmärchen bei Seite geſchoben haben würde.

Man blieb aber nicht ſtehen bei dieſer volksthümlichen Myſtik der Revolution. Vom Aberglauben zog es den gemeinen Mann in Gegenden, wo er die Kirche faſt vergeſſen hatte, weiter zum kirchlichen Glauben, und aus einem zuerſt mehr allgemeinen kirchlichen Conſervatismus, welcher Katholiken und Proteſtanten auf kurze Zeit zu dem gemeinſamen Kampfe gegen die kirchliche und politiſche Nivellirung einigte, trat raſch eine ſo ſcharfe Sonderung des proteſtantiſchen und katholiſchen Deutſchlands hervor, wie ſie ſeit Jahr und Tag nicht beſtanden hatte. Das kirchliche Element iſt ſeitdem auch äußerlich zu einer wunderbaren Macht in unſerm ganzen Staats- und Geſellſchaftsleben aufgewachſen.

Betrachten wir zuerſt jene Rolle, mit welcher der Aberglaube mahnend im deutſchen Volksthum hervortrat, als man ſich deſſen am wenigſten gewärtigte, damit wir dann zu der Rolle des Glaubens übergehen und zur Schilderung der Bedeutung, welche den kirchlichen Gegenſätzen für die ſociale Ethnographie Deutſchlands zugefallen iſt.

Ein theoſophiſcher, ein poetiſch-myſtiſcher Grundzug des deutſchen Volkscharakters war es, der ſo unerwartet hervortrat, als die Geiſter in der politiſchen Bewegung aufeinander platzten, ein myſtiſcher Grundzug, den ein ganzes Menſchenalter voll rationaliſtiſcher Schulmeiſterei wohl hatte verhüllen, aber nicht austilgen können. Es handelt ſich um ein Stück roher, formloſer, aber tief angelegter Volkspoeſie, um eine höchſt wunderliche Märzerrungenſchaft — doch juſt nicht die ſchlechteſte! Unſere Gelehrten haben ſich ſeit Jakob Grimms ruhmreichem Vorgange die Erforſchung jenes Volksaberglaubens eifrig angelegen ſeyn laſſen, wie er in mythiſcher Anſchauung von Geiſt und Natur, in Lebensregeln und Sprüchen als

etwas hiſtoriſch abgeſchloſſenes und fertiges ſich ausprägt; warum ſollte man eine nicht mindeſtens gleich große Aufmerkſamkeit dem Volksaberglauben zuwenden, wie er hier als etwas flüſſiges, werdendes, geſtaltenbildendes vor uns tritt, die eigenſten Ideen der Gegenwart in deutungsvolle poetiſche Formen gießend? Denn indem der Volksglaube ſich der alten Weiſſagungen eines Hermann von Lehnin und ſo vieler anderer bemächtigte, bildete er dieſelben allerdings auch weiter, durchwob ſie mit den eigenthümlichen Gedanken der Zeit und ſpann ſie auf die Erfüllung ſeiner nächſten Wünſche und Hoffnungen aus, ſo daß es hier in der That einem Forſcher, der nicht bloß in vergilbten Pergamenten zu ſchürfen, ſondern auch in die friſche Gegenwart des Volkslebens einzudringen weiß, vergönnt iſt, mitten in die Werkſtatt des poeſievollen Volksaberglaubens zu ſchauen.

Es iſt etwas ganz naturgemäßes, daß das Volk, als es ſah, wie alle Weisheit der Schriftgelehrten durch den unberechenbaren Gang der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe zu Schanden wurde, zu den Propheten aus ſeiner eigenen Mitte umkehrte, daß es in den Weiſſagungen des wandernden Spielmanns Bernhard, der Tagelöhnerin Helene von Brügge, des Krämers Kunz von Eichſtetten, des Schäfers Jaspars tiefere Wahrheit fand, als in den Büchern und Zeitungen, die aus einer ſeinem Ideenkreiſe fremden Bildungsſchicht ſich ihm aufgedrängt hatten. Es war das auch eine Art Emancipation. Man macht überall, ſelbſt in den gebildetſten Kreiſen, die Wahrnehmung, daß die ernſten Mahnungen der überſtandenen und der drohenden politiſchen und ſocialen Kämpfe den Einzelnen religiöſer, gläubiger geſtimmt haben. Die roheſten Schichten des Volkes wurden im Anfang wenigſtens für den Aberglauben empfänglich geſtimmt. Die Revolution hat das ſogenannte Freikirchenthum ruinirt, dagegen dem ſtrengen Kirchenregiment, dem werkthätigen Glauben, wie dem Pietismus und der Myſtik ein unabſehbares Feld geöffnet. Das trifft zumal beim gemeinen Manne zu. Der Bauer, der in den letzten Jahren vor der Revolution vielleicht kaum mehr in den Evangelien las, griff während und nach derſelben zur

Apokalypse und ihren socialen und politischen Auslegern. Ein mystischer Grundzug hat sich bei ihm in die Auffassung der Zeitgeschichte eingeschlichen. Es ist das just nichts neues, es ist in allen Perioden dagewesen, wo erschütternde Weltereignisse beängstigend an die Seele des Menschen pochten. Oft schon verkündete man den jüngsten Tag bei solchem Anlaß: So hat sich die Volkssage also schon in uralter Zeit die Weltgeschichte, wenn sie wieder einmal mit Händen zu greifen war, als das Weltgericht symbolisirt. Mißwachs und theure Zeit, Seuchen, strenge Winter, merkwürdige Naturerscheinungen sind fast allen großen politischen Umwälzungen prophetisch vorangegangen: das weiß der Bauer, wenn er auch sonst nicht viel von der Geschichte weiß, und bildet sich daraus einen mystischen Causalnexus zwischen Natur und Geschichte. Ein Chronist des Mittelalters erzählt, „die Hühner und Hähne hätten gar betrüblich gesungen," weil schwere Zeiten nahe waren. In diesem Style schreibt heute noch der gemeine Mann — pragmatische Geschichte! Wenn der deutsche Bauer glaubte, das Erdbeben, welches im August 1846 verspürt wurde, sey das Vorzeichen gewesen des zunächst folgenden Hungerjahres und der daran gereihten Jahre des Krieges und Aufruhrs, wenn er sich dann weiter im Taumel der Umwälzung den neubelebten alten Sagen von einer letzten großen, entscheidenden Schlacht, auf welche die goldene Zeit folgen solle, überzeugungsvoll zuwandte, so entstand dadurch häufig ein ganz fatalistischer Glaube an die Revolution und deren endlichen Sieg, welcher mit der sonst so conservativen Natur des ächten deutschen Bauern im grellsten Widerspruche stand.

Dieser fatalistische Glaube zeigte sich recht auffallend in Betreff des ungarischen Krieges. Er wurzelte hier in historischem Boden. Keine Art von Weissagungen war bei den Deutschen in den letzten Jahrhunderten so populär und allgemein verbreitet, als die „Türkenprophezeiungen". Noch bis zur Zeit der ersten französischen Revolution erschienen alljährlich sogenannte „Türkenkalender" mit haarsträubenden Schilderungen künftiger und vergangener Türkengräuel angefüllt. Die Türken sind eine stehende mythologische Figur

im deutſchen Volksglauben geworden. In vielen Gegenden wird noch heute alltäglich zu beſtimmter Stunde geläutet zur Erinnerung an die Türkennoth, und das regelmäßige Türkengebet iſt noch nicht gar lange verſchwunden. Dieſe, ich möchte ſagen hiſtoriſche, Angſt vor den Türken, welche durch allerlei kirchliches Herkommen ihre religiöſe Weihe erhalten hat, tauchte wieder auf im Volksgeiſte unmittelbar mit der erſten Erſchütterung der langjährigen Friedensruhe Europa's. Allein erſt mit dem Ausbruche des ungariſchen Krieges ſchienen die Türkenprophezeiungen zur Wirklichkeit werden zu wollen. Darum glaubten z. B. die rheiniſchen Bauern — und anderwärts wird es nicht anders geweſen ſeyn — trotz aller Zeitungsnachrichten lange nicht, daß Koſſuth beſiegt ſey, weil ihnen der unausbleibliche Türkenkrieg eins und dasſelbe däuchte mit dem Siege Koſſuths, weil es ihnen gleich einem Evangelium feſtſtand, daß im Jahre 1850 die Türkenpferde aus dem Rheine trinken und an den Pfeilern des Kölner Domes angebunden ſeyn würden. Dieſer Glaube erhielt eine Weile in der wunderlichſten Weiſe Nahrung durch die freundſchaftlichen Beziehungen eines türkiſchen Grenzcommandanten zu Koſſuth, durch das Aſyl der ungariſchen Flüchtlinge auf türkiſchem Boden, durch den Uebertritt Bems zum Islam, und endlich wohl gar durch die nachfolgenden orientaliſchen Verwickelungen. Die Sympathien, welche das Geſchick des Magyarenvolkes bei dem politiſch noch ſehr naiven Kern des gemeinen Mannes in Deutſchland gefunden, waren zum geringſten Theile politiſcher Natur; ſie waren in weit größerem Maße hervorgerufen durch den geheimnißvollen, faſt orientaliſchen Zauber des Wunderbaren, welcher über dem ungariſchen Krieg und ſeinen Helden ſchwebte, durch den feſten Glauben an uralte Prophezeiungen, die ſich von dort her hätten erfüllen müſſen.

In Weſtfalen, dem claſſiſchen Lande der Sage und des Volksaberglaubens, hat man ſich eifriger als anderwärts bemüht, die Prophezeiungen, welche in den Jahren 1848 und 1849 eine ſo große Rolle bei dem Volke geſpielt, zuſammenzuſtellen. Dort zeigte ſich auch die intereſſanteſte und reichſte Gruppe volksthümlicher

Propheten, und Th. Beykirch zu Dortmund erwarb sich das Verdienst ihre Aussprüche in seinem „Kalender für unsere verhängnißvolle Zeit" zu sammeln. Dieses Buch hat mehrfache historische und literarische Erörterungen hervorgerufen, man beschränkte sich aber darauf, so viel mir bekannt, in das Materielle der Prophezeiungen einzugehen, während doch die fabelhafte Rückwirkung derselben auf das Volk das culturgeschichtlich Wichtigste bei der Sache ist. Ein statistischer Nachweis über den jedenfalls beispiellos ausgedehnten Vertrieb der Prophezeiungsbüchelchen wäre lehrreicher als die scharfsinnigste Auseinandersetzung über die Erfüllung oder Nichterfüllung des darin Verkündeten.

Vergleicht man übrigens die in Beykirchs Sammlung aufgenommenen Prophetenstimmen mit einer großen Masse von Prophezeiungsbüchelchen ganz andern Kalibers, welche nicht minder den literarischen Markt und die Jahrmärkte überschwemmten, dann entdeckt man leicht das unterscheidende Merkmal zwischen der historisch ächten und wirklich aus dem Munde des Volkes hervorgegangenen Weissagung und vielfachem in neuester Zeit auf Speculation gearbeitetem Fabrikat. Jene ungefälschten alten Prophetenstimmen wurzeln fast allesammt in dem Boden bekannter Sagenkreise, aus denen auch unsere dichterische Nationalliteratur so reichen Stoff geschöpft hat. Zum großen Theil laufen sie im Style der Barbarossa-Sage auf die Wiederkunft eines großen Kaisers oder Helden hinaus, der auf weitem Blachfeld, bald am Niederrhein, bald in Westphalen, bald im Elsaß den letzten großen Kampf ausfechten wird. Die streitenden Schaaren werden im Blute bis an die Knöchel waten, und ist der Sieg errungen, dann wird der Feldherr seinen Schild an einem Birnbaum (oder an einer Birke) aufhängen, und die glückselige Zeit beginnt. Wie arm und mager nehmen sich diesen oft großartig poetischen Träumen gegenüber jene gemachten oder mit schlechtem Geschick gefälschten Prophezeiungsbüchelchen aus, welche man am eifrigsten unter dem Volk zu verbreiten suchte, und die mit dem endlichen Siege der social-demokratischen Republik in dürren modernen Zeitungsphrasen um sich warfen!

Wenn es gerade dem gemeinen Mann am ſchwerſten hielt, das Vertrauen wieder zu finden auf eine feſtere Geſtaltung der Dinge, wenn er auch dann, als die Heere längſt den äußeren Entſcheid gegeben hatten, dennoch die Revolution für noch lange nicht beendet hielt, wenn er oftmals ſchwankte, auf welche Seite er ſich wenden ſollte, dann wirkte hiezu gewiß nicht wenig der ſtarre Fatalismus, mit welchem er der Erfüllung ſeiner Prophezeiungen harrte. Und ſollte auch ein voller europäiſcher Friede wiedergekehrt ſeyn; ſo wird es doch gewiß noch jahrelang dauern, bis der Bauersmann ſeine Felder wieder in der freudigen Gewißheit beſtellt, daß er, was er geſäet, auch ernten werde.

Haben ſich doch auch unſere Staatsmänner zuletzt nicht frei bewahren können von dem myſtiſchen Grundzuge! Mit rückwärts gewandtem Prophetengeſicht ſahen ſie den mittelalterlichen Kaiſer deutſcher Nation auf dem Throne ſitzen, umgeben von verantwortlichen Miniſtern und Unterſtaatsſecretären, gerüſtet nicht mit dem Schwerte, ſondern mit einem abſoluten oder ſuspenſiven Veto, in Fehde liegend nicht mit Heiden und Ungläubigen, ſondern mit unfügſamen Volkshausmajoritäten, während der Bauersmann, freilich ohne Vergleich poetiſcher, den kaiſerlichen Retter und Helden auf dem Schlachtfeld erblickte, wie er ſeinen Schild an den geheimnißvollen verdorrten Birnbaum hängt, deſſen Gezweig urplötzlich neu ergrünet!

Die Prophezeiungen bildeten einen wirklichen Factor der Revolution. Sie waren eine bewegende Kraft in den untern Schichten des Volkes. Sie waren eine politiſche, weil eine culturgeſchichtliche Thatſache, obgleich vielleicht kein Staatsmann ſie als ſolche erkannt und gewürdigt hat. Dieſe unſcheinbaren löſchpapierenen Büchelchen voll dunkler Sprüche und Geſichte wirkten viel tiefer greifend revolutionär, als Struve's und Heinzens Brandſchriften. Die Parteien ahnten das; aber ſtatt das Volk bei ſeinem hiſtoriſchen, ureigenen Prophetenglauben zu packen, der in der dunklen, unverſtandenen Tiefe ſeines religiöſen Bewußtſeyns wurzelt, goſſen ſie ihre kahlen Tendenzphraſen in die Form von prophetiſchen Blättern, die ſich

dann wie verrückt gewordene Zeitungsartikel ausnahmen. Der Volksführer hätte eine fürchterliche Macht in Händen gehabt, welcher in den Tagen der allgemeinen Gährung und Auflösung den Glauben des Volkes und dessen Aberglauben zu seinen Gunsten auszubeuten gewußt hätte. Das verstanden aber die deutschen Volksführer nicht; Kossuth verstand es beinahe, keiner aber hat es in neuerer Zeit, wenigstens in Betreff des Aberglaubens, besser verstanden, als der erste Napoleon. Und doch lag es so nahe auf den wiederbelebten mystischen Zug, des Volksgeistes welterschütternde Erfolge zu gründen, wenn das ganze gebildete Geschlecht nicht gar zu gescheidt geworden wäre! Die hessischen Bauern sagen mit einem prachtvoll schlagenden Ausdruck, „unvernünftig gescheidt," um ein allerhöchstes Maß von Gescheidtigkeit zu bezeichnen: dieser Ausdruck ist wie gemacht für eine Generation, der über lauter Verstandesbildung gerade der einfachste Verstand abhanden gekommen ist.

Zweites Kapitel.

Die neue Macht der Kirche.

In den Ländern, wo noch ächter Wald und Wildniß iſt, wo die Dörfer noch nicht ſtädtiſch geworden ſind und das Volksthum noch nach größeren Maſſen zuſammengehalten iſt, in dieſen ſtreng proteſtantiſchen Landſtrichen des deutſchen Nordens und den entſprechenden ſtreng katholiſchen des deutſchen Südens, war auch in der Blüthezeit des modernen freien Kirchenthums der alte Kirchenglaube wenig oder gar nicht angegriffen worden. Hier fand die kirchliche Reaction, die ſo raſch und ſiegreich wieder einzog, ihren mächtigſten Rückhalt. Der weſtphäliſche Bauer vom alten Schlag, der jeden Juden, ſey er noch ſo vornehm oder reich, mit Du anredet und einen Hebräer von ſechs Fuß Höhe dennoch immer mit der Verkleinerungsſylbe als ein „Jüdchen“ bezeichnet, iſt für den kirchlichen Liberalismus noch nicht geboren. Der Tiroler, welcher den fremden Touriſten mit Prügeln bedroht, wenn derſelbe arglos am Freitage im Wirthshauſe eine Fleiſchſpeiſe begehrt, ebenſowenig. Die kirchliche Bedeutung ſolcher Länder und Volksgruppen hatte man durch lange Jahre ganz vergeſſen gehabt und es bedurfte der herzhafteſten politiſchen Erſchütterungen, damit ſelbſt ſcharfblickende und wohlgelehrte Leute inne wurden, nicht nur wie viel Aberglaube, ſondern auch wie viel Glauben — in groben und feinen Formen — noch immer in dem deutſchen Volke feſtſitze.

In Gegenden Deutſchlands, wo man ſeit 1845 keine Wallfahrt mehr geſehen, bewegten ſich im Jahre 1850 mit einemmale wieder die langen Züge der Bittgänger. In Städtchen, durch deren Straßen ſeit der Reformationszeit keine Proceſſion gezogen, wurde in dieſem Jahr die Frohnleichnamsproceſſion mit größerem Zuſtrom ausgeführt, als ſonſt in manchen altkatholiſchen Orten. Selbſt in Berlin, wo Friedrich der Große die Erlaubniß zu einer ſolchen Proceſſion geben wollte, „falls es die Straßenjungen erlaubten," haben es im Jahr 1850 die Straßenjungen wirklich erlaubt.

Von allen öffentlichen Autoritäten hat die Kirche allein ein vollwichtiges Reſultat aus unſerer Revolution gewonnen. Alle andern Mächte ſchwächten ſich gegenſeitig: die Macht der Kirche iſt um das Zehnfache gewachſen. Und obendrein ganz im Stillen. Ein Tagesſchriftſteller, der auf Originalität Anſpruch machte, mußte ſich vor vier bis fünf Jahren noch ordentlich ſcheuen, Notiz zu nehmen von der kirchlichen Entwicklung, wie von einer abgethanen Sache, von einem zu kleinen Ding in ſo großen politiſchen Kriſen — und ſiehe, da war mit einemmal die Kirche der Politik wieder über den Kopf gewachſen, und ſtand als eine entſcheidende Potenz inmitten all der ſchwankenden Geſtaltungen!

Die Kirche wird ſchwach, ſobald ſie ſich dem Volksleben entfremdet, darum waren die glänzendſten Perioden der theologiſchen Gelehrſamkeit nicht ſelten Perioden der Ohnmacht der Kirche. Sie wird ſtark und verjüngt ſich, ſobald ſie wieder in unmittelbare Berührung mit dem Volk und ſeinen praktiſchen Bedürfniſſen tritt. Dieſe Thatſache iſt vor allem eine deutſche Thatſache, ſie charakteriſirt das deutſche Volk, welches im tiefſten Sinne des Wortes ein chriſtliches iſt.

Für den religiöſen Radicalismus war ſchon beim Beginn der Märzbewegung kein Vorſchreiten mehr möglich, denn er hatte theoretiſch bereits den äußerſten Gipfel erklommen; die praktiſche Spitze aber war ihm abgebrochen, weil der Gegendruck des Polizeiſtaates gewichen war. Es war über Nacht altmodiſch, eine Art von vormärzlichem Liberalismus geworden, in kirchlichen Dingen verneinend

aufzutreten, man hatte auch für den Augenblick gar keine Zeit dafür. Die meisten Wortführer des Freikirchenthums fühlten diese Verlegenheit, und trugen, um nicht ganz „in's Wasser gelegt" zu seyn, ihre Fortschrittsfahne aus dem kirchlichen Lager ungesäumt in's demokratisch-socialistische hinüber. Ronge's Auftreten am Vorabend des Vorparlaments gab das Signal dazu — freilich in nicht sehr imponirender Weise! Der Deutschkatholicismus und was damit zusammenhängt, wurde auf fast volle zwei Jahre auf Wartegeld gesetzt, und erst gegen das Jahr 1850 hin, als die politischen Hebel des Radicalismus nicht mehr recht packen wollten, ward auch die kirchliche Emancipirung wieder zum activen Dienst berufen. Aber sie fand nunmehr ein ganz anderes Publikum vor, sie mußte, wo sie noch vor zwei Jahren an das „Jahrhundert," an die „Menschheit" apellirt, jetzt an die Partei und obendrein an eine sehr kleine und geschlagene appelliren.

Ganz andere Wahrzeichen machten sich von vornherein auf der entgegenstehenden Seite bemerklich. Während sich in dem großen Urbrei der ersten Verwirrung kaum die dunkeln Spuren einer Parteibildung niederzuschlagen begannen, tauchte die katholisch kirchliche Partei plötzlich festgeschlossen und mit klaren Zielen aus dem politischen Strudel empor. Man beachtete das dazumal wenig, aber es war eines der bedeutsamsten Zeichen der Zeit, daß schon in den Märztagen 1848 katholische Vereine — auch sie schienen über Nacht aus der Erde gewachsen — Wahlmanifeste für die bevorstehenden Reichstagswahlen mit ausdrücklicher Betonung des kirchlichen Interesses erließen. Und zwar geschah dieß nicht bloß in rein katholischen Ländern, sondern gerade auch in solchen von gemischtester Bevölkerung, in Mitteldeutschland, wo ein selbständiges Auftreten des Katholicismus — und vollends in politischen Dingen — bis dahin ganz unerhört gewesen war. Man ging dabei sehr klug zu Werke. Die Vereine gaben sich etwa den Titel „Für religiöse Freiheit" und dergleichen. Sie luden die Pfarrer ein, diejenigen Männer aus ihren Gemeinden, welche sich „durch Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit und aufrichtige Anerkennung des Principes der

religiösen Freiheit" auszeichneten, dem Vereinspräsidenten namhaft zu machen, der Verein werde dann die Wahlcandidaten bezeichnen, damit Zersplitterung der Stimmen vermieden werde u. s. w.

Es ist bemerkenswerth, wie klar in der damaligen Begriffsverwirrung der katholische Klerus die Bedeutung der Religionsfreiheit erfaßte, und sofort einsah, daß nichts der Entfaltung der Kirche förderlicher seyn könne, als ihre Befreiung von der gefährlichen Freundschaft der Constabler und Gendarmen.

Noch schwebt uns recht lebhaft das Bild einer großen Volksversammlung aus den Märztagen vor, wo sich ein ehrsamer Schlossermeister über die einfältigen Pfaffen lustig machte, die da meinten, durch die Religionsfreiheit sey ihnen nun auch die Freiheit gegeben, das ganze Jahr hindurch wieder Processionen zu halten oder gar Klöster zu erbauen, während doch Religionsfreiheit klärlich heiße: „Befreiung von der Religion." Die Hörerschaft bekundete durch jubelndes Beifallsgelächter wie hoch sie, gleich dem Redner, über jener curiosen Naivetät des Klerus stehe, und die Lachenden ahneten nicht, daß sie selber im vorliegenden Fall eigentlich die Naiven seyen.

Die Ausbreitung der katholischen Vereine griff fabelhaft rasch um sich. So etwas läßt sich nicht äußerlich machen. Diese Vereine hatten unzweifelhaft Wurzel im Volke geschlagen. Ihr festes Zusammenhalten, ihre Disciplin fand nur in der Organisation der radicalen Vereine, später auch des Treubundes, ein Seitenstück. Die gemäßigten Vereine sahen neben diesen heißblütigen Extremen zumeist wie rechte Hampelmaniaden aus.

Wir hatten Gelegenheit in den aufgeregtesten Tagen einer Art von Provincialversammlung mehrerer Piusvereine beizuwohnen, die in einer sehr durchwühlten und kirchenfeindlichen Gegend abgehalten wurde. Der Eindruck war ein ganz romantischer. Ohne vorher viel Kunde ins große Publikum kommen zu lassen, hatten sich die Vereinsglieder in einem Saal versammelt, dessen Fenster von der Straße aus nicht „bestrichen" werden konnten. Statt des obligaten Tumultus damaliger Volksversammlungen herrschte feierliches Schweigen in dem Raume. Wenn man sich die Versammelten im

gesteigerten Lichteffecte der erregten Phantasie etwa als eine in tiefer Höhleneinsamkeit ihre Mysterien feiernde Urchristengemeinde hätte ausmalen wollen, dann würden dießmal auch die heidnischen Verfolger nicht gefehlt haben, welche in Gestalt von allerlei Straßenpöbel bedenklich das Haus umwogten. Unter andächtiger Kirchenstille ward ein das Streben der Vereine anerkennendes Schreiben des Papstes verlesen. Nur auserlesene Redner traten auf, wie wenn es zur selbstverständlichen Disciplin dieser einer strengen Kirchenzucht befreundeten Versammlung gehöre, daß nicht jeder Laie und Dilettant dreinrede wie ihm der Schnabel gewachsen. Man vernahm nicht bloß den breiten phlegmatischen Kanzelton, sondern daneben auch jene hinreißenden Accente eines glühheißen Glaubenseifers, rednerische Bruchstücke, welche klangen, wie wenn sie aus dem Munde eines wandernden mittelalterlichen Kreuzpredigers kämen, wohl auch gewürzt von einem derben volksthümlichen Humor, der nicht unvortheilhaft an die Tradition der Capuciner erinnerte. Den dramatischen Mittelpunkt aber bildete das Erscheinen der historischen Figur des Hofraths Buß auf der Rednerbühne, der, eben auf einer seiner Rundreisen begriffen, von der nächstvorhergehenden Station geraden Wegs aus den Händen insultirender Gassenbuben in die Versammlung gekommen war. Das zähe Wesen dieses merkwürdigen Mannes, ein wunderbares Gemisch von glühender Leidenschaft und äußerster Trockenheit, verfehlte nicht leicht seine Wirkung. Meistens abstrakt in seinem Gedankengange, anschauungslos und langathmig verwickelt in der Redeform, durch den rastlos sich zudrängenden Ueberschwall der Ideen unverständlich, wurde der Agitator allein durch den Nimbus eines nie gebrochenen Eifers, durch die Sammlung all seines Strebens in dem Brennpunkt eines unverrückten Ideals — der Herrlichkeit der katholischen Kirche — in seinen Kreisen populär. Vielleicht hat unsere ganze Revolutionsgeschichte keinen eifrigeren und einseitigeren Charakter aufzuweisen. Aber seine unendliche Zähigkeit war nur das Spiegelbild der Zähigkeit seiner Partei. Alle andern Fractionen konnten es nicht verwinden, bald hier bald dort seitwärts zu blicken,

die ultramontane allein steuerte unverrückt auf ihr einziges Ziel los, und jeder neue politische Gedanke, der aus dem Gewoge des großen Geisterkampfs aufwallte, wurde sofort ihrem letzten Gedanken, dem Gedanken an die Erhöhung der Kirche dienstbar gemacht.

Am Eröffnungstage der deutschen Reichsversammlung fiel zwar der Antrag eines geistlichen Mitglieds durch, die Sitzungen mit einer kirchlichen Feier zu beginnen; aber wer in dem Augenblick, wo unter dem lauten Spott der Gegner und der Galerie über diesen Vorschlag abgestimmt wurde, ungeblendeten Auges die Reihen der Abgeordneten musterte, der mußte eingestehen, daß der Klerus und sein Anhang in einer für jene Tage unglaublich starken Schaar in der Paulskirche vertreten war. Noch wußte man nicht, wem diese Fraction sich zuwenden würde: um so mehr zeigte der Hohn, womit die Demokratie den Antrag jenes Geistlichen entgegennahm, daß unsere Radikalen mit Blindheit geschlagen seyen. Der entscheidende Augenblick war gekommen, wo die ultramontane Partei ihren Frieden schließen konnte mit der protestantischen Fürstengewalt, wo in Vergessenheit getaucht werden konnte das Gedächtniß jener langjährigen Reibungen, um derentwillen nicht wenige protestantische Regierungen das katholische Element in ihren Staaten als ein schlechthin oppositionelles angesehen hatten. Und dieser Friede ist damals — wenigstens für die nächsten Jahre der politischen Bewegung — geschlossen worden, ohne daß es die Demokratie auch nur des Versuchs werth hielt, seinen Abschluß zu verhindern! Sie hatte eben damals ganz vergessen, daß überhaupt noch Fürsten und daß überhaupt noch eine Kirche existire!

Es war ein böses Wahrzeichen, daß des deutschen Reichstages erste Abstimmung die Eröffnung des ernsten Werkes durch ein Gebet direkt zurückwies. Das war nicht nach deutscher Art und Sitte gehandelt; denn das deutsche Volk betet noch. Philipp Wackernagel ruft in seinem schönen Büchlein „Trösteinsamkeit" jenen Männern, die damals gegen das Gebet stimmten, das herrlichste Lied Arndt's in's Gedächtniß, das ein so ächt deutsches Lied ist wie wenige andere:

„Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutſcher Männerchor,
So bringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor."

Inmitten der politiſchen Bewegung wußten ſich die kirchlich geſinnten Proteſtanten nicht ſo raſch auch äußerlich zu organiſiren, wie die Katholiken. Später dagegen griffen ſie um ſo tiefer und nachdrucksvoller die kirchliche Behandlung der ſocialen Fragen auf. Im erſten Sturm des Jahres 1848 wollte die proteſtantiſche Geiſtlichkeit an vielen Orten ihre Kirchenverfaſſung als eine ſchwebende Frage den politiſchen Errungenſchaften anbequemen; der katholiſche Klerus accomodirte umgekehrt dieſe Errungenſchaft dem feſtſtehenden Intereſſe ſeiner Kirche. Die Proteſtanten erwogen wohl etwa, wie man kirchlicherſeits dem Zeitgeiſt die ungefährlichſten Zugeſtändniſſe machen könne; die Katholiken dagegen fragten, wie die Zugeſtändniſſe des Zeitgeiſtes am beſten für die Kirche zu nützen ſeyen. Der Proteſtantismus organiſirte anfänglich keine Vereine, keine politiſche Zeitungspreſſe. Die Politik ſeiner Conſiſtorien war gegenüber dem Andrang der Bewegung vertheidigungsweiſe und unterhandelnd; die Politik des katholiſchen Klerus angriffsweiſe und dictirend. Beides entſpricht dem Charakter der beiden Kirchen; es läßt ſich aber leicht errathen, wer am beſten bei ſeiner Politik wegkommen mußte.

In den kleineren proteſtantiſchen Ländern zumal ſuchten die Kirchenbehörden eine Art von conſtitutionellem Weg einzuſchlagen. Es handelte ſich aber vor allen Dingen um eine kirchliche Volksagitation, nicht um kirchenrechtliche Debatten. Man ſchrieb z. B. Gemeindeverſammlungen und Provinzialſynoden aus, die ſich ſpäter in Generalſynoden gipfeln ſollten, wozu es aber in der Regel nicht gekommen iſt; man räumte wohl auch den Laien bedeutende Zugeſtändniſſe zur Mitberathung einer neuen Kirchenverfaſſung ein. Weil man aber ſolchergeſtalt auf halbem Wege ſtehen blieb, ſo ſchwächte man dadurch einerſeits die Autorität der Kirche, ohne doch auf der andern Seite irgend ein beſtimmtes Ergebniß zu gewinnen. Man hat wohl auch hier und da durch das ganze Jahr

1848 zahlreiche kleinere, örtliche Synoden abgehalten, wobei ungeheuer viel geredet, geſchrieben und gedruckt worden iſt. Bei dieſen Vorarbeiten ließ mans dann aber auch vorläufig bewenden. Dadurch wurde aber nur ein negatives Reſultat erreicht. Denn alle dieſe Miniaturſynoden waren eigentlich nur darin einig, daß der dermalige Zuſtand der Kirchenverfaſſung ein unhaltbarer ſey; beiläufig machte man auch die Bauern mißtrauiſch, welche glaubten, wo von den Pfarrern ſo eifrig geſprochen und geſchrieben werde, da müſſe es ſich doch ſchließlich nur um Pfarrgehaltserhöhungen handeln oder um Bereicherung der Kirchenfonds.

So prägte ſich alſo dem Volk nichts tiefer ein, als das Bewußtſeyn des Schwankenden und Unfertigen in dem neuen Uebergangsſtadium der proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung, während die katholiſche Kirche gerade durch das Geſchloſſene ihrer Zuſtände in ſo bewegter Zeit imponiren konnte.

Der Proteſtantismus ſcheute ſich als politiſche Macht aufzutreten. Trotzdem entwickelte ſich eine politiſche Macht aus demſelben. Durch die Wucht der Ereigniſſe zur Energie getrieben, ſchloß ſich in Preußen die kirchlich-conſervative Partei zuſammen, mit der Tendenz, das legitime Königthum mit dem heiligen Oel moderner Gläubigkeit zu ſalben. Der religiöſe Kitt ſchließt dieſe Partei nicht minder feſt als der politiſche, und ohne den im allgemeinen immer ſtärker ſich bekundenden Hunger nach einem poſitiven Kirchenthum würde ſie nicht eine ſo mächtige Partei geworden ſeyn. Der Conſervatismus dieſer Partei ſcheidet ſich jedoch weſentlich ab von dem der ultramontanen. Sie iſt die Partei der poſitiven Politik mit kirchlicher Färbung, der Ultramontanismus dagegen des poſitiven Kirchenthums mit politiſch-legitimiſtiſcher Färbung. Die katholiſch-klerikale Partei ſtand bereits beim Beginn der Revolution fertig da, einer Armee vergleichbar, die man nur mobil zu machen braucht, die proteſtantiſch-conſervative iſt erſt durch den Verlauf der Revolution zum inneren Abſchluß getrieben worden. Aber ihr Einfluß wuchs ebenſo unglaublich ſchnell wie jener der katholiſch-klerikalen. Man darf ſich nicht wundern, wenn jetzt

nach der Entkräftung der Demokratie dieſe Partei neben der ultramontanen unzweifelhaft die zäheſte und thatkräftigſte in Deutſchland iſt, denn beide ſind ganz unerſchrocken in der Durchführung ihrer Conſequenzen und gehen dabei durch dick und dünn. Beide wiſſen, daß ſie eine Stütze in den täglich wachſenden kirchlich geſinnten Gruppen des Volkes haben. Es iſt darum auch ganz naturgemäß, daß beide Parteien ſich die Hand reichen in der Bekämpfung ihrer gemeinſamen liberalen Gegner, und daß ſolchergeſtalt die Partei, welche ſich die ſpecifiſch preußiſche nennt, nicht ſelten im engſten Bunde ſtand mit der großdeutſchen, öſterreichiſch ultramontanen. Zwiſchen der Disciplin des Treubundes und der Piusvereine ließen ſich ſchlagende Parallelen ziehen, und zu dem kleinen Genrebild, in welchem wir oben eine Scene der katholiſchen Vereine aus bewegter Zeit zu ſkizziren ſuchten, wäre leicht ein Gegenſtück aus den Entſtehungstagen des Treubundes auszuführen.

Als Hoffmann von Ludwigsburg im September 1848 in der Paulskirche ſeinen gläubig kirchlichen Standpunkt geltend machte, faßte man dieß noch als eine vereinzelte Curioſität, etwa wie andererſeits den Humor des Atheismus in Vogts Munde. In kürzeſter Friſt aber war aus der „Curioſität" eine mächtige Partei geworden, eine Partei, die ſelbſt auf die große deutſche Verfaſſungsfrage und ihre Unlösbarkeit tiefgreifend geheimen Einfluß übte.

Von der Trennung der Schule von der Kirche, von der Civilehe und ähnlichen Dingen hatte man ſich vordem fabelhafte Erfolge gegenüber der Hierarchie verſprochen, und nun man eine Weile damit experimentirt, bleibt nur Eines erwieſen, daß die Sitte im Volke mächtiger ſey, als jede theoretiſche Satzung. Die Geſetzgebung verbrieſte die Rechte der Juden und zur Antwort darauf ſteinigte das Volk die Juden.

Gründlicher als je zuvor wenden gegenwärtig die Kirchlichen beider Confeſſionen ihre thatkräftige Aufmerkſamkeit der ſocialen Entartung und der materiellen Noth des Volkes zu. Die Organe der proteſtantiſchen inneren Miſſion haben ſich neuerdings weit gründlicher mit dem Studium der „Naturgeſchichte des Volkes" befaßt,

als die meiſten politiſchen Blätter. Alle jene norddeutſchen Vereine, die den Arbeitern Wohnungen, den Geſellen Herbergen bauen, die eine Pfennigliteratur für das Haus des gemeinen Mannes ſchaffen und ſeinen Schönheitsſinn durch gute Holzſchnitte mit Darſtellungen aus der Bibel heranziehen wollen, die meiſten jener Vereine zur Linderung der materiellen Noth in allen Formen verfolgen zugleich religiöſe Tendenzen oder ſind durch dieſelben direct angeregt. Auf der andern Seite haben die Jeſuitenmiſſionäre auf einmal ganz neue Predigtthemen aufgebracht. Sie predigen über die ſocialen Fragen, ſie halten ſogenannte Standespredigten. Dieſe Standespredigten verfehlen ſchon um ihres Stoffes willen ſelten ihren Eindruck auf das Volk. Es hat namentlich für den gemeinen Mann den Reiz des Neuen, Praktiſchen und Zeitgemäßen, daß er hier die nächſten Fragen ſeiner bürgerlichen Exiſtenz, ſeiner Stellung in der Geſellſchaft vom kirchlichen Standpunkt erörtern und prüfen hört, ſtatt der weiland beliebten allgemeinen Moralfragen. Dieſe Standespredigten ſtellen Unterſuchungen über die Naturgeſchichte des Volkes an. Dieß wirkt hinreißend auf das Volk ſelber, es fühlt bei dieſen Jeſuitenpredigten wohl heraus, daß durch dieſelbe die Kirche dem Volksthum wieder näher treten will. Wir ſahen Bauern und Handwerksleute, die alle Geſchäfte ſtehen und liegen ließen, und täglich fünf ſolcher Predigten eine und zwei Wochen lang anhörten und doch nicht müde wurden. Es iſt das eine ganz neue Art von Volksreden, von denen man vor fünf Jahren ſich nichts hätte träumen laſſen. Die Jeſuiten ziehen gleich den Männern der proteſtantiſchen innern Miſſion die ſociale Politik in die Kirche. Dieß iſt eine folgenſchwere culturgeſchichtliche Thatſache. Schon hört man die Behauptung immer allgemeiner, daß die Wiederherſtellung unſerer desorganiſirten Geſellſchaft durch gar keine andere Macht mehr geſchehen könne, als durch die Kirche. Während man noch vor wenigen Jahren allgemein in der entgegengeſetzten Einſeitigkeit befangen war und gar nicht daran dachte, daß die Kirche Theil nehmen könne und müſſe an der Reform unſerer ſocialen Zuſtände, halten Viele jetzt alle Heilverſuche der weltlichen Mächte hier für eitel Spielerei.

Dieſe Richtung ſteckt ſo tief in unſerer Zeit, daß ſie ſogar ſchon in ihrer Veräußerlichung als Modeſache auftritt, namentlich bei den höheren Ständen und hier wieder insbeſondere bei den Frauen. Wie im 18. Jahrhundert der Unglaube eine noble Paſſion war, ſo iſt es jetzt zur noblen Paſſion geworden, möglichſt kirchlich zu ſcheinen und ſich an dem guten Werke der kirchlichen Erziehung des unteren Volkes, an der Linderung des ſocialen Elendes bei geiſtlichem Zuſpruch — wenigſtens durch den Geldbeutel zu betheiligen.

Als die Kluft zwiſchen den rein politiſchen Parteien immer größer wurde, als der Riß, welcher den Norden und Süden Deutſchlands durch die ſich befehdende Politik Oeſterreichs und Preußens trennte, immer klaffender, gerade damals hatten ſich die Proteſtanten im Norden und die Katholiken im Süden inſoweit wenigſtens auffallend genähert, als ſich die entſchiedenen Glieder beider Bekenntniſſe auf dem Boden poſitiver Kirchlichkeit begegneten. Der Mutterwitz des Volkes begriff das recht gut und drückte es in ſeiner Sprache aus, wenn er behauptete, die Pfaffen ſeyen dießmal früher einig geworden als die Fürſten. Aber je entſchiedener man am Kirchenthum feſthielt, um ſo weniger konnte dieſes Vergeſſen der kirchlichen Gegenſätze von Dauer ſeyn. Der kirchliche Dualismus trat bald wieder immer ſtrenger hervor und es zeigte ſich, daß er nicht durch Zufälligkeiten bedingt, ſondern in dem innerſten Weſen der deutſchen Volksbeſonderungen als etwas Nothwendiges gegeben ſey.

Noch hat nach jeder großen politiſchen Bewegung die Kirche einen Sieg gefeiert, denn eine ſolche Bewegung führt ſie eben immer dem lebendigen Volksthum wieder näher. Erſt nach dem Bauernkriege ſchloß ſich der Proteſtantismus in kirchlich ſtrengere Formen ab, und es iſt bekannt, wie gerade die Eindrücke dieſer ſocialen Revolution es waren, welche in Luthers Geiſt die Bedeutung des äußeren Kirchenthums wieder in den Vordergrund drängten. Durch die erſte franzöſiſche Revolution und die Befreiungskriege ward die Macht des proteſtantiſchen Rationalismus gebrochen und der Orthodoxie ſammt der Myſtik der Romantiker ein neuer Weg gebahnt.

Durch die Wucht politiſcher Erſchütterungen iſt den Deutſchen ſchon unzählige Male die Luſt am leidigen Dogmatiſiren zu Gunſten einer praktiſcheren Religioſität ausgetrieben und der edlere Theil der Nation vom Pelagius zum Auguſtinus bekehrt worden.

In ſocial nivellirten Gegenden und in großen Städten, von denen das Gleiche gilt, hat die Unkirchlichkeit auch neuerdings vielleicht nicht in dem Grade abgenommen, wie in den anderen Gauen. Sie hat dagegen ihren Platz gewechſelt und iſt binnen wenigen Jahren merklich aus gebildeteren Schichten der Geſellſchaft zu ungebildeteren, ja zu den ungebildetſten hinabgeſtiegen. Wenn Schleiermacher noch nöthig hatte, gegen die „gebildeten Verächter" der Religion zu Felde zu ziehen, ſo wäre jetzt überhaupt eine Bekämpfung ihrer ungebildeten und halbgebildeten Verächter mehr an der Zeit. In dem Maße, als der begütertere Mittelſtand und die Gebildeteren religiöſer geſinnt wurden, als die Regierungsgewalten in der Kirche ihre Verbündete wieder erkannten, ſchwand die religiöſe Sitte unter den ſogenannten „Arbeitern" modernen Styles, bei der Crême des Proletariats und leider auch in den ſocial zerſetzten Staaten Mitteldeutſchlands bei den ſtädtiſch gewordenen Kleinbauern. Selbſt der äußerliche klerikale Einfluß hat hier offenbare Rückſchritte gemacht. Dieß hätte weniger zu bedeuten. Allein es wird in ſolchen Gegenden auch geklagt, daß ſich z. B. die Zahl der Meineide in den unteren Volksſchichten neuerdings erſchreckend gemehrt habe. Der Begriff der religiöſen Heiligkeit des Eides iſt gewichen, weil dort dem Volke mit der Autorität der überlieferten Sitte überhaupt auch die Autorität der religiöſen Sitte wankend geworden, und das Geſetz iſt im Volksleben ja etwas todtes, nur die Sitte iſt das lebendige Geſetz. Auch Kirchendiebſtähle ſind in manchen Gegenden etwas alltägliches geworden, ſeit man dem Proletariat die Kirche ſelber zu etwas alltäglichem zu machen wußte.

Der Fall iſt in Südweſtdeutſchland nicht ſelten vorgekommen, daß die Hälfte einer Gemeinde ſich als eine freikirchliche conſtituirte, bloß deßhalb weil ſie keine Kirchenſteuer und kein Glockenſchmiergeld mehr bezahlen wollte, und daß nachgehends die andere Hälfte beitrat,

weil es die Leute nicht mehr anhören mochten, daß ihnen Jene von ihrer neuen Steuerfreiheit im Wirthshause täglich vorrenommirten. Oder eine Gemeinde mag einen Pfarrer nicht, den ihr die Kirchenbehörde hingesetzt; erst wird petitionirt, darauf protestirt, und um den höchsten Trumpf auszuspielen, tritt schließlich die Gemeinde aus dem Kirchenverbande; wo dann der mißliebige Pfarrer in Gottesnamen im Dorfe sitzen bleiben mag.

Wer die sociale Auflösung ganzer Gaue in Mitteldeutschland kennt, den wird diese Erscheinung nicht Wunder nehmen. Die tief gewurzelte Sitte bringt es mit sich, daß namentlich das Landvolk einen Glaubenswechsel als das Außerordentlichste ansieht, einen Abtrünnigen, einen Convertiten mit unheimlichem Grauen betrachtet. Diese Auffassung der Religion als einer ewig unantastbaren Sitte, welche durch Jahrhunderte widergehalten, um derentwillen die Vorfahren vielleicht Elend und Verfolgung freudig auf sich nahmen, über deren Bruch wohl noch die Väter des lebenden Geschlechts im Grabe sich umdrehen würden — diese Auffassung kann nicht wie über Nacht bei dem gemeinen Manne wankend werden, wo nicht die ganze sociale Persönlichkeit des Volkes, das Volksthum, schon lange der Auflösung preisgegeben ist.

In jenen Gegenden, wo Stadt und Land sich ausgleicht, wo die Dörfer städtisch geworden sind, findet man wohl, daß der Kirchenbesuch in den Städten zunimmt, während die Kirchen in den Dörfern veröden. Der Bürger fühlt sich zu innigerer Einkehr in seine kirchliche Gemeinschaft hingedrängt; der Bauer tritt aus derselben, weil er kein Glockenschmiergeld mehr bezahlen mag. Das Kirchenregiment hat auch in den hier besprochenen Gegenden neue Autorität bei der weltlichen Macht gewonnen; aber mancher gemeine Mann mag vor seinem Pfarrer nicht mehr die Mütze abziehen. Schwerer aber als alle äußere Gewalt und Herrlichkeit der Kirche wiegt die hier gebrochene religiöse Sitte des Volkes, die kirchliche Tradition, das uralt heilige Herkommen. Wo dieß einmal zu wanken beginnt, da kann es durch kein Schulmeistern, durch kein Predigen wieder gestützt werden, sondern nur durch eine politische und sociale

Erfrischung des ganzen Volkslebens von innen hervor. Nur Stürme aber und schwere Wetter reinigen die Luft und die Völker von Grund aus; mit dem bloßen Wetterleuchten ist es nicht gethan.

Wenn der Drang zur „Emancipirung" von allem Kirchlichen vielfach aus den gebildeteren Schichten in die minder gebildeten übersiedelt, so ist dieser Verlauf ein ganz natürlicher. Ein großes Resultat der Wissenschaft geht in der Regel im Verlauf von Menschenaltern in der Weise in die Stufenreihe der Volksmassen über, daß je mit der folgenden Generation eine niederere Bildungsschicht die geistige Erbschaft der höheren antritt, um sich dieselbe zu verwässern und populär zurecht zu schneidern. So nahm im 18. Jahrhundert die kritische, zersetzende Philosophie bei den ersten Denkern der Nation ihren Ausgang; einige Jahrzehnte später bemächtigten sich die Leute, welche aus der Intelligenz Profession machen, die Schöngeister, Pastoren, Pädagogen ꝛc. ꝛc. dieser Errungenschaft und populariſirten sie in Literatur, Theologie, Erziehungslehre; wiederum eine Weile nachher griff der gebildetere Mittelstand diesen Rationalismus auf und verwässerte den schon einmal verwässerten Stoff zum andernmal, in seiner Weise als praktische Lebensmoral; die dritte Verwässerung des bereits zwiefach Verwässerten zu Gunsten der ächten Halbbildung erfolgte durch den Deutschkatholicismus, und nun sind wir endlich bei dem vierten Stadium dieses Verdünnungsprocesses angelangt. Denn was die ganz Bildungslosen, was das Proletariat unter der Firma der freiesten Kirche jetzt begierig entgegen nimmt, ist nichts weiter, als der Schaum der alten kritischen und skeptischen Philosophie in seiner unendlichsten Verflüchtigung. Das Aergerlichste für den Mann der Wissenschaft besteht bei diesem Hergange nur darin, daß man ihm zumuthet, jede dieser Verwässerungsformen als etwas ganz Neues anzusehen, da er doch weiß, daß alles schon einmal dagewesen, und nur in dem Geschäfte des Abrahmens und Verdünnens das einzig Neue liegt.

Gegenüber diesem Proceß der Trivialisirung überlieferter Resultate zeigt sich gegenwärtig bei allen thatkräftigen, originalen Richtungen des geistigen Lebens die Tendenz mit dem 17. und 18. Jahr-

hundert zu brechen. Liberale und Conſervative, Philoſophen und Theologen ſchreiben auf ihr Banner die Befreiung von den uns noch immer theilweiſe anhängenden Feſſeln der Zopfzeit. Dieſelbe war aber nicht nur die Zeit der politiſchen Willkürherrſchaft, deren Reſte der freiſinnige Politiker wegſchaffen will, der künſtleriſchen Unnatur, gegen welche der vorwärts ſtrebende Künſtler eifert, ſie war auch die Zeit des ärgſten Verfalles der Geſellſchaft, der Auflöſung in Religion und Sitte. Es fragt ſich nur, wo die Zopfzeit aufhört und die neue Zeit, unſere Zeit, die rechte, für uns berechtigtſte Zeit anfängt. Darüber eben ſind die Gelehrten noch gar nicht einig. Denn während die Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts von den Liberalen als der Frühmorgen dieſer geſegneten neuen Zeit bezeichnet wird, gilt ſie den Kirchlich-Orthodoxen gerade als die rechte Mitternacht der Zopfzeit. Man verfängt ſich hierbei in den Extremen; es gibt keine Periode der Weltgeſchichte, die an ſich ganz unberechtigt und ſchlecht geweſen wäre. Vor hundert Jahren lag es der Literatur des aufgeklärten Europa nahe, alle geiſtlichen Dinge weltlich zu richten, während in der modernen Literatur eine mächtige Phalanx dem entgegengeſetzten Ziele immer näher rückt, alle weltlichen Dinge geiſtlich zu richten. Der Kunſt ſoll nur noch vom Standpunkte der Kirche ihr Urtheil geſprochen werden, nicht minder der Wiſſenſchaft, den Inſtitutionen der Geſellſchaft und des Staates. Man kann aber die Bedeutung der Kirche für das geſammte Leben der Nationen vollauf anerkennen und doch bei der zwiſchen den Extremen des 18. Jahrhunderts und der neueſten Zeit mitten innen ſtehenden Forderung beharren, daß eben Weltliches weltlich und Geiſtliches geiſtlich gerichtet werde, daß der Staat und die Geſellſchaft die Domäne des Politikers bleibe, die Kunſt des Künſtlers, wie die Kirche Herrin in ihrem eigenen Hauſe bleiben ſoll; alle dieſe Mächte aber ſollen darum nicht weniger einträchtig zuſammenwirken zum Aufbau des geſammten öffentlichen Lebens, an deſſen Totalität jede derſelben ihre berechtigten Anſprüche hat.

Drittes Kapitel.

Das katholiſche und das proteſtantiſche Deutſchland.

Im Jahre 1536 war ein Pfarrer in Rod an der Weil, der hatte zugleich die Pfarrei in Haſſelbach zu verſehen und vermuthlich fiel ihm ſein Gehalt von den beiden Orten zu gleichen Theilen. Nun kam aber die Reformation in's Land, und die Gemeinde zu Rod wurde lutheriſch, die zu Haſſelbach aber hielt feſt am Papſte.

Darum kam der Pfarrer in große Verlegenheit. Wäre er katholiſch geblieben, dann hätte er Rod verloren, wäre er proteſtantiſch geworden, Haſſelbach. Er fand aber eine Auskunft. Früh Morgens hat er im Chorrock eine lutheriſche Predigt gehalten in Rod, und eine Stunde ſpäter iſt er das Thal hinaufgegangen nach Haſſelbach und hat dort in der Stola Meſſe geleſen. Erſt taufte er proteſtantiſch in Rod, und dann — es iſt nur eine gute halbe Stunde Wegs — katholiſch in Haſſelbach, copulirte nach Luthers Weiſe hüben, nach des Papſtes drüben. Und ſo ging es eine ziemlich lange Zeit.

Unverſehens kam aber eine proteſtantiſche Kirchenviſitation in's Weilthal, und die Viſitatoren hörten zu ihrer beſondern Erbauung die Geſchichte von dem zwieſchlächtigen Pfaffen, fragten ihn, warum er ſolches gethan, und wollten ihm den Dienſt aufſagen. Der Pfarrer aber entſchuldigte ſich, indem er ſagte, das Volk habe ihn gezwungen, auf beiden Achſeln zu tragen, und gelobte, ſich zu beſſern. Darauf ließ man ihn im Dienſt.

Dieſe Geſchichte vom zwieſchlächtigen Pfaffen iſt eine ächt mitteldeutſche. Sie ſymboliſirt die Verwiſchung der kirchlichen Gegenſätze in einer Ländergruppe, in welcher die Gebietstheile des proteſtantiſchen und katholiſchen Bekenntniſſes noch weit mehr zerriſſen, weit bunter durcheinander geworfen ſind als die politiſchen.

Wir müſſen hier noch einmal auf die bereits flüchtig berührte Thatſache zurückkommen, daß Deutſchland eben ſo wie in ſocial ethnographiſcher Hinſicht, ſo auch in kirchlicher dreifach gegliedert iſt. In den centraliſirten Gauen des Südens und Nordens tritt der Katholicismus und Proteſtantismus maſſenhaft auf und dieſe Gegenſätze durchdringen das Volksleben viel tiefer als in den zerſtückten mittleren Ländern. Der kirchliche Dualismus, aus dem ſich allmählich eine Trias herausbildet, iſt organiſch hervorgewachſen aus der Natur von Land und Leuten. Die Kirchentrennung hat freilich in den zunächſt folgenden Jahrhunderten traurige politiſche Folgen für das Geſammtvaterland nach ſich gezogen, ſchon jetzt aber mag man erkennen, wie ſie eine Tiefe und Mannichfaltigkeit der geiſtigen und ſocialen Entwickelung der Nation nach beiden Seiten hin angeregt hat, die außerdem unmöglich geweſen wäre. Sie hat die natürliche Beſonderung unſerer Ländergruppen erſt zur vollen Wahrheit gemacht, die darum eben der wahren Einigung näher ſteht, als wenn ſie vertuſcht und mit einer kirchlichen Uniformirung überdeckt geblieben wäre. Beiden Theilen aber muß man gerecht werden, indem man ſie von dem Standpunkte ihres eigenen volksthümlich gewordenen Kirchenlebens betrachtet. Schon lange vor der Reformation war der deutſche Süden weit tiefer in das unmittelbare Intereſſe Roms verflochten als der Norden. Schon die Abgeſchloſſenheit des niederdeutſchen Bauernvolkes, welche im Mittelalter noch vielfach auf altgermaniſche Urzuſtände zurückwies, während Oberdeutſchland ſchon bis in die entlegenſten Winkel der Civiliſation geöffnet war, wirkte dazu mit. Als Denkmal deſſen haben ſich in vielen ſächſiſchen und frieſiſchen Strichen des Nordſeelandes bis auf unſere Tage die uralt deutſchen Taufnamen beim Landvolk erhalten, während in Oberdeutſchland ſchon vor dem Ausgange des Mittel-

alters die deutschen Namen fast allgemein durch jene der gefeiertsten römischen Kirchenheiligen verdrängt wurden. Und während in dem katholischen Oberdeutschland die neutestamentlichen und lateinischen Taufnamen des späteren Mittelalters, in Niederdeutschland die altdeutschen Taufnamen charakteristisch blieben, hält das mitteldeutsche Volk mit Vorliebe an den im 16. und 17. Jahrhundert gangbaren Taufnamen des gemischtesten Ursprunges fest.

Nicht nur in dem Festhalten an dem überlieferten protestantischen Kirchenthum, sondern gleichzeitig auch in den Versuchen zur Auflösung desselben bekundete der Norden in unsern Tagen eine weit größere Energie als Mitteldeutschland. Wir stoßen hier wiederum auf den Gegensatz von Stadt und Land. Während die Bauern altgläubig blieben, befestigte sich in den größeren norddeutschen Städten der vulgäre wie der speculative Rationalismus zusammt dem Freikirchenthum der verschiedensten Form. Von Preußen ging die protestantische Union aus, und in Preußen widerstrebt man derselben heute noch am heftigsten. In Mitteldeutschland hatte man keine Propaganda für dieselbe gemacht, nahm sie aber willig hin und vergaß im Volke auffallend rasch die alten Unterschiede. So ward die hegelische Philosophie in Berlin und Königsberg zu ihren äußersten praktischen Consequenzen geführt, und während der Deutschkatholicismus im Südwesten seine populärsten aber auch rasch wieder verschollenen Triumphe feierte, fand er in den norddeutschen Städten seine zähesten principiellen Anhänger. Die Gegensätze einer instinktartig ihrer Sitte folgenden Landbevölkerung und gleich daneben einer städtischen, deren „gebildete" Schichten vielfach in der äußersten theoretischen Schulmeisterei über Gott und die Welt befangen sind, bestehen überhaupt nirgends unvermittelter neben einander als in Norddeutschland.

Vor einigen Jahren wanderten norddeutsche Literaten nach Australien aus, um dort durch Gründung einer Zeitung „deutsche Cultur zu verbreiten. Das Unternehmen war, soweit uns die Nummern dieses merkwürdigen Blattes, der „Südaustralischen Zeitung," zu Gesicht gekommen sind, ein ganz ehrenwerthes, mit

Anſtand und Mäßigung durchgeführt. Allein die doctrinäre Politik, der Gedanke, durch abſtract theoretiſche Auseinanderſetzungen die Leute über Staat und Kirche belehren zu können, war den deutſchen Journaliſten wie ihr Schatten aus dem alten Europa nachgefolgt. Bewundern muß man dieſes zähe Beharren in der eigenen Art, welches nicht einmal in Auſtralien den angeborenen deutſchen Schulmeiſter verleugnen mag, in Auſtralien, wo ſtudirte deutſche Einwanderer um Anſtellungen als Schafhirten und Buſchſchlächter werben, und Officiere und Kaufleute froh ſind, als Ackerknechte, Steinklopfer und Bullochſentreiber ein Unterkommen zu finden.

Es iſt eine culturgeſchichtlich merkwürdige Thatſache, daß der norddeutſche Doctrinär den Verſuch einer theoretiſchen Conſtruirung eines neuen Staatslebens und eines neuen Kirchenthums, als uns derſelbe eben erſt in Deutſchland beinahe bankerott gemacht hatte, wenigſtens noch in den Eukalyptenwäldern Neuhollands für ausführbar erachtete!

Den vornehmſten Inhalt der neuen „Südauſtraliſchen Zeitung“ (1850) bildeten ſtaatsphiloſophiſche Leitartikel; die Angelegenheiten der Colonie laufen nur ſo nebenher. Die bloßen Ueberſchriften dieſer auſtraliſchen Artikel ſind an ſich ſchon ein Epigramm. „Der Staat.“ „Das Verhältniß der Kirche zum Staat.“ „Politiſches Bewußtſeyn.“ „Preußen ſeit dem Jahr 1848.“ „Verantwortlichkeit aller in allem.“ „Das Recht der Revolution.“ „Betrachtungen Napoleons über den Zuſtand von Europa“ u. ſ. w. Für ein Berliner Publikum würden dieſe Abhandlungen, die in theoretiſcher Begriffsentwicklung förmlich ſchwelgen, gar nicht übel geſchrieben ſeyn. Wir greifen eine Probe aus dem Artikel „Der Staat“. Dort wird den auſtraliſchen Siedlern wörtlich eröffnet: „Das Weſentliche iſt, daß der Staat Organismus iſt. Iſt aber der Staat Organismus, ſo wird das jedem Organismus nothwendige Moment der Einheit nicht abſtract vorherrſchen, der Staat wird nicht aſiatiſche Despotie, Autokratie ſeyn, und eben ſo wenig wird das Moment der Vielheit das entgegengeſetzte Moment vernichten dürfen, weil ſonſt der Staat bald aus ſeinen Fugen gehen wird; er ſoll eben ſo wenig

abſtracte Demokratie ſeyn." Wenn der deutſche Einwanderer in Auſtralien, der nach glaubwürdiger Kunde ſelber ſchier „aus ſeinen Fugen geht," weil er nicht Brod noch Arbeit findet, den langen Tag in dieſem Aegypterland Ziegel geſtrichen hat, dann wird es ihm, unſeres Bedünkens, am Feierabend ziemlich gleichgültig ſeyn, ob der Staat zuſammenbricht, weil das Moment der Vielheit das entgegengeſetzte Moment der Einheit, oder umgekehrt, weil das Moment der Einheit das entgegengeſetzte Moment der Vielheit vernichtet hat.

Der Verfaſſer eben jenes Artikels vom Staat zählt die Arten von Staaten auf, die bereits in der Geſchichte dageweſen ſind. Er nennt darunter auch die „Ideokratie." Wie es ſcheint, beabſichtigte die Südauſtraliſche Zeitung eine ſolche Ideokratie unter den dortigen deutſchen Coloniſten zu gründen.

So wenig induſtrielles Leben iſt noch in Auſtralien entwickelt, daß der dortige Gewerbfleiß vorwiegend nur erſt in der Förderung von Rohſtoffen, nämlich Metall, Getreide und Schafwolle ſich darſtellt. Und doch werden dort die geiſtigen Stoffe von den deutſchen Journaliſten ſchon als ins Feinſte verarbeitet vorausgeſetzt, wo die Naturſtoffe erſt noch ſo ganz im Groben producirt werden.

Die Südauſtraliſche Zeitung muß ſich zum Druck in eine engliſche Officin flüchten, die nicht einmal die deutſchen Schriftformen ä, ü, äu ꝛc. in ihrem Letterkaſten hat, ſondern dafür mit ae, ue, aeu aushilft; die deutſchen Schulformen der politiſchen Doctrin werden alſo den Auſtraliern früher zu Gebot geſtellt als die deutſchen Schriftformen.

Dieſer Feuereifer für die Verbreitung von philoſophiſchen Syſtemen und Theorien über Kirche und Staat, der eben ſo gut wie der kirchliche Glaubenseifer auf die überſeeiſche Miſſion geht, der auch in der Einſamkeit des Urwaldes die alten Berliner Anſchauungen und Gedanken nicht von ſich ſchütteln kann und zuletzt den Känguruhs predigen würde, wenn ſich dort keine menſchlichen Zuhörer mehr fänden, zeugt von einer Thatkraft der Begeiſterung auf dieſem Felde, die ſich keineswegs in allen deutſchen Gauen wiederholt.

Den norddeutſchen Widerſachern des alten Kirchenglaubens, welche mit ihrer praktiſchen Ausbeutung der großen philoſophiſchen Reſultate Hegels und ſeiner Schüler friſchweg durch Dick und Dünn gingen, ſtanden in dieſer Beziehung die wiſſenſchaftlich ungleich bedeutenderen Genoſſen in Schwaben ſchroff gegenüber. Was im Anfange unſeres Jahrhunderts unter den mitteldeutſchen Staaten Sachſen für die wiſſenſchaftliche Ausbeutung des Rationalismus geweſen iſt, das war Württemberg in den ſpäteren Jahrzehenten für die Fortbildung der ſpeculativen Philoſophie. Das verſchloſſene, in ſich ſchauende Weſen des ſchwäbiſchen Volkscharakters neigt zum Grübeln in philoſophiſchen und religiöſen Dingen, aber die ganze Natur von Land und Leuten ſchuf auch hier eine unendliche, die Thatkraft lähmende Zerſplitterung der Individualitäten. Katholiken und Proteſtanten aller Farben, Orthodoxe, Pietiſten, Myſtiker, Rationaliſten und Philoſophen begegnen ſich hier auf kleinem Raum und in den engſten bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſen. Darum gewann man hier eine bewunderswerthe Vertiefung in den Einzelſtudien; faſt jeder Pfarrer iſt hier ein gelehrter Mann oder gar ein productives Talent, aber dem Volke fehlt ein beſtimmter kirchlicher Geſammtcharakter.

Ein äußerſt anſchauliches Bild dieſes in ſich vertieften, aber nach Außen unpraktiſchen und machtloſen wiſſenſchaftlichen und kirchlichen Kleinlebens in Württemberg hat uns vor einigen Jahren David Friedrich Strauß in ſeiner Lebensbeſchreibung Märklins gezeichnet. Um den Gegenſatz gleichartiger Beſtrebungen im deutſchen Südweſten und im deutſchen Norden zu verdeutlichen, will ich einige Züge dieſes Lebensbildes hier nachzeichnen.

Wer war Märklin? Ein Mann, deſſen Lebenslauf ſo einfach geweſen, daß man ihn um ſeiner Einfachheit willen einen ſeltenen nennen könnte, ein innerlich tüchtiges, aber in der Wirkſamkeit nach Außen über Noth ſich beſcheidendes Talent, in kleinen Verhältniſſen aufgewachſen, ein Gelehrter, der auf dem großen Markt der Wiſſenſchaft oder des öffentlichen Lebens nie eine Rolle geſpielt hat, ein württembergiſcher Theologe, den der Zwang der Kloſterſchule und

des akademiſchen Stifts zum Philoſophen gemacht — wie hundert andere ſeiner Landsleute — Repetent, Vicar auf dem Lande, der, im Widerſtreit der Theologie mit der modernen Philoſophie mit ſich ſelbſt zerfallend — wie hundert andere — die geiſtliche Bürde zuletzt von ſich wirft und — hier glücklicher als neunundneunzig von jenen Hunderten — als Gymnaſialprofeſſor den Frieden der Seele im Umgang mit der Jugend, im Umgang mit dem Alterthum wiederfindet. Da überraſcht ihn der Tod am frühen Lebensabend.

Ein ſolches Lebensbild wäre an ſich gar kein Gegenſtand, ein Buch damit zu füllen. Aber der Märklin von Strauß iſt mehr als dieſer einzelne Mann, dieſer „Helfer" in Calw, dieſer Profeſſor in Heilbronn. Märklin iſt ein Collectivbegriff; eine ganze Zeitrichtung, wie ſie eben bei dieſer beſtimmten ſchwäbiſchen Volksperſönlichkeit zur Erſcheinung kam, iſt verſinnbildet in dieſem Helfer, dieſem Profeſſor. Strauß ſelber, indem er deſſen Biographie ſchreibt, ſchreibt zugleich ein Stück Autobiographie. Dieſer Märklin iſt Strauß, nur ein klein wenig blaſſer im Colorit, er iſt Strauß, wie dieſer geworden wäre, hätte er den letzten Schritt der Conſequenz um Fingersbreite kürzer angeſetzt, hätte er einen Funken Thatkraft, ein kleines Bruchtheil zäher Einſeitigkeit weniger beſeſſen.

Wir ſehen einen Jüngling, zum gelehrten Beruf beſtimmt, aus einer Familie hervorgehen, deren Glieder nach allen Seiten dem Beamten- und Gelehrtenſtand angehören. Man preist dies als ein beſonders günſtiges Geſchick. Mir däucht mit Unrecht. Die deutſchen Doctrinäre, die Männer, welche Abhandlungen über den Verdauungsproceß austheilen, um den Hunger damit zu ſtillen, haben gemeiniglich eben dieſen ſocialen Stammbaum. In kleinen Staaten gibt es bloß eine beſoldete Intelligenz, die wiſſenſchaftliche Bildung iſt für eine beſondere Klaſſe der Geſellſchaft monopoliſirt, der geſchloſſene Beamten- und Gelehrtenſtand iſt aus dem natürlichen Boden des Bürgerthums geriſſen, und dadurch die Entfremdung der abſtracten Bildung von dem Volksleben mit dem officiellen Siegel geſtempelt. Und des Pfarrers Sohn wird wieder Pfarrer, des Staatsdieners Sohn wieder Staatsdiener, ſeine Tochter verheirathet

ſich womöglich mit einem Beamten; ſo gewinnt dieſe officielle Intelligenz auch wieder ihre beſonderen ſocialen Intereſſen, ſie lebt in ihrer eigenen Welt. Sie ſchauert zurück vor der Fülle des derb kräftigen realen Volkslebens. Das blaſſe grau in grau angelegte Colorit der modernen deutſchen Wiſſenſchaft rührt gewiß großentheils von der ſocialen Iſolirung des ſogenannten Beamten- und Gelehrtenſtandes. In vielen proteſtantiſchen Familien iſt der Beruf zum Pfarramte (ich ſage nicht der geiſtliche Beruf) gleichſam erblich. Man ſpricht wohl gar von „geiſtlichem Blute". Das bricht die Friſche und Thatkraft der wiſſenſchaftlichen Perſönlichkeiten und oft genug läuft ein ſolches hundertjähriges Pfarrergeſchlecht in ſeparatiſtiſch-pietiſtiſche, oder gegentheils in höchſt ungeiſtlich geſinnte Sprößlinge aus. Aus dem „Beamten- und Gelehrtenſtand," der die Verbindungsbrücke mit dem Volksleben namentlich in den Kleinſtaaten hinter ſich abgebrochen, iſt gewiß die Mehrzahl der Männer hervorgegangen, denen der Conflict der modern wiſſenſchaftlichen Anſchauungen mit den volksthümlichen das Herz gebrochen hat.

Zu dieſer ſocialen Schranke tritt bei Märklin noch die Schranke der klöſterlichen Erziehung in den theologiſchen Bildungsanſtalten Württembergs.

Als reifer Mann kommt Märklin wieder einmal mit Strauß nach Blaubeuren, wo beide vordem die Kloſterſchule befucht hatten. Die Freunde ſteigen zu den Burgruinen des Rufenſchloſſes hinauf; und als hier Strauß ſeine Blicke über die wirklich märchenhaft originelle Felſenwelt dieſes Thales ſchweifen läßt, da ruft er aus: „Es wäre ſchmählich, wenn in ſolcher Natur nichts aus uns geworden wäre!" Aber gerade was Strauß geworden iſt, das ward er, wie er ſelbſt bei ſeiner Schilderung des klöſterlichen Schülerlebens in Blaubeuren erzählt, nicht durch den ſteten Umgang mit dieſer ſtolzen Natur, nicht durch die freie Hingabe des wilden Knaben an dieſelbe, ſondern gewiß zum guten Theil durch die Abſperrung von dieſer Natur, durch ein verfrühtes Studirſtubenleben inmitten all der Pracht und Herrlichkeit. Den Schüler, der den halben Tag in dieſem Felsgeklüft hätte umher klettern, auf dieſen Bergen hätte

ſchweifen müſſen, erlöste ja nur dann und wann ein beaufſichtigter Spaziergang aus der Haft der Zelle. Der Zwang und die Abſperrung der erſten Erziehung iſt es, was ſo viele bedeutende Talente des Schwabenlandes, trotz der köſtlichen Natur dieſer Gauen, zu wiſſenſchaftlicher Einſeitigkeit erzogen hat. Wer Blaubeuren geſehen mit der in ihrer Verödung und Verwüſtung immer noch dichteriſch geweiheten Kloſterkirche, wo Meiſter Sürlin's wundervolles Holzſchnitzwerk an den verwaisten Chorſtühlen prangt und die prächtigen altdeutſchen Bilder am Hochaltar, wer durch den verwitterten Kreuzgang gewandelt iſt und den traulichen Kloſterhof, der wird meinen, in dieſen Mauern müßten lauter Erzromantiker, Poeten und Maler erzogen werden, nicht aber Helden der eiskalten philoſophiſchen Kritik. Aber Druck erzeugt Gegendruck, und aus den württembergiſchen Stiftern gingen, bei aller Romantik des Orts, Hegel und Strauß, Zeller und Viſcher und Märklin hervor. Das zeichnet uns Strauß gerade recht anſchaulich, wie ſein und ſeiner Freunde Bildungsgang von der Kloſterſchule bis zur Repetentenzeit ein durch und durch vereinſamtes Studienleben war. Wenn dabei Strauß in allen philoſophiſchen Kriſen ſich ſtets eine ſo friſche Begeiſterung für die Kunſt bewahrt, wenn Viſcher ein ſo ſcharfes künſtleriſches Auge ſich gerettet hat, dann müſſen wir dieß lediglich dem individuellen Genius dieſer Männer gut ſchreiben, der trotz Blaubeuren und trotz Tübingen nach dieſer Seite hin nicht zu verwüſten geweſen iſt.

Die überſtrenge Zucht der Schule trug, wie geſagt, unſtreitig viel dazu bei, ſo manchen jungen württembergiſchen Theologen einerſeits zur philoſophiſchen Oppoſition gegen das Chriſtenthum, andererſeits zu pietiſtiſchem Exceß zu treiben. Aber ſie ſchuf doch auch wieder jenen nachhaltigen ernſten wiſſenſchaftlichen Sinn, der vielen von den ſchwäbiſchen Jüngern Hegels durchs ganze Leben eigen geblieben iſt. Dieſen muß auch der Gegner ehren. Männer wie Strauß, Zeller, Märklin ſind einſeitige Theoretiker geworden, aber in ihrer einſeitigen Theorie ſteckt der Ernſt der Wiſſenſchaft. Ja dieſes unverdroſſene Ringen nach wiſſenſchaftlicher Erkenntniß potenzirt ſich zu einer ſittlichen Grundlage ihrer Beſtrebungen. Die

Wiſſenſchaft wird zur Lebensmoral, für die Zucht der Volksſitte und der Religion tritt die Zucht der Wiſſenſchaft ein. Aber gerade hierin liegt der Grund, daß dieſe Philoſophen ſo vereinſamt blieben, daß ſie das Volk nicht verſtanden und von dieſem nicht verſtanden wurden. Nur das Mißverſtändniß der Reſultate der Hegel'ſchen Religionsphiloſophie konnte theilweiſe in's Volk übergehen, nur die Caricatur, nicht das rein getroffene Abbild der wiſſenſchaftlichen Errungenſchaft. Das ganze Leben jener Männer war eine fortgeſetzte Kloſterſchule, ihre Einflüſſe blieben lediglich gelehrte und literariſche. Treffend ſpricht ſich darüber Moriz Carriere in ſeinen „Religiöſen Reden und Betrachtungen" aus: „Strauß, ein ſcharfſinnig klarer Kopf, ſah in der Religion nur einen Gegenſtand der Wiſſenſchaft, er vergaß, daß ſie Leben und That iſt, er verwechſelte ſie mit Theologie und orthodoxer Dogmatik, er gewahrte, daß der Friede, den das Hegelthum mit ihr geſchloſſen, nur ſcheinbar und übereilt war, er zerriß ihn mit kecker Hand, die Bedürfniſſe des Volkes galten ihm nichts, er ſtieß es höhniſch oder kalt zurück, und hieß die Gemeinde der Gläubigen ihren Weg ziehen und die Wiſſenden ſich von ihnen trennen. Wer ſich aber außerhalb des Volkes ſtellt und gar eine Kluft zwiſchen ſich und ihm befeſtigt, der wird bei allem Reichthum des Geiſtes bald vereinſamen und keine nachhaltige Wirkſamkeit gewinnen."

Ganz anders verfuhren jene norddeutſchen Jünger Hegels, denen Strauß wiederum als ein „Reactionär" erſchien und die man als eine Berliner Philoſophenſchule gegenüber der ſchwäbiſchen bezeichnen mag. Hier verdichtete ſich die philoſophiſche Wiſſenſchaft zu einem ſubjectiven Jakobinerthum der verneinenden Philoſophie. Hier iſt praktiſche Tendenz und Thatkraft. Hier ſind nicht vereinſamte Geiſter, die ſich von einem nach den kleinſten Proportionen geſonderten Volksleben umgeben wiſſen, ſondern Leute, die auf den Markt zu treten gewohnt ſind, großſtädtiſche Allerweltsmenſchen. Der kecke Sprung von der Theorie zur That ward gewagt. Die religiöſe Volksſitte wird unter die Guillotine des philoſophiſchen Dilettantismus gebracht, dem die franzöſiſchen Atheiſten des 18. Jahr-

hunderts „gründlichere“ Männer waren, als der Profeſſor Hegel. Die Jugend iſt „mit Gott brouillirt,“ und ſie möchte gern das ganze deutſche Volk mit Gott brouilliren. Statt gleich den Schwaben beim wiſſenſchaftlichen Kampf ſtehen zu bleiben, erſcheint es bequemer und „menſchlicher,“ beim perlenden Champagner Trinkſprüche auf den Atheismus auszubringen. Der wiſſenſchaftliche Ernſt eines Strauß erſcheint als ein Zopf des Profeſſorenthums. Die bramarbaſirende Gottloſigkeit iſt der Fortſchritt, welchen man dagegen ſetzt. Und wir begegnen einem norddeutſchen Profeſſor der Philoſophie, der mit ſchlichten Bürgern im Biergarten Kegel ſchiebt und ſie dabei über die „eingebildete Spukgewalt im Himmel“ aufzuklären ſucht. Sie faſſen ihn aber nicht. Da kommt ein ſchweres Gewitter heraufgezogen, und der Philoſoph tritt in's Freie, ballt ſeine Fauſt gegen das ſchwarze Gewölk und fordert den perſönlichen Gott heraus, ſein Daſeyn kund zu geben, ſeine Macht zu erweiſen, falls er welche beſitze, und ihn, der ſie leugne, mit ſeinem Blitze zu zerſchmettern. Und die Donner des Herrn rollten weiter, und der Herr Profeſſor der Philoſophie ward nicht zerſchmettert.

Gegen dieſe Bramarbaſie der Gottloſigkeit, wie ſie aus der Schule Ruge's und Bruno Bauers hervorgegangen iſt, erſcheint das ſtille, redliche, wiſſenſchaftliche Ringen eines Märklin im ehrenhafteſten Lichte. Wir finden hier noch altſchwäbiſche Gründlichkeit und Tüchtigkeit, die nur darum fruchtlos ſich abarbeitet, weil ſie nicht erkennt, daß alle Grundfragen der Religion wie der Philoſophie unlösbar ſind, und daß gerade in dem Umſtand, daß wir uns wohl ſtets der theoretiſchen Erkenntniß nähern, niemals aber dieſelbe vollenden können, ſo recht der ſtete Fortſchritt des Menſchengeſchlechts, die beſte Gewähr der Civiliſation gegeben iſt. Sowie die religiöſe Wahrheit zu einem wiſſenſchaftlichen Abſchluß käme, würde der Menſch aufhören ein „Kämpfer,“ d. h. ein Menſch zu ſeyn, es bliebe ihm nichts mehr übrig, als gleich einem indiſchen Nabelbeſchauer ewig dasſelbe langweilige Wort der Erkenntniß zu ſprechen. Wenn einmal die abſolute Philoſophie gefunden wird, dann iſt die rechte Zeit für den jüngſten Tag gekommen. Wir

ſehen in der ganzen Geſchichte des Geiſtes, daß die wiſſenſchaftliche Löſung der religiöſen Fragen immer nur bis zu einem gewiſſen Punkte getrieben wird, der kein Schlußpunkt iſt, und dann ſich von ſelber ſuſpendirt.

Dieß iſt der Kern in dem Leben Märklins, der eigentliche Inhalt des Conflictes, den Strauß in den Schickſalen der genannten Perſönlichkeit darſtellt, daß Märklin glaubt, zu dem Punkte gekommen zu ſeyn, wo die Suſpendirung des letzten Entſcheids in den religiöſen Fragen aufhört, wo wiſſenſchaftlich ein für allemal mit denſelben abgeſchloſſen wird. So lange Märklin noch an dem Dogma Hegels feſthält, daß die Philoſophie denſelben materiellen Inhalt habe, wie die Religion, nur in anderer Form ausgeſprochen, kann er den Bauern noch mit gutem Gewiſſen predigen, obgleich ihm auch damals ſchon eine theologiſche Profeſſur, oder, wenn dieſe unerreichbar, „eine Nachtwächterſtelle irgendwo" lieber wäre, als die eines Prieſters und religiöſen Volkslehrers. Als ihm aber auch die Hegel'ſche Auffaſſung zweifelhaft wird, als er glaubt, daß die Wiſſenſchaft, über den materiellen Inhalt der Religion hinausgehend, hier das letzte Wort geſprochen habe, da kann er nicht mehr predigen. Und nun beginnt bei ihm erſt recht jener innere Kampf, der eine ſo große Rolle in der Sittengeſchichte der neuern Zeit ſpielt. Die Gegner drängen zu dem Geſtändniß, daß er nicht mehr auf kirchlichem Boden ſtehe, auf Niederlegung des Amtes. Die Ehrlichkeit der eigenen Ueberzeugung tritt in Widerſtreit mit jedem Wort, jeder Handlung ſeines geiſtlichen Berufs. Was ſoll der mit ſich ſelbſt Zerfallende beginnen? „Wer mag gerne," fragt Strauß, „von einer lieben Gewohnheit des Denkens und Fühlens, ja des Daſeyns überhaupt, ſcheiden? Wer eine Kluft zwiſchen ſich und ſeinen Mitmenſchen aufreißen, über die keine Gemeinſamkeit des Vorſtellens, keine Möglichkeit der gemüthlichen Einwirkung mehr hinüberführt?"

In dieſem innern Kampf vereinſamt der gequälte Denker vollends. Das Volksbewußtſeyn wird ihm immer fremdartiger, das öffentliche Leben gleichgültig. Die politiſchen Entwicklungen werden

vorab vergeſſen über dem philoſophiſch-theologiſchen Zwieſpalt. Als die politiſchen Gährungen nach der Juliusrevolution auch dem in ſich zurückſchauenden Sinne Märklins nicht mehr entgehen konnten, als er plötzlich das mächtige Regen in der Idee des Staatslebens wahrnimmt, da „kommt er ſich ſelber oft ſonderbar vor," weil er mit den Franzoſen jauchzt, mit den Polen trauert! Und er bemerkt naiv und höchſt charakteriſtiſch dazu: „Ich haſſe alle eiteln politiſchen Kannegießereien, weil da doch alles in den Tag hinein geht und ohne philoſophiſchen Verſtand, kann mich auch deſſen in Bezug auf den Stand unſeres politiſchen Lebens ſelbſt nicht rühmen, möchte mich aber gern von einem Hegel'ſchen Staatsmann ein wenig inſtruiren laſſen."

Dieſer falſche wiſſenſchaftliche Ariſtokratismus des einſamen Denkers, den die kleinen politiſchen Thatſachen — aus denen ſich übrigens die großen zuſammenſetzen — kalt laſſen, weil ſich nicht ſofort ein „philoſophiſcher Verſtand" darin entdecken läßt, dieſer wiſſenſchaftliche Ariſtokratismus, der ſich von der Berührung mit dem unmittelbaren Volksleben ſcheu zurückzieht, dagegen von einem „Hegel'ſchen Staatsmann" ſich gern „ein wenig inſtruiren" laſſen möchte, hat ſich an der ganzen gebildeten Welt ſchwer gerächt. Denn dieſer Ausſpruch Märklins iſt leider ein Ausſpruch einer großen Schaar der wiſſenſchaftlich Gebildeten in jener Zeit. Darum waren dieſe Leute ſo verblüfft, und wußten nicht, was beginnen, als plötzlich die rohe Maſſe das große politiſche Wort nahm.

Die Februarrevolution ſchob die religiſe Parteiung in den Hintergrund, das politiſche Parteiweſen drängte ſich dafür hervor. Da traten Strauß und Märklin in die Reihen der Conſtitutionellen. Dieß konnte auffallen. Eine Conſequenz ihrer theologiſchen Parteiſtellung war es keineswegs. Der letztern entſprach unzweifelhaft auf politiſchem Felde die ideale Republik, eine Republik, deren Urbild die Begeiſterung für Hellas und Rom ſo leicht in der Seele des deutſchen Gelehrten widerſpiegelt, eine Republik, die dem abſtracten Ideal des Staates als eines Vereines freier und gleichberechtigter Bürger entſpricht, welche ſtatt der hiſtoriſchen Baſis des

öffentlichen Lebens lediglich die Basis der theoretischen Vernunftmäßigkeit gelten läßt. Strauß selber gesteht, daß ihn der Gedanke an eine solche Republik einen Augenblick elektrisirt habe. Aber „nie dachte ich ernstlich an die Möglichkeit einer solchen Staatsform unter uns.“ Und doch hat er sein ganzes Leben lang sehr ernstlich an die Möglichkeit einer Kirche desselben abstract philosophischen Ideales gedacht. In der Politik sah er ein, daß es noch andere zwingende Mächte neben der abstracten Staatsidee gebe, die Mächte der Volkssitte, des bürgerlichen Lebens, in Summa, jene historischen Mächte, die den Staatsmann zwingen, nach der so und nicht anders geschichtlich erwachsenen Individualität des Volkes, nach der Bildungsstufe der Masse, nach den historisch-socialen Vorbedingungen, seine Politik zu schaffen, nicht umgekehrt aus der Theorie das Volksleben zu construiren. Der Constitutionalismus, zu dem sich Strauß bekennt, will die Vermittlung übernehmen zwischen dem historischen Volksleben und dem abstracten Staatsideal. Es beruht dieses System in den Concessionen, die nach beiden Seiten gemacht werden. Die constitutionelle Doctrin ist ein supranaturalistischer Rationalismus, in die Sprache der Politik übersetzt. Sie ist das staatsrechtlich formulirte Bekenntniß, daß es nicht fromme, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Von dem Bewußtseyn elektrisirt, daß es wohl ein reineres politisches Ideal gebe, als das dieses Systems der Concession, hielt es Strauß — und wir denken in diesem Punkte ganz wie er — doch keineswegs für eine verwerfliche Heuchelei politischer „Pastoralklugheit,“ den Staat als in der Geschichte erwachsen und fortwachsend zu nehmen, und nur an diesem historischen Staate nach den Förderungen des freien Gedankens weiter zu bauen. Die Kirche dagegen wollte er nicht nehmen, wie sie historisch geworden, wie sie in der Volkssitte, in der religiösen That, wie sie im gläubigen Gemüthsleben, hier zunächst des germanischen Volks, sich aufgebaut hat. Hier sollte die Theorie das Geschichtliche vertilgen, in der Politik aber sich mit ihm versöhnen.

Die radicalen Atheisten der Berliner Schule waren consequenter. Sie griffen zur Socialdemokratie. Und wie sie sich mit dem

alten hiſtoriſchen Gott offen brouillirt hatten, ſo brouillirten ſie ſich jetzt mit der alten hiſtoriſchen Geſellſchaft; wie ſie Trinkſprüche auf den Atheismus ausgebracht, ſo ließen ſie jetzt die ſociale Beſtialität hochleben, die Vernichtung des Eigenthums, die Vernichtung der göttlichen Vorrechte des Genius, die Vernichtung des Individuellen im Menſchen — das war Conſequenz. Wir ſtellen dieſe Parallele nicht auf, um Männern wie Strauß und Märklin einen Vorwurf damit zu machen, ſondern nur um zu zeigen, wie dieſe ſelber die Conſequenz ihres Princips fallen ließen angeſichts der Macht der poſitiven Thatſachen. In der Politik mußte man ſich bequemen, Realitäten anzuerkennen, von denen ſich die Philoſophie nichts träumen läßt: ſolche Realitäten gibt es aber auch im religiöſen Leben.

Wenn wir ſehen wie Märklin als ein gemäßigter, beſonnener, patriotiſcher Bürger bei den Märzſtürmen in Heilbronn gegen die unvernünftige Maſſe nicht aufkommt, im Wahlkampf unterliegt, als Ariſtokrat verketzert wird, und vor einer ungewaſchenen Demagogie überall das Feld räumen muß, ſo ſchleicht ſich bei dieſem trüben Bilde doch auch der Gedanke ein, daß dieß eine gerechte Buße geweſen, die nicht ihn allein, die uns alle getroffen hat. Es iſt die Buße für die Vereinſamung, in welche ſich der Gebildete, und vollends der Gelehrte vor dem Volksleben zurückgezogen hat, ſeinen Gedankenkämpfen in ſtolzer Abgeſchloſſenheit nachgehend. Das ganze Straußiſche Buch iſt eine Schilderung dieſes wiſſenſchaftlichen Einſiedlerlebens. Der deutſchkatholiſche Bierbrauer Heutges in Heilbronn hält eine Volksrede als Gegencandidat Märklins, und zählt darin gelegentlich unter den deutſchen Kaiſern aus dem Hauſe Habsburg auch die Hohenſtaufen auf. Und ſein Parteiblatt, das „Neckardampfſchiff," meldet am andern Tag, der beredte Bierbrauer haben neben edler Volksthümlichkeit in ſeinem Vortrag auch „tiefe geſchichtliche Kenntniß" gezeigt. Und der geſchichtskundige Braumeiſter ſiegte. Dieſe Epiſode zeichnet beſſer als eine ganze Abhandlung die tiefe Kluft zwiſchen der modernen Bildung und dem Volksleben; das Bewußtſeyn aber dieſer Kluft bei der Unmöglichkeit

sie zu überbrücken, bildet recht eigentlich das tragische Motiv in dem Leben Märklins wie seiner wissenschaftlichen Mitstreiter.

Ich kehre nach dieser Episode zu der näheren Aufgabe zurück, die neuerdings wieder so bedeutend im Wachsen begriffene Entfaltung der kirchlichen Gegensätze in Deutschland zu zeichnen.

Es wurde oben ausgeführt, wie vor vier Jahren die streng kirchlich gesinnten Protestanten und Katholiken gemeinsam Front gemacht hatten gegen die Revolution. In diesem Einigungspunkt waren — demokratisch gesprochen — die „katholischen und protestantischen Jesuiten" brüderlich zusammengestoßen.

Aber solches augenblickliche Vergessen uralter Gegensätze konnte nur so lange Stich halten, als die eigentliche Zeit der Noth dauerte. Denn es handelt sich hier nicht bloß um theologische Verschiedenheiten, sondern um Gegensätze, die sich durch Art und Form der Gesittung und Bildung des ganzen Volksthumes ziehen. Eine recht seltsame, unerhörte Erscheinung, namentlich in Sitten und Gebräuchen, nennt der gemeine Mann in Norddeutschland „katholisch," während das mitteldeutsche Volk dergleichen Dinge häufiger „adelig" nennt, und wenn der Süddeutsche bei einer recht verzweifelten Sache nicht gerade sagen mag: „darüber möchte man des Teufels werden," so sagt er allenfalls: „darüber möchte man ja lutherisch werden."

Schon die äußerliche Stellung der beiden auf kurze Zeit verbündeten kirchlichen Parteien war von vornherein nicht gleichmäßig begünstigt gewesen. Die großartige Organisation des katholischen Vereinswesens fand sich beim Ausbruch der Revolution in den Grundzügen schon vorgezeichnet; die protestantischen Kirchentage und die umfassende Propaganda der innern Mission wuchsen erst aus den Wirren des Revolutionsjahres heraus. Die Katholiken hatten zuerst in Reih und Glied gestanden, sie hatten den Vorsprung einer auch in's Politische hinüberspielenden agitatorischen Regsamkeit, die dem Protestantismus fremd ist, und ihr äußerlicher Erfolg war ein entschieden glänzenderer.

Als Urkunde der wieder auflebenden Gegensätze zeigten sich eine Reihe von Uebertritten von einer Kirche zur andern. Auch hier wiederholte sich das Schauspiel der Restaurationsperiode nach den Befreiungskriegen im Kleinen, als plötzlich eine Anzahl bekannter und unbekannter Leute als neueste Romantiker „von Babylon nach Jerusalem" pilgerten. Nicht bloß im politischen auch im kirchlichen Leben ward es offenbar, daß wir in eine Zeit der „Bekehrungen" eingetreten waren.

Aus den als am meisten religiös „verfinstert" verschrieenen zwei Ländern Deutschlands, aus Tirol und Bayern, zogen zwei Patres, Ambrosius Zobel und Roder, in den nach Franz Xaveaux „reifsten" Gau, nach Baden, und wir sahen die seltsame Bekehrung, daß viele Tausende von jenen Leuten, die eben erst im Aufruhr ihre Reife kundgegeben, als Büßer vor dem Missionskreuze niedersanken!

Diese Jesuitenmissionen, die bald in's Wachsen kamen und aus den Bergen des Schwarzwaldes hinauszogen in große und kleine Städte und nicht bloß in rein katholisches Land, sondern auch in gemischtes, ja in Gegenden, wo die Protestanten weit zahlreicher wohnen als die Katholiken, suchten, neben ihrer engeren kirchlich-socialen Tendenz, dem Rationalismus und Protestantismus auf seinem eigenen Boden und mit seinen eigenen Waffen zu begegnen. Sie stellten die überwiegend protestantischen Cultusformen Predigt und Choral voran, um das Volk zur Generalbeicht zu führen, und suchten in ihren dogmatisch-polemischen Vorträgen nicht selten die rationalistischen Anschauungen durch Vernunftgründe, wohl gar durch Citate aus Voltaire zu widerlegen und dem protestantischen Dogma nicht die Autorität des Papstes und der Concilien, sondern des Bibelwortes entgegenzuhalten.

Die neue Erscheinung der protestantischen „Reiseprediger," wenn sie auch vorerst noch sehr vereinzelt aufgetreten sind, versuchte ihrerseits wieder der propagandistischen Tendenz der Jesuitenmissionen die Spitze zu bieten.

Klingt es nicht wie ein Mährchen in unsern Ohren, daß

jetzt die Rede wieder ſo ſtark von Kryptokatholiken geht? Aber dieſes Mährchen iſt Zeugniß dafür, daß das Bewußtſeyn der kirchlichen Gegenſätze im deutſchen Volksthum wieder ſehr lebendig geworden, daß man mit argwöhniſchem Auge auf die Gegenüberſtehenden ſchaut. Hat man nicht im Jahre 1851 ſo offen gemunkelt von den angeblichen Kryptokatholicismus desjenigen deutſchen Fürſten, deſſen Haus ſeit Friedrichs erſtem ſchleſiſchen Krieg als die königliche Burg des Proteſtantismus gilt, ſo offen, daß dieſer Fürſt ſich veranlaßt ſah, in öffentlicher Rede Notiz zu nehmen von dieſer Fabel als einer boshaft ausgeſonnenen? Man wollte dann weiter damals bei der ganzen neupreußiſchen Partei katholiſirenden Tendenzen entdeckt haben. Die Möglichkeit von derlei Argwohn war eine gewichtige Thatſache. Sie ließ wie in einem Traumbild die Zeitläufte wieder aufſteigen, wo ganze Länder zitterten, weil man im Thronerben einen Kryptokatholiken, andererſeits einen heimlichen Lutheraner argwohnte, wo man in Sachſen die Kryptocalviniſten mit Verbannung und Kerker in's Gebet nahm und dem Kanzler Crell zum Beſchluſſe den Kopf abſchlug.

Das waren freilich auch Zeiten, wo der katholiſch-proteſtantiſche Gegenſatz im deutſchen Volksthum noch nicht vertuſcht war, ſondern in wildem Kampf ſich auseinanderſetzte. Gott verhüte, daß ſie wiederkehren. Mit dem Abſchluß des dreißigjährigen Krieges hat die Vertuſchung der kirchlichen Gegenſätze ihren Anfang genommen, durch zwei Jahrhunderte war ſie ein Zeichen des Fortſchrittes, und der Humanismus zeitigte die Frucht der religiöſen Duldung und der nationalen, ja der allgemein menſchlichen Brüderlichkeit, die uns nicht verloren ſeyn ſoll. Aber bei und mit dieſer Brüderlichkeit ſollen doch auch die Gegenſätze, welche die Fülle des individuellen Volkslebens bergen, beſtehen und ſich durchbilden können. Dieſe höhere Vermittelung zu finden, iſt die Aufgabe der Gegenwart und gerade darum ſoll ſie die Gegenſätze nicht vertuſchen. Es iſt merkwürdig, daß mit dem Abſchluß des dreißigjährigen Krieges, wo man die kirchlichen Gegenſätze zu vergeſſen anfing, zugleich die gemiſchten Ehen in Deutſchland allmählig eine unverfängliche Sitte wurden.

Und wiederum waren dieſelben gemiſchten Ehen der äußere Anſtoß, durch welchen im Jahre 1834 die Verhüllung der confeſſionellen Gegenſätze plötzlich auseinander riß.

Es iſt noch nicht lange her, daß in den Compendien und Katheder-vorträgen vieler proteſtantiſchen Theologen die herkömmlichen Rubriken der „Polemik“ und „Apologetik“ als ein alter Zopf mit wegwerfendem Sarkasmus zur Seite geſchoben wurden. Seit der Katholik Möhler ſeine Symbolik geſchrieben, merkten Viele erſt, daß wenigſtens im Dogmatiſchen die Polemik und Apologetik für beide Theile mehr noch als ein alter Zopf ſey. Seit aber der Katholicismus neuerdings mit ſo ungeheuerer Anſtrengung auf kirchenrechtlichem Gebiet wie im Vereinsweſen und der praktiſchen Paſtoralthätigkeit Schritt um Schritt vorwärts dringt, gehen den Leuten vollends die Augen über, wie gar zeitgemäß jene beiden verſtaubten Disciplinen auch noch in der Praxis des kirchlichen Lebens ſeyen.

Die Erkenntniß, daß auch im kirchlichen Conſervatismus der Weg des Lutherthums ein ganz anderer ſey, als der des Katholicismus, bricht jetzt allerwärts als neuerwacht hervor. Sie iſt das Wahrzeichen der gegenwärtigen großen kirchlichen Parteiſtellung.

Das proteſtantiſche Kirchenthum drängt jetzt wie das katholiſche zur Wiedergewinnung längſt entriſſenen Einfluſſes. Aber welch ein Gegenſatz kennzeichnet hier ſchon das beiderſeitige äußere Verfahren! Welch ungeheurer Abſtand z. B. zwiſchen den Verhandlungen und dem Beſchluß des Elberfelder Kirchentags über die Stellung der Gymnaſien zur Kirche und den Forderungen gleichen Zieles in den Denkſchriften der oberrheiniſchen und bayeriſchen Biſchöfe!

Die katholiſche Kirche hat zu jeder Zeit ein ganz beſonderes Geſchick darin bewieſen, ſcharfſinnige Lehrer und Advokaten des Kirchenrechts hervorzuziehen und an den rechten Ort zu ſtellen. In dem zweiten Viertel unſers Jahrhunderts, wo ſich die proteſtantiſche Theologie vorzugsweiſe in der Dogmatik wieder aufringen mußte von der rationaliſtiſchen Niederlage, wo ſie wider die Kritik der Evangelien und für den Gehalt der Bekenntnißſchriften ſtritt, führte die katholiſche Kirche Deutſchlands auf den verſchiedenſten

Punkten gleichzeitig ihren großen Proceß über die Unbilden von 1803, über geschmälerte Dotationen, säculariſirte Beſitzthümer, entwundene klerikaliſche Rechte. Alſo dort Dogmatik, hier Kirchenrecht, dort Doctrin, hier thatſächliches Zugreifen.

Der große kirchenrechtliche Proceß der katholiſchen Kirche gegen die modernen weltlichen Herrſchaften war nicht überall von thatſächlichem Erfolg begleitet, aber daß er von moraliſchem Erfolg für die eigene Partei begleitet war, beweist die Sprache der verſchiedenen biſchöflichen Denkſchriften ſeit 1848, Actenſtücke zur Zeitgeſchichte, deren hiſtoriſche Beweiskraft man wahrlich nicht gering anſchlagen ſoll.

Die proteſtantiſche innere Miſſion kämpft in erſter Reihe nicht bloß gegen Armuth und Elend, ſie kämpft auch gegen das zur Doctrin ſublimirte Selbſtbewußtſeyn der Armuth — den Communismus — und das zur Doctrin ſublimirte Selbſtbewußtſeyn der Armſeligkeit — den Atheismus und Nihilismus. Die katholiſchen Vereine dagegen kämpfen in erſter Reihe gegen die realiſtiſch-praktiſche Kirchenloſigkeit und — gegen die nicht minder realiſtiſch-praktiſche Bureaukratie.

Es charakteriſirt die beiderſeitigen Gegenſätze, daß von den Katholiken in ähnlicher Weiſe eine Propaganda beim gemeinen Mann mit dem Vertrieb von bildlichen Darſtellungen aus den Evangelien und der Legende verſucht wird, wie von den Proteſtanten mit Bibeln, Erbauungsbüchlein und Tractätchen.

Man vergleiche die Thätigkeit des ſeit 1848 ſo kräftig entwickelten kirchlichen Vereinsweſens beider Confeſſionen. Das proteſtantiſche Vereinsweſen geht in allerlei größern Gruppen auseinander, Kirchentag, innere Miſſion, Guſtav-Adolfs-Verein (an dem bis jetzt nichts kriegeriſch iſt als der Name); ein ideelles Band verknüpft dieſe Gruppen, aber die Centraliſation in der äußern Leitung fehlt. Bei den Katholiken finden wir auch Borromäus-, Pius-, Bonifacius-Vereine u. a., aber wie läuft das alles in einem und demſelben Schnürchen!

Auf dem proteſtantiſchen Kirchentag zu Elberfeld wär' es faſt

zu einem Bruch gekommen durch den Streit zwiſchen Nitzſch und den Jüngern Hengſtenbergs über die Kirchenverfaſſungsfrage. Ein ſolcher Zwiſchenfall iſt auf einem katholiſchen Vereinscongreß bei der eigenthümlichen Leitung und Organiſation dieſer Vereine ganz undenkbar. Man will auf den katholiſchen Verſammlungen weſentlich nicht discutiren, ſondern für längſt fertige Reſultate neue Bekenner gewinnen und die alten neu begeiſtern.

Der proteſtantiſche Kirchentag iſt hauptſächlich ein Congreß zur Verſtändigung und Selbſtbelehrung derer, die in demſelben ſitzen; die Darſteller ſind ſich ſelber zugleich Publicum. Die Generalverſammlung der katholiſchen Vereine iſt ein wirkungsreiches Schauſpiel, welches die Mitwirkenden vor allen Dingen für die Draußenſtehenden aufführen.

Dem Proteſtantismus iſt die Propaganda der katholiſchen Kirche fremd. Dort zeigt ſich die Macht der ringenden Selbſterkenntniß, hier die Macht der in ſich fertigen That. In einem Aufſatz über die Miſſion in der „Deutſchen Vierteljahrſchrift“ (1850, Heft 4) ſpricht Wolfgang Menzel dieſen Gegenſatz in der katholiſchen und proteſtantiſchen Miſſion treffend in folgender Weiſe aus: „Bei den katholiſchen Miſſionen hat das verſchuldete Volk vor der Kirche gebeichtet; bei dem Congreß für innere Miſſion ſtattete umgekehrt die verſchuldete Kirche gleichſam eine Generalbeicht vor dem Volk ab, und deckte alle ihre Schäden auf, um Heilung zu ſuchen im Volk, in deſſen alter Gläubigkeit, in deſſen geſundem Sinn noch Kräfte ſchlummern, die der durch die Schule verdorbenen Kirche abhanden gekommen.“

Der Proteſtant kann von der Ueberzeugung durchdrungen ſeyn, daß die kirchlichen Gegenſätze nothwendige, im deutſchen Volksthum begründete ſind, daß erſt durch dieſe Gegenſätze der ganze inwendige Reichthum unſerer Nationalität ſich entfaltet. Der ächte Katholik darf dieſe Ueberzeugung nicht haben. Er muß wünſchen, daß ganz Deutſchland, daß die ganze Welt katholiſch werde. Extra ecclesiam nulla salus. Dieſe Conſequenz wird gegenwärtig den Katholiken immer einleuchtender, auch in Bezug auf die Würdigung der abgelaufenen

geſchichtlichen Perioden unſerer Nationalentwickelung. Auch der zäheſte Proteſtant wird ſich nichts vergeben, wenn er den großartigen Einfluß der katholiſch-kirchlichen Malerei auf unſer geſammtes Kunſt- und Geiſtesleben anerkennt; dem ſtrengen Katholiken iſt dagegen ſchon Albrecht Dürer halb und halb ein Mann des Abfalls, Lucas Cranach iſt ihm gar kein Künſtler mehr, den „Barden Sined" möchte er eher zu den deutſchen Klaſſikern zählen als Leſſing. Man konnte Stimmen vernehmen, welche behaupteten, die Geſchichte der Muſik ſey nichts weiter als ein Bruchſtück aus der Geſchichte der katholiſchen Kirche, — wie wenn Händel und Bach gar nicht gelebt hätten und Gluck, Haydn und Mozart (obgleich namentlich Haydn ein ſehr frommer Katholik war) in ihrer ganzen Kunſtrichtung dem deutſchen Hellenenthum Schillers und Goethe's nicht unendlich näher ſtünden, als dem katholiſch-kirchlichen Kunſtideal, deſſen herrlichſte Blüthe ſich etwa in Paleſtrina entfaltet hat. Der deutſche Katholicismus hat bereits eine ausgeſprochen katholiſche politiſche Zeitungspreſſe, wie ſie der deutſche Proteſtantismus durchaus nicht beſitzt. Der Verein vom h. Karl Borromäus beginnt ſogar im deutſchen Buchhandel eine Macht zu werden, indem er nicht bloß katholiſche Schriften druckt und unter ſeinen Mitgliedern billig verbreitet, ſondern auch die von ihm empfohlenen Bücher anderer Verleger ſämmtlichen Mitgliedern und Theilnehmern zu zwei Drittheilen des Ladenpreiſes liefert, ſo daß die Vereinsgenoſſen ihren Bücherbedarf nach und nach gar nicht mehr von den Buchhändlern zu beziehen brauchen, bei denen man freilich eher das allgemeine Handelsintereſſe als das beſondere katholiſch-kirchliche vorausſetzen darf.

So droht ſogar die deutſche Literatur, welche man bisher auch in den trübſten Zeiten als das letzte einigende Band unſerer Nation anzuſehen gewohnt war, ſich in eine durchaus geſchiedene katholiſche und proteſtantiſche aufzulöſen.

Immer bedeutſamer tritt wieder die äußere Organiſation des Kirchenweſens in den Vordergrund.

Schon allein durch den gänzlichen Mangel an jenem agitatoriſchen und organiſatoriſchen Talent, das ſich ſo deutlich in dem katholiſchen

Vereinsweſen ausſpricht, mußte der Deutſchkatholicismus Schiffbruch leiden. Er wollte eine Kirche bauen ohne äußere Organiſation, ohne Kirchenregiment und Kirchenzucht. Das iſt ein Unding. Man hat geſagt, die Deutſchkatholiken ſeyen zu arm geweſen, zu arm an Geld, und darum ſey ihre Sache zu Grund gegangen. Allein Chriſtus und die Apoſtel waren auch arm an Geld, viel ärmer noch als die Deutſchkatholiken. Die chriſtliche Kirche der Urzeit aber war reich, überſchwänglich reich nicht nur an neuen weltbezwingenden Gedanken, ſondern auch — an der Gabe der Organiſation und des Regiments, und an beiden ſind die Deutſchkatholiken viel ärmer noch als an Geld, darum zerflattert das Leinwandzelt ihrer Kirche im Wind.

Kirchenregiment und Kirchenzucht — wie antiquirt ſind uns dieſe jetzt wieder ganz modernen Begriffe noch vor zehn Jahren erſchienen! Viele hielten dieß gerade für das Beſte an dem damaligen Proteſtantismus, daß er von Kirchenregiment ſehr wenig mehr wußte und von der Kirchenzucht gar nichts. Und das große Publikum klatſchte dieſen Beifall. Als dasſelbe unſterbliche große Publikum den Worten des Atheners Phocion Beifall geklatſcht hatte, fragte derſelbe bekanntlich erſchrocken ſeine Freunde: ob er denn eine Dummheit geſagt habe.

Eine Kirche ohne Kirchenregiment und Kirchenzucht iſt gleich einem Staatsorganismus ohne Vollziehungsgewalt. Die Einbildung, daß die Summe der politiſchen Freiheit durch eine möglichſt ſchwache Vollziehungsgewalt geſichert werde, iſt ſeit einigen Jahren doch aus vielen Köpfen gründlich ausgetrieben worden. Die Conſequenz für das kirchliche Gebiet wollen aber noch die wenigſten erkennen. Der Calvinismus mit ſeiner Presbyterialverfaſſung, als der freieſten Form im proteſtantiſchen Kreiſe, hat von jeher die ſtrengſte Kirchenzucht gehabt. Im Gegenſatz zur Conſiſtorialkirche wie zur römiſchen Hierarchie iſt er republikaniſchen Charakters, darum bedurfte er der ſchärfſten Executivgewalt. Wer ſich als Glied eines öffentlichen Verbandes weiß, der muß dieſem Verbande doch naturgemäß möglichſt viel Macht und Einfluß wünſchen. Es gehört zu den ſeltſamſten

Widerſprüchen, daß gegenwärtig noch immer ſo viele Glieder der Kirche nichts lieber ſehen, als wenn dieſe ihre eigene Gemeinſchaft möglichſt wenig Macht beſitzt, und beileibe keine Executivgewalt!

Diktirt der Staat einſeitig die erneuerte Machtvollkommenheit der Kirche, und ſtellt ihr dabei zum nöthigen Nachdruck ſeine Polizeidiener zur Verfügung, ſo wird ſtatt der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Kirchenzucht nur der Trotz gegen dieſelbe geſteigert werden. Das iſt der Grundfehler ſo mancher neuen Verordnung in proteſtantiſchen Landen über die Heilighaltung des Sonntags, über die kirchliche Controlirung der Kindtaufsgevattern u. ſ. w. Die Gemeinde muß in der Macht der Kirche ihre eigene Macht wachſen ſehen, dann erſt wird ſie das Recht der Kirchenzucht anerkennen. Auf dieſes Ziel wirken die katholiſchen Vereine hin, inſofern ſie Volksvereine ſind, und der Einzelne ſich in ihnen in ſeiner kirchlichen Bedeutſamkeit fühlen lernt. Die proteſtantiſchen Vereine ſind noch viel zu ausſchließlich Vereine der Geiſtlichkeit.

Der Proteſtantismus beſitzt viel entſchiedener das Zeug zu einer kirchlichen Repräſentativverfaſſung als der Katholicismus, der die Vollziehungsgewalt des Kirchenregiments vorwiegend ausgebildet hat. Darum auf beiden Seiten je die entgegengeſetzte Lücke. Das moderne Vereinsweſen ſucht beide zu ergänzen. Die katholiſchen Vereine ſind freilich keineswegs eine wirkliche Repräſentation des Laien, aber ſie geben doch den Schein einer ſolchen. Sie haben wenigſtens die Form, wenn auch nicht Inhalt und Gewalt der Repräſentation. Aber was will man denn heutzutage mehr als dieſen Schein des conſtitutionellen Lebens? Die Geſammtheit der katholiſchen Vereine ſieht aus wie eine große Volkskammer — in welcher die Oppoſition geſchäftsordnungsmäßig verboten iſt. Wie ein Congreß der Friedensfreunde, wo keiner für den Krieg ſprechen darf. Man ſieht es in den katholiſchen Vereinen gerne, wenn Laien das Wort ergreifen, man ſchiebt wohl gefliſſentlich begeiſterte Redner aus dem Gewerbſtande vor. Die Volksthümlichkeit der Kirche ſoll ſich hier in ihrem Glanze entfalten; ein kleines Bruchſtück des allgemeinen Laienprieſterthums iſt neben die Hierarchie geſtellt.

Der Proteſtantismus dagegen hat ſeit Luthers Tagen ſeine Noth mit dem drohenden Uebermaße des allgemeinen Laienprieſterthums gehabt. Bei den proteſtantiſchen Vereinen ſehen wir daher umgekehrt das Streben der geſunkenen Executivgewalt der Kirche zu Hülfe zu kommen. Aber ſolange die Geiſtlichen auf den Kirchentagen faſt ausſchließlich in den Vordergrund treten, wird der Laie hierbei allzuleicht ein bloßes geiſtliches Particularintereſſe argwohnen. Das katholiſche Vereinsweſen konnte ſich in den Jahren 1848 und 1849 die äußern Formen der damaligen politiſchen Clubs borgen, die proteſtantiſchen Congreſſe hätten das nicht gekonnt, ohne die Gefahr einer demokratiſchen Entartung des Laienprieſterthums. Die katholiſchen Vereine konnten ſogar auf politiſchem Felde ganz ſorglos nebenbei ein bischen in großdeutſch-conſervativer Politik agitiren. Dergleichen mußten die proteſtantiſchen Kirchentage bleiben laſſen, wenn ſie nicht jenen Fluch der Selbſtauflöſung auf ſich laden wollten, der auf den politiſirenden freigemeindlichen und deutſchkatholiſchen Verſammlungen gelaſtet hat.

Der Proteſtantismus wurzelt in der kirchlichen Mündigſprechung des Volks — darum erklärt ſich's, daß ſo viele Pfarrer den großen Agitator Wichern ſcheel anſehen, weil er kein ordinirter Geiſtlicher iſt. Der Katholicismus wurzelt in der prieſterlichen Zucht des Volks — darum hat hier umgekehrt der Klerus den Agitator Buß, eben weil derſelbe gleichfalls kein geweihter Prieſter, ſo hoch auf den Schild gehoben. Das zeigt, wie man auf beiden Seiten die Extreme fürchtet, und wohl weiß, auf welchem Punkt die Entartung zuerſt hereinbrechen könnte.

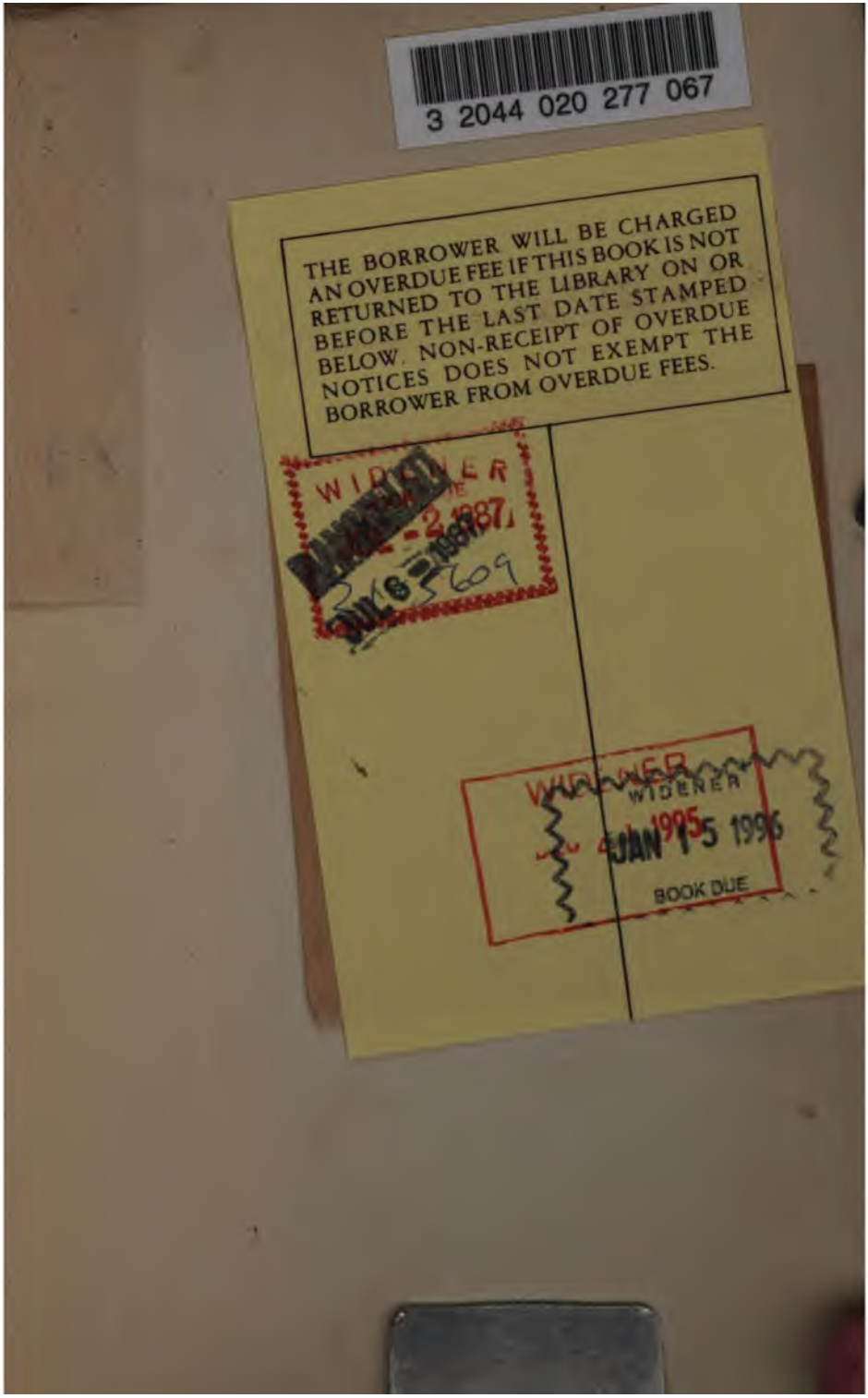
Nur ein Blinder mag es gegenwärtig nicht mehr ſehen, daß die ſchonungsloſe Bloßlegung der Gegenſätze nicht nur in den kirchlichen Gebilden, ſondern auch in den ſocialen und politiſchen mehr und mehr zum tiefſten Charakterzug der deutſchen Gegenwart wird. In wenigen Jahren haben wir in der Erkenntniß der natürlichen Unterſchiede der deutſchen Volksgruppen erſtaunliche Fortſchritte gemacht.

Das Netz der Schienenwege mag hier und da die Sonderthümlichkeiten unſeres Volkslebens ausgleichend überſpinnen, allein

im Großen und Ganzen dient es weit mehr dazu, dieſe Unterſchiede Allen erſt recht offenbar zu machen. Jetzt, wo dem Berliner Wien und München, dem Rheinländer die Oſtſee, dem Küſtenbewohner das Binnenland bis auf eine oder zwei Tagereiſen nahe gerückt iſt, jetzt ſieht erſt ein Jeder mit eigenen Augen, in welch durchgreifenden Gegenſätzen ſeine neuen Nachbarn von ihm geſchieden ſind, jetzt verblaſſen freilich die kahlen Kategorien von Nord- und Süddeutſchland u. dgl. m., an welche ſich bisher die banale Phraſe angeklammert hatte, aber nicht um augenblicklich dem Bewußtſeyn der Einheit, ſondern umgekehrt dem einer unendlich reicheren und vielgeſtaltigeren Mannichfaltigkeit Platz zu machen. Jetzt wird freilich aber auch der Widerſpruch recht klar zwiſchen ſo vielen unſerer künſtlichen, zufälligen politiſchen Beſonderungen und den natürlichen der Geſellſchaft und des Volksthumes. Wie es die Aufgabe von Gegenwart und Zukunft iſt, eine natürliche Gruppirung der Stände feſtzuſtellen, ſo auch wenigſtens eine natürlichere der Staaten.

Auch in kirchlichen und religiöſen Dingen hat die allgemeinere Bildung die confeſſionellen Gegenſätze im Volksbewußtſeyn keineswegs vollends ausgeglichen. Vielmehr iſt die Breite der trennenden Kluft, die vordem faſt nur der Prieſter und Gelehrte ermaß, jetzt allem Volk vor's Geſicht gerückt; weit eher ſteht hier vor der Hand eine noch größere Sonderung zu erwarten, als eine Nivellirung, und gerade die Wahrnehmung der reichen Einzelgruppen ſtatt der in philanthropiſcher Trunkenheit geträumten Ausgleichung aller Unterſchiede, iſt es auch hier, in welcher denen, die vom Baume der Erkenntniß gegeſſen, die Augen übergehen.

Das iſt kein Rückſchritt, ſondern ein Fortſchritt. Denn, um für die Einheit reif zu werden, müſſen wir erſt reif werden für das Verſtändniß und die Würdigung unſerer Beſonderungen. Hätten wir das confeſſionelle Sonderthum nicht, ſo müßten wir zuſehen, daß wir es gewännen. Wohl wurzeln die Leiden unſerer Nation in dieſen Gegenſätzen, aber mit den Leiden auch unſere eigenthümlichſte Lebenskraft.


3 2044 020 277 067
THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.
WIDENER
WIDENER
JAN 15 1996
BOOK DUE